

Gobineau

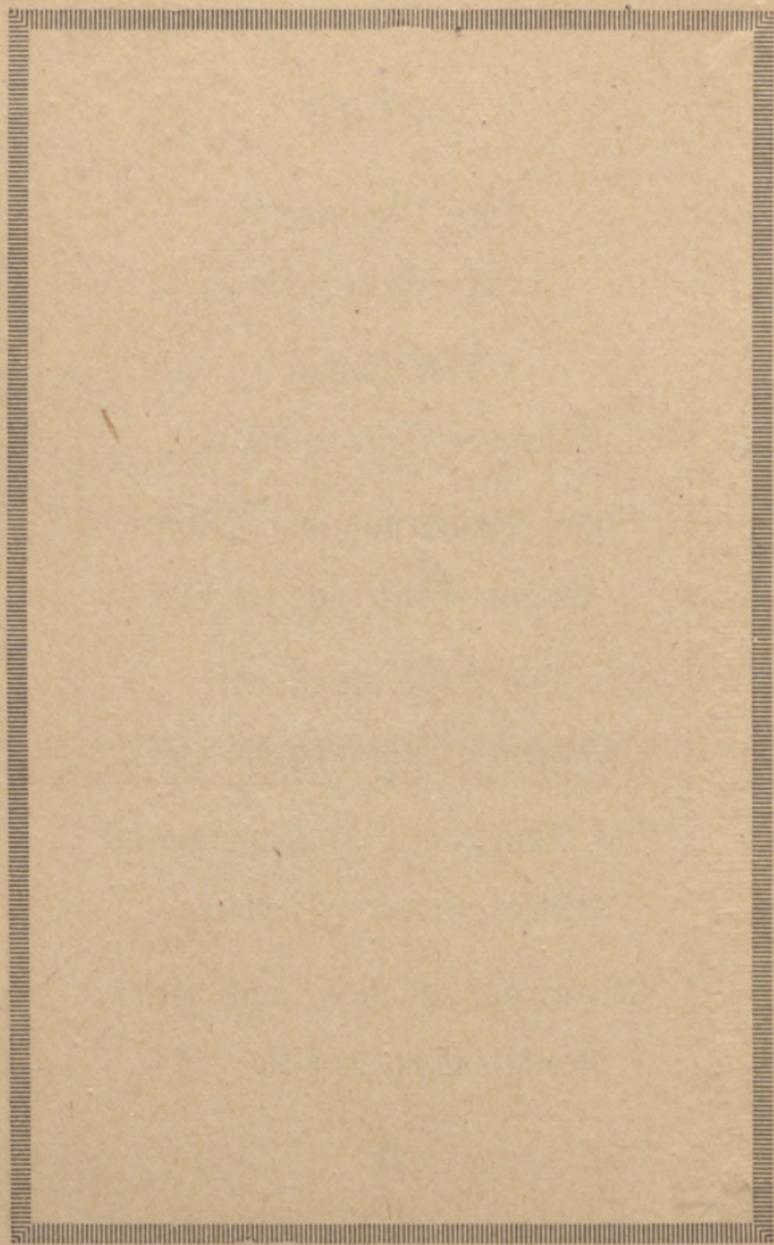
Die Re-
naissance

Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

32613

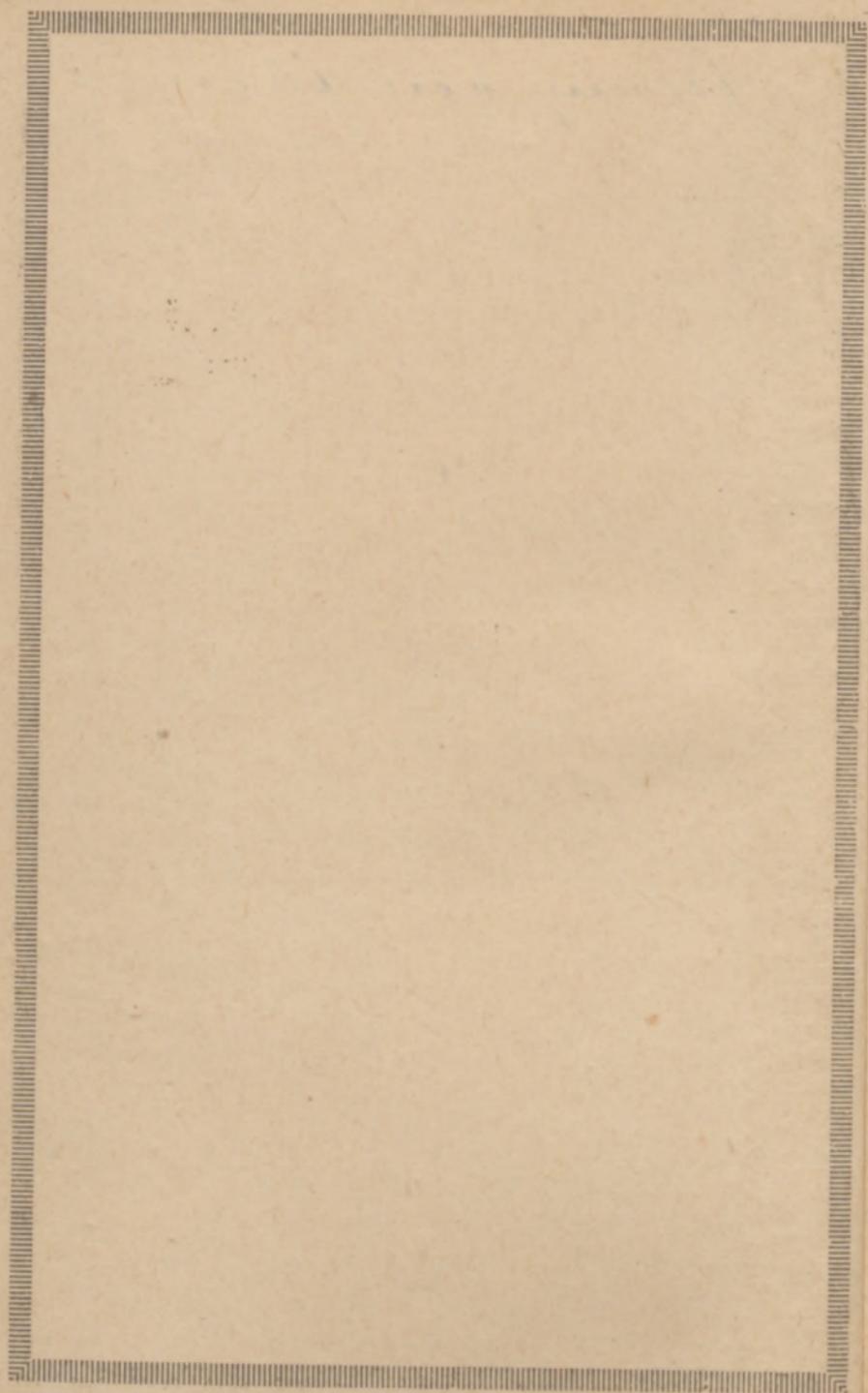
II





1920.

Enjoy you these



ARTHUR GRAF GOBINEAU
DIE
RENAISSANCE

SAVONAROLA · CESARE BORGIA
JULIUS II. · LEO X. · MICHELAGNIOLO



DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN BERLIN

FÜR DIE DEUTSCHE BIBLIOTHEK ÜBER-
SETZT UND HERAUSGEGEBEN
VON HANNS FLOERKE

32613

4



In seiner 1879 erschienenen *Histoire d'Ottar Jarl, conquérant du pays de Bray, et de sa descendance*, hat Gobineau die Geschichte seines ältesten Vorfahren, der im 9. Jahrhundert aus Norwegen in die Normandie kam, und seiner Nachkommen geschrieben. Wenn der erste Ahn, von dem er Kunde erlangen konnte, ein Eroberer im politischen Sinne war, wollte er selbst, der letzte seines Stammes, ein solcher im geistigen Sinne sein: als Pionier auf dem Gebiete der Rassenforschung. Es war wohl mehr als bloße romantische Begeisterung für die Vergangenheit seiner Familie, was ihn schon als jungen Menschen bewog, sich mit dem Rassenproblem zu beschäftigen und dem Ausbau seiner Theorie einen bedeutenden Teil seines Lebens zu weihen. Vielleicht darf man vor allem die Sprache des durch die Jahrhunderte rein erhaltenen Blutes darin erblicken, daß er der germanischen Rasse eine überragende Stelle anweist und in ihr geradezu die „weltordnende Rasse“ sieht. „So erstaunlich reich (sagt Chamberlain) indes sein *Essai sur l'inégalité des races humaines* an später bestätigten intuitiven Ahnungen und an historischem Wissen“ ist, so unzulänglich ist er mangels aller anatomischen, zoologischen, anthropologischen und prähistorischen Kenntnisse in wissenschaftlicher Beziehung. Die Wissenschaft seiner Zeit war auf diesen Gebieten noch nicht weit genug vorgeschritten, um Gobineau die Mittel zu einer exakten Behandlung dieser ungemein verwickelten Frage an die Hand zu geben. Es ist hier nicht der Ort, auf Gobineaus Rassentheorie¹⁾ näher einzugehen, es mußte aber auf diesen Zentral-

¹⁾ Den Kern von Gobineaus Rassentheorie faßt Ludwig Schemann in der Einleitung zu den „Asiatischen Novellen“ des Grafen in folgendem Satze zusammen: „Dieses Werk . . . ist äußerlich gruppiert um den Nachweis, daß weder die Verschiedenheiten des Klimas und der Umgebung, noch irgendwelche soziale und sittliche Entwicklungen, noch überhaupt irgendwelche Zeitereignisse der Konstitution wie dem Geiste der bevorzugteren Menschenrassen etwas anzuhaben imstande seien — daher denn auch ihre Zivilisationen *nicht* durch die gemeinhin angenommenen Ursachen, als Luxus und Sittenverderbnis, Mißregierungen, Verfall der Religionen und was dergleichen mehr — zu Falle kommen —, daß vielmehr einzig der im einzelnen an den Hauptvölkern der Geschichte nachgewiesene Vorgang der *Degeneration*, d. h. der unebenbürtigen Vermischungen mit andern Rassen, den Schlüssel zum Gesamtverlaufe der Weltgeschichte, als einer Sukzession herrschender Rassen oder gestürzter Zivilisationen, zu bieten vermöge.“

gedanken seines reichen Lebens hingewiesen werden, weil er für das Bild seiner Persönlichkeit unentbehrlich ist. Den Grundgedanken seines „Versuchs über die Ungleichheit der menschlichen Rassen“ (1853—55; 4 Bde.) suchte Gobineau in seiner *Histoire des Perses* (1869; 2 Bde.) an einem konkreten Beispiel durchzuführen. Dieser Geschichte eines ganzen Volkes folgte dann, wiederum von der Rassenidee beherrscht, in der schon erwähnten *Histoire d'Ottar Jarl* die Geschichte einer Familie — der seinigen, — und an diese sollte sich abschließend die Geschichte eines Individuums — *seine* Lebensgeschichte — angliedern, ein Plan, den auszuführen der Tod ihn hinderte, den er jedoch in anderer Form und mit einem anderen Helden in seinem erst nach seinem Tode erschienenen Epos „Amadis“ (1887) verwirklicht hat.

Ein großer Teil der schriftstellerischen Werke Gobineaus spiegelt den äußeren Verlauf seines Lebens wieder, es ist daher notwendig, denselben in kurzen Strichen zu skizzieren¹⁾.

Joseph Arthur, Graf von Gobineau, wurde als der Sproß eines normännischen Geschlechtes am 14. Juli 1816 zu Ville d'Avray geboren. Seine Schulbildung erhielt der außerordentlich geweckte Knabe im wesentlichen zu Biel in der Schweiz. Ein längerer Aufenthalt in Baden (1830) ließ ihn mit deutscher Sprache und Bildung Fühlung nehmen. Schon sehr früh zeigte sich bei ihm ein starkes Interesse für den Orient und seine ethnographischen und Kulturprobleme, ein Interesse, das von bedeutendem Einfluß auf seine Zukunft sein sollte. Die Familientradition bestimmte ihn zum Offizier, er wußte es aber bei seinem Vater durchzusetzen, daß er seinen wissenschaftlichen Interessen folgen konnte. Im Jahre 1835 ging er nach Paris, um dort, wo ihm alle Hilfsmittel der Forschung zu Gebote standen, mit unermüdlichem Fleiße die Bausteine zu seinem *Essai sur l'inégalité des races humaines* zusammenzutragen. Kaum hatte er nach vierzehnjähriger Arbeit dieses wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens, dem 1844 zwei poetische Arbeiten (*Les cousins d'Isis* und *Les adieux de Don Juan*) vorausgegangen waren, zum Abschluß gebracht, so ernannte ihn der Minister des Auswärtigen, Alexis de Tocqueville, der seine außerordentliche Begabung und seine zähe Arbeitskraft erkannt hatte,

¹⁾ Ausführlich bei Schemann.

zu seinem Kabinettschef (1849). Damit sah er sich plötzlich in eine Laufbahn geworfen, die seinem Wissensdrang reichste Nahrung verhieß und ihm eine umfassende Kenntniss von Welt und Menschen verschaffen sollte. Nach Tocquevilles Rücktritt (1851) wurde er nacheinander Gesandtschaftssekretär in Bern, Hannover, Frankfurt. 1854—58 ging er als Gesandter nach Persien, wohin er nach Erledigung einer Mission, die ihn in Sachen des englisch-französischen Fischereistreites nach Neufundland rief, 1861 wieder zurückkehrte und bis 1864 blieb. In diesem Jahre wurde er zum Gesandten in Athen ernannt, wo er seine „Geschichte der Perser“, den *Traité des écritures cunéiformes* (dem 1858 eine Vorstudie: *Lecture des textes cunéiformes* voraufgegangen war) und das Werk: *Religions et philosophies dans l'Asie centrale* ausarbeitete und vollendete. Zwischen den beiden Aufenthalten in Persien hatte er Zeit zur Veröffentlichung seines Reisewerkes: *Trois ans en Asie* (1859) und des Buches: *Voyage à Terre Neuve* (1861) gefunden. Im Lande der Phidias und Polyklet machte die Kunst der Alten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich — und mit Erfolg — als Bildhauer versuchte. Das Jahr 1868 sah ihn als Gesandten in Rio de Janeiro, wo er eine intime Freundschaft mit dem Kaiser Dom Pedro schloß. Das Klima der brasilianischen Hauptstadt hatte indes eine so verhängnisvolle Wirkung auf seinen Gesundheitszustand, daß er sich in den Arbeiten, die ihm am Herzen lagen, völlig lahmgelegt sah und im Frühjahr 1870 einen längeren Erholungsurlaub nehmen mußte. Er verbrachte ihn in ländlicher Abgeschiedenheit auf seinem Schloß Trye in der Normandie. Hier war es, wo er den Ausbruch des großen Krieges und die Schlag auf Schlag erfolgenden Niederlagen des französischen Volkes erleben mußte. Als Maire von Trye und Mitglied des Generalrats seines Arrondissements organisierte er zuerst die Verteidigung, dann die Verwundetenpflege und erwirkte endlich seinem Departement (Oise) von dem Sieger mildere Bedingungen für die Okkupation. Eine ihm nach Beendigung des Krieges mehrfach nahegelegte innerpolitische Betätigung lehnte er ab: bei den sich immer unerquicklicher gestaltenden inneren Verhältnissen der Republik konnte es für den hochkultivierten Aristokraten nur bei der äußeren Vertretung einen annehmbaren Posten geben. So trat er denn 1872 in den diplomatischen Dienst zurück und ging als Gesandter der Republik nach

Stockholm. Sein fünfjähriger Aufenthalt in der schwedischen Hauptstadt wurde durch zwei Reisen unterbrochen — eine kleinere nach Norwegen anlässlich der Krönung Oskars II. (1873)* und eine größere durch Rußland, die Türkei und Griechenland, die er 1876 mit Kaiser Dom Pedro machte. Im Jahre 1877 fand seine diplomatische Tätigkeit infolge von Differenzen mit dem damaligen französischen Minister des Auswärtigen, dem Herzog von Decazes, an denen er keine Schuld hatte, ihren Abschluß.

In Stockholm erhob sich Gobineaus Schaffen zu seiner höchsten Höhe. Hier war es, wo die unter dem Namen der „Renaissance“ bekannten „historischen Szenen“ entstanden (1877). Die Anregung dazu kam aus dem Salon der geistvollen Gattin des italienischen Gesandten, der Gräfin de La Tour, der Gobineau sein Buch in dankbarer Erinnerung widmete.

Nun da er ganz frei war und der Stimme seines Herzens folgen konnte, beschloß er, seinen Aufenthalt in Rom zu nehmen. Nachdem er kurze Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten in Frankreich verweilt hatte, siedelte er dauernd nach der ewigen Stadt über, die ihm von früheren Besuchen her teuer geworden war. Hier teilte der Unermüdliche, soweit es seine stark erschütterte Gesundheit zuließ, seine Zeit zwischen der Feder und dem Meißel.

Die letzten Lebensjahre brachten noch einige Reisen; 1880 hatte Gobineau Richard Wagner in Rom kennen gelernt, und aus der gegenseitigen Bewunderung war eine tiefe Freundschaft entstanden, die den Grafen im Frühjahr 1881 und 1882 nach Bayreuth führte. Der Sommer des letzteren Jahres sah ihn noch einmal auf französischem Boden, wo er in der Auvergne eine Begegnung mit seinen Getreuen hatte. Nun aber ging es mit den Kräften des Sechsendsechzigjährigen schnell bergab. Eine Kur in Bad Gastein, die sie wieder beleben sollte, blieb erfolglos, und als er im Oktober auf der Rückreise nach dem geliebten Rom begriffen war, starb er einsam und in völlig fremder Umgebung am 13. in Turin.

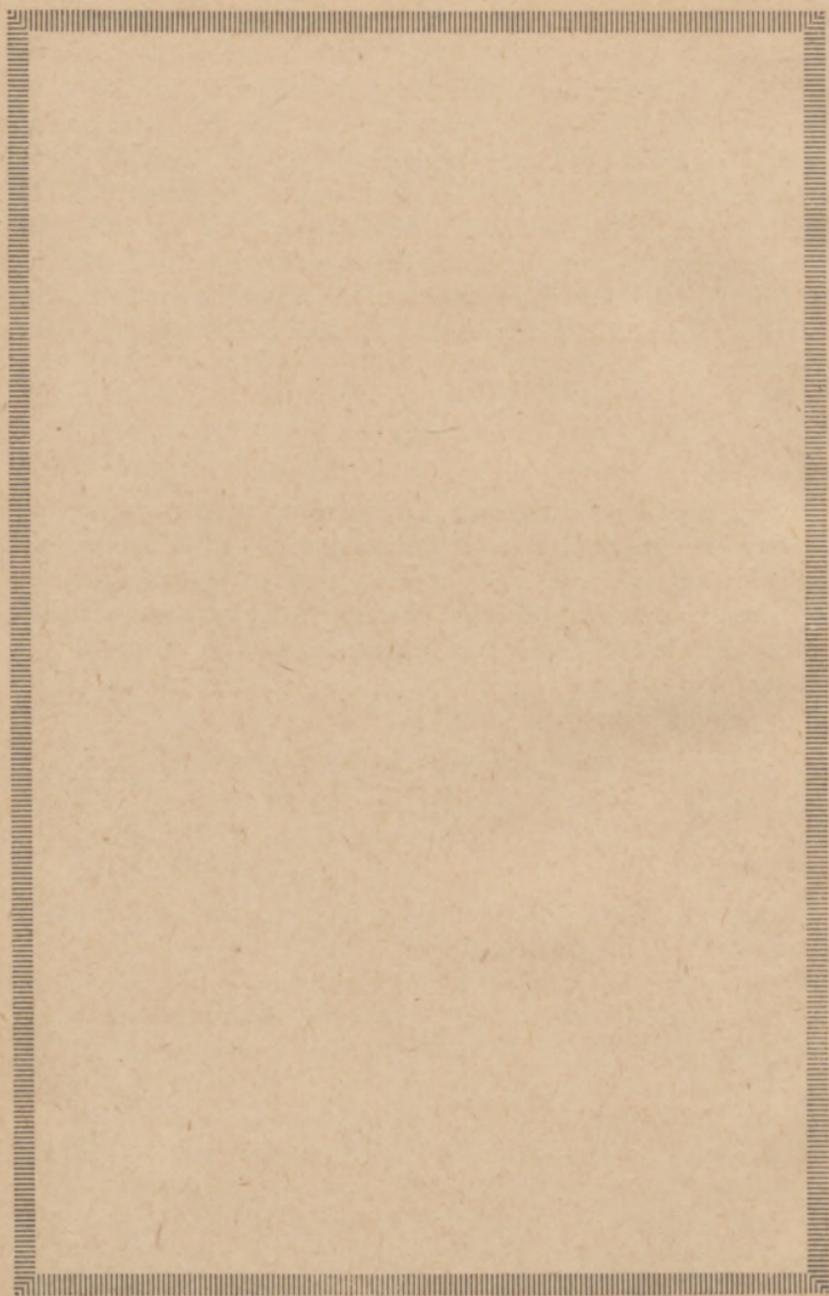
Dies ist in knappen Umrissen der Lebenslauf eines Großen, eines Idealisten, der als Mensch, Dichter, Gelehrter und Weltweiser gleich bedeutend war. Ein mehr oder weniger an biographischen Details fällt nicht in die Wagschale: lebendig wird das Bild des Mannes erst aus seinen Werken. Und unter diesen Werken nimmt die „Renaissance“ als Spiegel Gobineauschen Geistes und

Gobineauscher Künstlerschaft den ersten Platz ein. Neben Mereschkowskis „Leonardo da Vinci“ und Chledowskis jüngst in deutscher Übersetzung erschienenem Rombuch ist sie die beste Renaissancedarstellung, die wir besitzen. Für den freien unbestechlichen Blick des Grafen bezeichnend ist die Kritik, die er an zahlreichen Stellen der „Renaissance“ an den Franzosen und Italienern übt. Unter den vielen Streiflichtern, die auf seine Anschauungen fallen, sei nur auf das Gespräch der Kardinäle Bibbiena und Sadoletto („Leo X.“) und auf die Szene zwischen dem Connétable von Bourbon und Don Fernando d'Avalos („Michelagnolo“) hingewiesen.



Was nun die vorliegende Übersetzung angeht, so hat der Herausgeber geglaubt, dem Original nach dem Vorbilde Schemanns mit möglichster Treue folgen und sich nicht auf eine Umdichtung einlassen zu sollen; denn er ist überzeugt, daß man nur auf diese Weise dem Werke Gobineaus gerecht zu werden vermag.





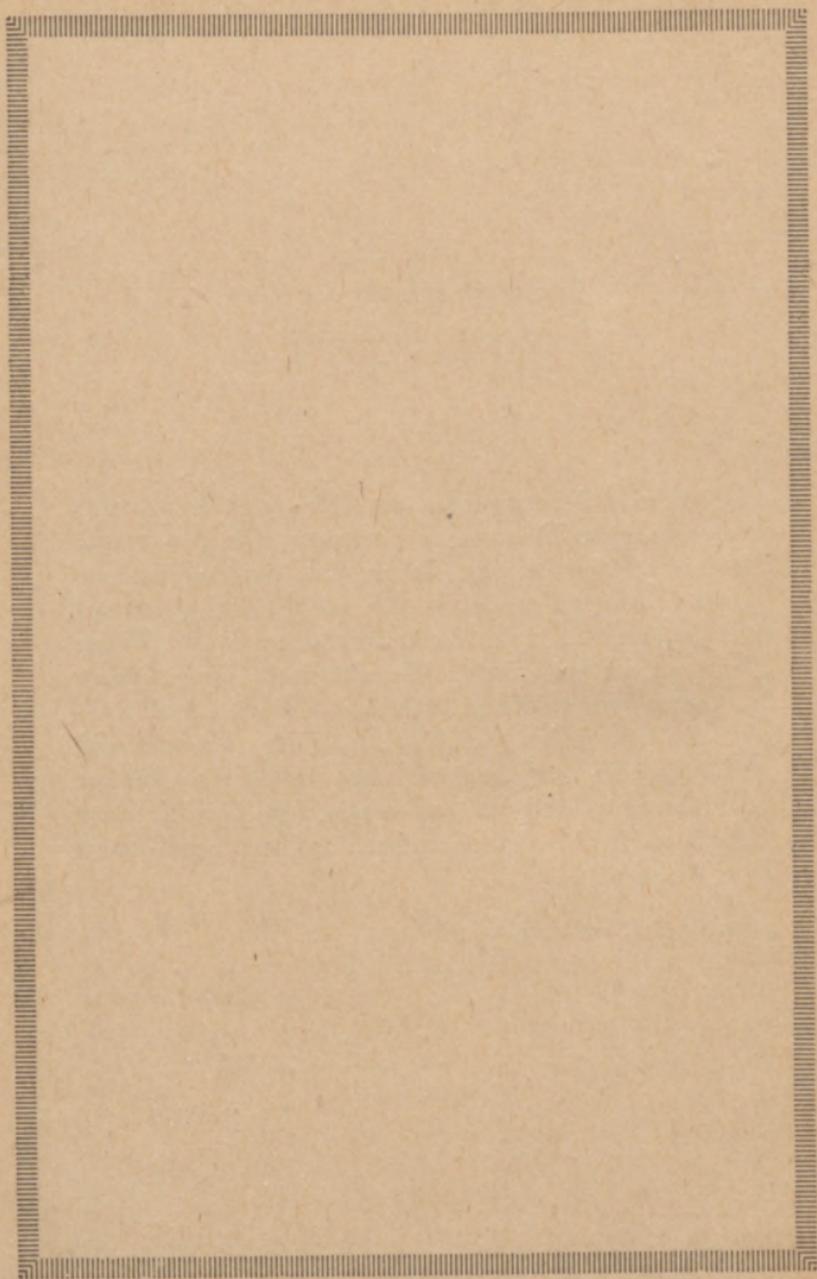
An die Gräfin De La Tour
geborene de Brimont

Frau Gräfin,

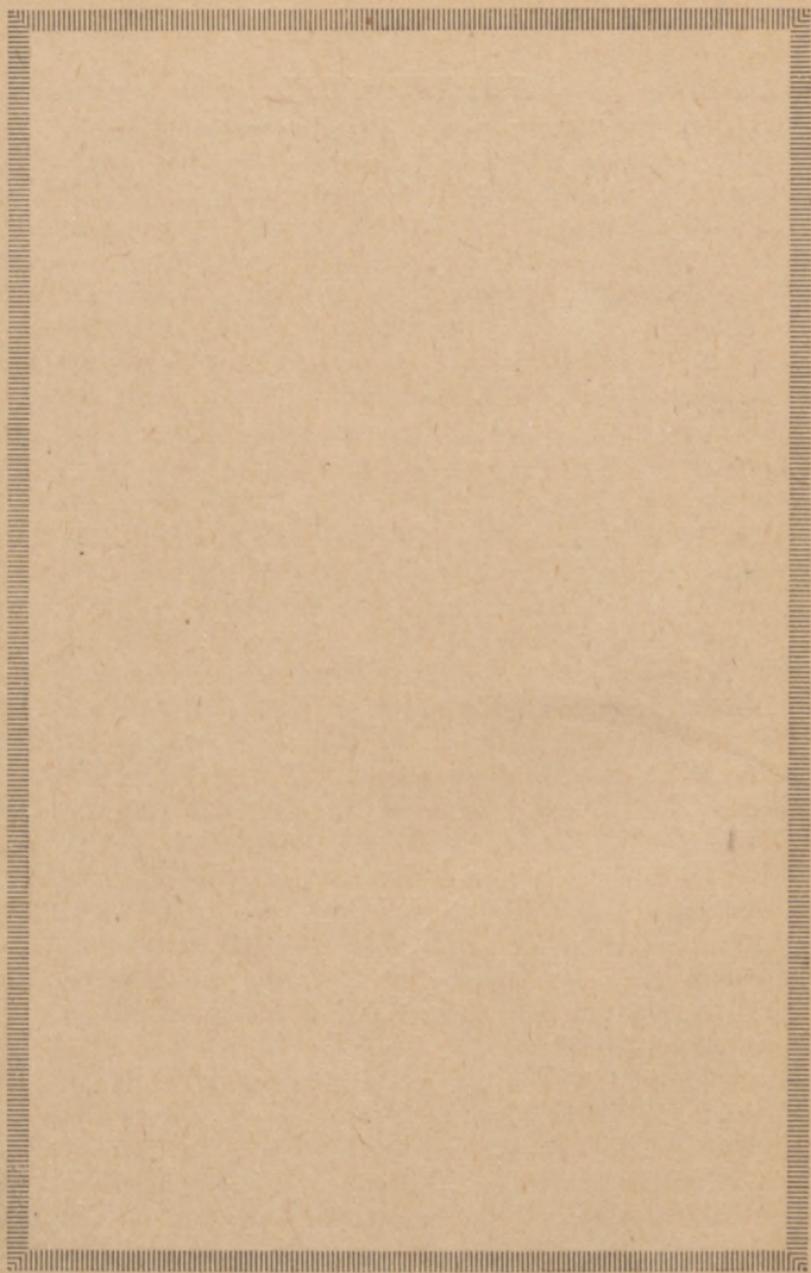
Sie waren so liebenswürdig, der Abfassung dieses Buches mit freudigem Interesse zu begegnen. Die Renaissance schildern, hieß beinahe sicher sein, die Anteilnahme eines Geistes zu erwecken, der wie der Ihrige von der Größe und Macht der Kunst durchdrungen ist. Wollte man auf der italienischen Gesandtschaft Gehör finden, so konnte man keinen glücklicheren Gesprächsstoff wählen als den Ruhm von Florenz, Rom, Mailand und Venedig. Sie gestatten mir also, Ihnen diese Blätter darzubringen, und ich tue es mit dem Gefühle einer Dankbarkeit, die meiner ehrfurchtvollsten Ergebenheit die Wage hält.

Stockholm, im Januar 1876

Graf Gobineau



ERSTER THEIL
SAVONAROLA



Bologna 1492

Der Garten des Dominikanerklosters. Mitternacht. Der Himmel ist rein, klar und tief; die Sterne funkeln; der Mondschein flutet bis unter die Arkaden der viereckigen Kreuzgänge, die den mit hohen Bäumen und duftenden Gewächsen bepflanzen freien Raum umgeben. Auf den beschienenen Wänden bemerkt man Fresken: rote Gewänder und blaue Mäntel, bleiche Gesichter, gefaltete Hände; Köpfe heiliger und seliggesprochener Männer und Frauen mit Heiligenscheinen. In der Mitte des Klostergartens erhebt sich auf fünf oder sechs Steinstufen ein Marmorkruzifix im Geschmack des 13. Jahrhunderts; auf den Armen des Kreuzes sieht man die Zeugen des Opfertodes. Auf dem breiten Wege, der um dieses Kreuz herumführt, wandelt der Prior des Klosters; ihm zur Rechten der Bruder Girolamo Savonarola, neben ihm Bruder Silvestro Maruffi.

BRUDER GIROLAMO: Ja! Vollendet ist die Zeit. Die Stunde schlägt. Jetzt oder nie gilt's das Wort Gottes wieder aufzurichten und die Welt damit zu erfüllen. Die Finsternis schwindet. Anklagend fällt das wiedererstehende Licht taghell auf die alte Verderbtheit. Wieviel Teufel umschleichen lauernd unsere Schwachheiten! Sie fachen sie an! Sie beleben die schwindende Flamme! Zurück mit ihnen! Sorgen wir, daß unsere Zeit weniger schmachbeladen sei als ihre Vorgängerin! Schütteln wir die Schlafsucht unsrer Vorfahren ab, aber setzen wir nicht den Sündentaumel an ihre Stelle! Erleuchten wir die Völker! leiten wir sie! übernehmen wir ihre Führung! zwingen wir sie! — Ach! Bruder, werdet Ihr zu mir sagen, wie hätte ein armseliger Wicht wie du die Schultern für die Last einer solchen Aufgabe! — Habt Ihr nicht von David gelesen und von den Taten dieses armseligen Schafhirten?

DER PRIOR: Gewiß! Aber welche Stimme von oben ruft Euch zu so hohem Werke!

BRUDER GIROLAMO: Gott selbst! Gott spricht zu mir, Gott treibt mich! Die Überzeugung, die mich gepackt hält, die Entzückungen, die sie mich erleben läßt, können mich nicht täuschen!

BRUDER SILVESTRO: 'S ist wahr! Er hat recht! Sein Wissen, seine Redegewalt, seine Tugend, sind sie nicht Zeichen? Wo möchtet Ihr noch eindringlichere finden wollen? Soll er von seinen Gaben keinen Gebrauch machen?

DER PRIOR: Das geb' ich alles zu. Aber warum soviel Unge-
stüm? Kann man nicht mit Maß vorgehen? Überhaupt, wo wollt
Ihr hinaus? Wenn ich Euch recht verstehe, so ist's nichts Gerin-
geres als die Kirche zu reformieren und die Großen wie die Ge-
ringen zur Beobachtung der evangelischen Gebote zurückzuführen.
Haltet Ihr diese Aufgabe für leicht? Vergeßt Ihr, wie die Theo-
logen, die Konzilien erst jüngst daran gescheitert sind, gar nicht
davon zu reden, daß wir unter dem Hirtenstabe Alexanders VI.
leben! Welchen Augenblick, großer Gott! wollt Ihr wählen, um
der Welt von Enthaltbarkeit zu sprechen!

BRUDER GIROLAMO: Für Gott gibt's keinen Augenblick, der
ihn zwänge; alle Augenblicke ruhen in seiner Hand! Ich wiederhole
es Euch: die Stunde hat geschlagen! Nun heißt es handeln. Alles
wandelt sich in unsern Tagen, die ohnehin schon den voraufge-
gangnen Zeiten so unähnlich sind; alles schäumt und wirbelt; das
Weltall wird uns hinfort seine Schauspiele im Mittelpunkte eines
erneuerten Horizonts entfalten. Es wird zum Guten ausschlagen,
wenn die Religion das Kreuz wieder aufrichtet, zum Bösen, wenn
dieser Baum des Heils unter den Streichen der Bosheit nieder-
bricht, die ihn fortwährend zu entwurzeln trachtet. Seht Ihr denn
nicht, was geschieht? Vorgeblicherweise stehen auf und reißen
die altväterischen verblichenen Vorhänge von den Wänden, an
denen unsere Väter und Großväter Gefallen fanden. Italien ist
überevull von zügellosen Abenteurern, Fürsten von Zufalls Gnaden,
Soldknechten, kleinen und großen Tyrannen, aufständischen
Bauern, streitsüchtigen Bürgern, und alles Erbgut, groß und klein,
fällt diesem Schwarm zur Beute, dem noch die Wölfe sich gesellen,
die in Rudeln aus Spanien und Frankreich einbrechen. Und doch,
inmitten dieses Unheils, seht nur zu! erwachen die Völker; sie
reiben sich die Augen, verlangen zum Morgenimbiß, ausgehungert
wie sie sind, die Freiheit und den Frieden; die Freiheit, sage ich
Euch und vor allem den Frieden und die Gerechtigkeit, die ihre
Väter nie gekostet, deren Geschmack sie nie gekannt haben! Ich
aber rufe ihnen zu: Verlangt vor allem den Glauben! Ohne ihn
ist das Übrige schal und wandelt sich in Gift. Aber wo ist er, der
Glaube? wo soll man seine Quelle wiederfinden? Der Klerus
kennt ihn nicht . . . die Kardinäle verspotten ihn . . . Der Papst . . .
ach! der Papst, ich will Euch nicht sagen, was er ist, Ihr wißt es

nur zu gut! Wenn man nicht auf der Hut ist, werden aus unsrer unglücklichen, von Dornestrüpp überwucherten Kirche, aus unsern in Moder zerfallenden Lehren, aus dem Schutt unsrer geistlichen Zucht die scheußlichen Köpfe der Ketzereien hervorkommen und mit ihren zwiegespaltenen Zungen die Entschuldigungen, die Vorwände zischen, die all diese Greuel ihnen liefern, und sie in Gift verwandeln. Seht Ihr sie nicht, diese Ungeheuer, die durch die christlichen Reiche nach Beute schleichen? Und nur zu gute Helfer finden sie an dem andern Otterngezücht, den Gelehrten, die trunken von Stolz sind, daß sie in den wieder aufgefundenen Büchern Griechenlands und Roms lesen können. Hört Ihr nicht, welche Ratgeber sie uns vorschlagen als Ersatz für die großen theologischen Geister? Es ist Platon, es ist Seneca, es ist dieser elende Martial, dieser unzüchtige Ovid, der unreine Anakreon, es sind die Lucan, Petronius, Statius, die Bion, Apuleius, Catull, und täglich könnt Ihr Graubärte ebenso närrisch wie die einfältigste Jugend laut in diese schmachvolle Begeisterung einstimmen sehen, die sie eine Seite aus Cicero als wertvoller denn die heiligsten Verse unserer Evangelien hinstellen läßt. Und ist es damit erschöpft, das gefährliche Trachten, ist das alles, was das Gleichgewicht der Gewissen bedroht? Nein! Der Pinsel vereinigt sich mit der Feder und mit dem Pinsel der Meißel und der Grabstichel, um vor den Blicken einer nach schändlichen Sammlerstücken tollen Menge das Nackte auszubreiten! Ich sage Euch, ich, daß alle Begierden des Geistes und Herzens vom Satan in Aufruhr versetzt, gereizt und aufgekitzelt sind, und wenn wir uns verteidigen sollen, daß es dann die höchste Zeit ist, darauf zu sinnen. Habt Ihr noch nie von dem reden hören, was sie „die Liebe zur Kunst“ nennen, und was in Wirklichkeit weiter nichts ist als die schimpfliche Begier des Lasters? Dieser Greuel hat sich in unsre Kirchen eingeschlichen, die dadurch — was geworden sind? die Synagogen des Teufels! Eine heilige Magdalena, ein Sebastian sind nur Vorwände, die menschliche Gestalt ganz ebenso schamlos zu enthüllen wie Apollo und Venus! Und ich, ich, ich, der ich sie sehe, der ich sie fühle, höre und erkenne, die Abscheulichkeit dieser Schändlichkeiten, ich, dessen Seele dadurch bis zu wütendem Ekel, ja! bis zur heiligen Raserei der Empörung für das Kreuz erregt ist, wollt Ihr, daß ich diesen Unrat seinen Schlamm auf der

armen Menschheit absetzen lassen soll, ohne einer solchen Überflutung meinen Leib als Schutzwehr entgegenzustemmen? Nein! tausendmal nein! Ich werde nicht ruhig bleiben gegenüber einem solchen Aufgebot von Machtmitteln des Erzbösen! Ich werde die Welt verteidigen! Ich werde die Zeit, in der ich lebe, verteidigen und vor allem die Waffen der Zukunft schmieden und sie ihr in die Hand geben! Wiedergeboren wird das bald beginnende Jahrhundert dem unendlichen Ozean der Ewigkeit entgegenschreiten und für immer die schmutzigen Trümmer des Bösen und seiner Ausschweifungen verschlingen!

DER PRIOR: Ihr sagt also, um es in kühlen und vernünftigen Worten zu wiederholen, allen Mächten der Welt den Krieg an? Ihr sagt den Krieg an dem Willen der Kirche, den Krieg den Gewohnheiten der Fürsten, den Krieg den Schwächen, den Nachlässigkeiten, den Ausschweifungen jedes Einzelnen? Ist es das, was Ihr tun wollt?

BRUDER GIROLAMO: Ich will es tun und ich werde es tun! Mag ich dabei zugrunde gehn, — warum nicht? . . . Sind meine Knochen es wert, daß man ihrer schone? . . . Aber wenn es mir gelingt, und unser Italien mir, selbst wenn ich verwünscht, entehrt, zertreten, tot bin, den strahlenden Glauben, die machtvolle Freiheit, die freudige Tugend verdanke, worüber werdet Ihr dann zu klagen haben?

DER PRIOR: Über nichts. Wo wollt Ihr Eure Predigten beginnen? in Venedig?

BRUDER GIROLAMO: Venedig ist von der weltlichen Weisheit geknebelt. Es wird zuletzt zu uns kommen.

DER PRIOR: In Rom?

BRUDER GIROLAMO: Rom ist der Pfeiler des Heils, untergetaucht in ein Meer von Pestilenz. Aber in Florenz, da kann man handeln. Der Tod Lorenzos de' Medici schafft mir freie Bahn; er hätte alles vereitelt; denn er war ein Heide; aber die Macht Pieros, seines Sohnes, ist von Grund aus untergraben. Das Volk und die Großen haben gelitten; sie wissen zum mindesten von Billigkeit und guten Sitten zu reden, sie haben einige Begriffe von Unabhängigkeit . . . sie denken nach, und wenn sie auch wenig taugen, ist es doch möglich, mit ihnen eine Reform zu versuchen. Außerdem liebt mich in Florenz das Volk, es lauscht mir, und man harret meiner.

DER PRIOR: So zieht denn hin, Bruder; ich segne Euch . . . Um-

armt mich alle beide. Ihr geht in die Tat umzusetzen, was ich ehemals, in meinen jungen Jahren, erträumt habe und was mir sehr schwer scheint . . . Vielleicht habt Ihr recht . . . Ich fühle eine tiefe Traurigkeit über mich kommen.

BRUDER GIROLAMO: Und mich überströmt eine Hoffnung ohne Grenzen. Du folgst mir also, Bruder Silvestro?

BRUDER SILVESTRO: Ins Leben und in den Tod. Ich werde mich nie von Euch trennen.

BRUDER GIROLAMO: Dann komm! Öffne die Pforte! Wie weit dehnt sich doch das Gefilde vor unsern Blicken! Das Abbild ist's des Werkes, das wir unternehmen wollen. Siehst du niemand auf dieser weißen Straße, zu der unsre Schritte uns führen werden? Sie ist hell von den Strahlen des Mondes beleuchtet und dehnt sich weithin in der Richtung auf Florenz.

BRUDER SILVESTRO: Nein, Girolamo, ich sehe niemand!

BRUDER GIROLAMO: Wohlan! ich, ich sehe deutlich die Züge zweier großer Gestalten!

BRUDER SILVESTRO: Wo denn, Bruder?

BRUDER GIROLAMO: Dort! Schau besser hin! Es ist der Glaube an Gott und es ist das Vaterland! Sie strecken uns die Hände entgegen! Vorwärts, Bruder Silvestro, vorwärts!

Nachdem die beiden Mönche die Gartentür durchschritten haben und der Prior sie wieder zugeschlossen hat, tauchen hinter einer Mauer zwei schlechtgekleidete Männer auf mit entblößter Brust und krausen, unordentlichen Haaren, gemeine Gestalten.

DER ERSTE: Feigling!

DER ZWEITE: Frechdachs! siehst du denn nicht, daß es zwei sind?

DER ERSTE: Nun! und?

DER ZWEITE: In unserm Stande muß man immer zwei gegen einen sein, — mindestens.

DER ERSTE: Pah! ich würde dem Größeren einen tüchtigen Dolchstoß zwischen die Rippen gegeben haben und für den Kleinen hätt's nur einen Faustschlag gebraucht, um ihn kollern zu machen wie einen Kegel. Da sind jetzt zwei Prachtstücke von wollenen Kutten für uns futsch. Unmöglich, mit Hasenherzen deines Schlages auf einen grünen Zweig zu kommen!

DER ZWEITE: Komm laß uns zur Rossa gehn und eins trinken; vielleicht bringt uns die Nacht eine bessere Gelegenheit.

Mailand 1494

*Ein Saal im Schlosse. — Lodovico Sforza, Regent von Mailand, sitzt vor einem großen Tisch mit einer roten Samtdecke, die mit Laubwerk in Gold-, Silber- und Buntstickerei verziert ist. Er ist in schwarzen mit Schmelzstickerei verzierten Atlas gekleidet und trägt im Gürtel einen reich ziselierten Dolch. Er spielt mit seinem Handschuh. Um ihn herum sitzen Antonio Cornazano, Verfasser des Gedichtes *De re militari*; Giovanni Achillini, Altertumsforscher, Dichter, Hellenist und Musiker; Gaspardo Visconti, berühmt für seine Sonette und zu seiner Zeit für ebenso vollkommen wie Petrarca gehalten; der Maler Bernardino Luini; Leonardo da Vinci.*

LODOVICO: Nun, Meister Leonardo, ist's diesmal Ernst damit, daß Ihr uns wiederkehrt?

LEONARDO: Durchlachtigster Herr, ich verdiene nicht soviel Strenge. Eure Hoheit weiß wohl, daß ich sehr gern in Ihren Diensten stehe.

LODOVICO: Jawohl, Ihr laßt mich in diesem Augenblick die schönsten Beteuerungen von der Welt vernehmen, das stelle ich nicht in Abrede. Der Arnostadt müde, überdrüssig der fanatischen Predigten Bruder Girolamos Savonarola, empört über die urteilslose obstinate Begeisterung, die sie erwecken, seid Ihr bereit, wie Ihr mir schreibt, für mich Kanonenrohre, Geschütze, Maschinen aller Art zu ersinnen, mir Brücken zu bauen, den Plan unseres Festungsgürtels zu entwerfen, Kanäle zu graben, endlich unsre Städte mit Palästen, Kirchen, Statuen und Gemälden zu schmücken. Ich weiß sehr wohl, daß Ihr ganz der Mann seid, das alles auszuführen, — aber vermögt Ihr auch Euren unbeständigen Sinn zu überwinden? Wie oft habt Ihr doch Meinungen und Freundschaften gewechselt! Ich will Euch damit nicht tadeln, lieber Leonardo, aber, frei herausgesagt, Ihr seid veränderlich wie eine Kokette.

LEONARDO (*den Kopf schüttelnd*): Ich kann nicht umhin, über die liebevollen Anklagen Eurer Hoheit zu lächeln; denn wie Sie sie auch nennen mag, es sind doch Anklagen, und, ich gesteh' es, der Schein ist gegen mich. Ich bin jedoch nicht wetterwendisch, nein! Seht, durchlachtigster Herr, ich hätte vielleicht mein ganzes Leben in Florenz zugebracht, aber es gibt so viel zu sehen

in der Welt und soviel zu lernen! Hätte ich beständig an denselben Orten gewohnt, mehr als zwei Drittel meiner Kenntnisse und Einsichten hätte ich dann nicht, und dennoch weiß ich noch nicht den hundertsten Teil von dem, was ich lernen möchte.

ANTONIO CORNAZANO: Vielleicht tätet Ihr besser, Meister Leonardo, Euch einer einzigen Beschäftigung zu widmen, statt Euch mit so vielen und so verschiedenartigen zu befassen. In der Malerei, zum Beispiel, habt Ihr nicht Euresgleichen, — warum wollt Ihr Euren Ruhm auf andern Gebieten suchen?

LEONARDO: Ihr sprecht wie Bernardino.

BERNARDINO LUINI: Ach! Meister, wenn Ihr Euch wenigstens dazu verstehen wolltet, die Bilder zu vollenden, die Ihr beginnt! Welches Glück wär' das für mich, Euern Schüler! wieviel Belehrung würd' ich daraus schöpfen!

LEONARDO: Auf die Geometrie, auf die Mathematik könnte ich dennoch nicht verzichten.

GASPARDO VISCONTI: Ihr hättet weit mehr Grund, die Zahl Eurer Poesien und dieser so entzückenden musikalischen Kompositionen zu vermehren! Wendet Eure Liebe also nur der Baßlaute zu, die Ihr erfunden habt!

LEONARDO: Ich werde wieder darauf zurückkommen und sie verbessern. Die Musik steckt gegenwärtig noch in den Kinderschuhen und muß noch sehr wachsen. Davon ist jetzt nicht die Rede.

ACHILLINI: Etwa von dem Traktat über die Optik.

LEONARDO: Ebenso wenig.

BERNARDINO LUINI: Dann also von der Anatomie. Dabei ist doch wenigstens etwas für die Malerei zu holen.

LEONARDO: Die Anatomie ist eine Wissenschaft, die einen nicht wieder losläßt. Vor allem aber schmerzt es mich, daß man in Florenz mein Projekt bezüglich des Kanals von Pisa nicht hat annehmen wollen; die größten Vorteile hätten sich daraus ergeben, und wenn ich hierher gekommen bin, so geschah es in der Hoffnung, Ihr ließt Euch, da jener Plan durch seine Ablehnung für mich in Fortfall kommt, vielleicht überreden, den Überschwemmungen ein Ende zu machen, unter denen die Bauern in dem Tal von Chiavenna und im Veltlin soviel zu leiden haben. Ich habe meine Pläne bei mir.

LODOVICO: Meister Leonardo, einem Mann wie Ihr muß man alle Freiheit lassen, nach seiner Weise zu schaffen; er kann nur Bewunderungswürdiges hervorbringen. Aber, ich weiß es im voraus: eines schönen Tages erwischt Euch eine Laune, und Ihr verlaßt mich abermals. Ihr werdet bewundert, und alle Fürsten verlangen nach Euch. Der Mediceer Lorenzo war nur darauf bedacht, Euch unter all den berühmten Männern, mit denen er sich umgab, festzuhalten. Er ist tot und damit ein Bewerber weniger, — aber der Gonfalonier Soderini hat Euch nur mit genauer Not ziehen lassen; Galeazzo Bentivoglio macht Euch die verlockendsten Anerbietungen, um Euch nach Bologna zu ziehen, und es ist mir auch nicht unbekannt, daß Cesare Borgia Euch zu seinem obersten Werkmeister und zu seinem Architekten ernannt hat. Ihr werdet Euch schließlich doch verführen lassen.

LEONARDO: Solange ich Eure Gnadenbeweise genieße, durchlauchtigster Herr, glaube ich das nicht; denn Ihr seid in Dingen der Kunst der empfänglichste Fürst Italiens. Selbst ein bewunderungswürdiger Dichter, begreift Ihr den Geist der Dichter; bei Euch ist gut weilen, man kann mit Euch reden, man wird von Euch verstanden, und die Geschenke Eures reichen Geistes sind mir hundertmal wertvoller als die goldenen Gunstbezeugungen aus den reichsten Börsen. Ich werde bleiben, solange Ihr mich wollt.

LODOVICO: O meine Freunde, wie angenehm und schön würde das Leben sein, könnte man es von Anfang bis zu Ende wie einen Fluß des Paradieses zwischen den grünenden fruchtbaren Ufern der Wissenschaft und der Kunst hingleiten sehn! Aber Ihr wißt ja alle, wie sehr die Wirklichkeit von einem so edlen Phantasiegemälde abweicht, und was jene Unglücklichen zu leiden haben, die der Himmel mit der Regierung der Völker belastet hat. Nur in den allzu kurzen Augenblicken, die ich allein mit Euch verbringen darf, genieße ich eine wirklich ungetrübte Freude!

LEONARDO: Es ist ein großes Unglück, daß Ihr, statt unser regierender Herzog zu sein, nur der zeitweilige Regent des Staates seid. Wir leben in einer Zeit, da Männer nötig sind, um die Völker zu leiten, und Herr Galeazzo ist infolge seiner schwachen Gesundheit und seines beschränkten Geistes nur ein Kind. Verzeiht, wenn ich so freimütig rede, aber ich wiederhole hier vor Euch nur, was

sonst jedermann im ganzen Gebiet von Mailand wie in ganz Italien sehr laut sagt.

GASPARDO VISCONTI: Es ist die reine Wahrheit. Welches Unglück, in diesem Augenblick von einem so großen Fürsten regiert zu werden, der dazu verurteilt ist, uns binnen kurzem allen Zufälligkeiten der Unerfahrenheit und der Schwäche preiszugeben!

LODOVICO: Eure Reden schmerzen mich, meine Freunde. Ich liebe meinen Neffen Galeazzo; ich liebe seine Gemahlin, die Herzogin Isabella, und trachte nur danach, ihnen zu dienen; indes kann ich es mir nicht verhehlen, daß mein Mündel nicht aus einem sehr kostbaren Stoffe gebildet ist. Gott behüte uns vor dem Unglück, mit dem die geringen Fähigkeiten des armen jungen Mannes unser Haus bedrohen!

ANTONIO CORNAZANO: Durchlauchtigster Herr, ich habe lange unter dem edeln und tapfern Herrn Bartolommeo Colleoni gedient und manches Staatswesen entstehen und vergehen sehn. Wenn ich die Zeichen der Zeit nicht falsch deute, hat das Herzogtum es nötiger denn je, von einem mannhaften Herren beschützt und von einer festen Hand gehalten zu werden.

LODOVICO: Ihr täuscht Euch nicht, Herr Antonio; Eure Sprache verrät mir den bewährten Krieger, den gewandten Unterhändler und nicht minder den feingebildeten Gelehrten. Meine lieben Freunde, mit Euch will ich rückhaltlos von den großen Angelegenheiten sprechen, die uns beschäftigen; übrigens gibt es hier keine Geheimnisse mehr.

LEONARDO: Ihr seid im Begriffe, uns ein sehr großes Geheimnis zu enthüllen, eines, das mich für sich allein mehr gefangen nimmt als alle andern: Ihr wollt uns die Art und Weise offenbaren, wie die hochgemuten und kühnen Geister die Geschicke der Reiche wahrnehmen, vertreten, entscheiden und zu leiten gedenken.

LODOVICO: So hör' mich denn an, Philosoph, da die Regungen der menschlichen Seele solche Wichtigkeit für dich haben, und sieh mich an, Maler, wenn du einen entschlossenen Mann betrachten willst. Ihr wißt, es sind noch keine zwei Jahre her, daß Papst Alexander VI. die päpstliche Tiara aufgesetzt hat. Der, den man vorher den Kardinal Roderico Borgia nannte, ist das Haupt der Kirche geworden. Ihr senkt alle den Kopf, und ich lese Besorgnis

in Euren Mienen? Ich begreife es; aber ich kenne den Papst, ich kenne ihn von Grund aus, und ich will Euch folgendes erklären: er ist ein Mann, begabt mit Weisheit, mit Klugheit, mit einem majestätischen Verstand. Seine Beredsamkeit ist, wenn es darauf ankommt, ebenso unüberwindlich wie seine Kunst, sich der Geister zu bemächtigen und sie lenksam zu machen. Was seine unbeirrbar Beharrlichkeit betrifft, so ist sie die eines Gottes, und dank dieser Tugend, der gefährlichsten bei einem Gegner, ist er in fast allen Lagen des Erfolges sicher. Dies ist der Mann, mit dem die Welt rechnen muß, und wir wissen alle, daß er im Kampfe um die Oberherrschaft weder Treue, noch Gesetz, noch Religion, noch Bedenken, noch Gnade kennt und auf der Welt nur von einem einzigen Interesse weiß: von dem seines Hauses Borgia, das durch seine Kinder vertreten wird. Er ist ein wunderbarer Mann. Bisher war der Erfolg stets auf seiner Seite, trotzdem man ihn kennt. Auch haben alle wahren Staatsmänner des heiligen Kollegiums, für ihr Leben fürchtend, zu dem einzigen Rettungsmittel gegriffen, das ihnen blieb: sie sind entflohen. Giuliano della Rovere hält sich in seiner Bischofsstadt Ostia, umgeben von Befestigungen und Soldaten; Giovanni Colonna glaubt sich nur in Sizilien sicher; Giovanni de' Medici weilt in Florenz. Und was mich betrifft, so gestehe ich offen, ich fürchte diesen Mann ebensogut wie die Kardinäle selbst. Ich weiß, daß sein Sohn, der Valentino, uns verderben und uns das Herzogtum Mailand abnehmen möchte; ich weiß, daß diese Leute sich mit den Aragonesen, meinen Feinden, verbündet haben; ich weiß, daß Piero de' Medici seine Florentiner gegen mich einnimmt; ich weiß, daß ich von Venedig nichts zu erwarten habe, außer aufgefressen zu werden, im Falle ich schwach werden sollte. In dieser Lage habe ich es für nützlich erachtet, zunächst festzustellen, wo ich meine furchtbarsten Gegner zu suchen hätte. Ein Irrtum ist hier nicht möglich: es sind die Aragonesen und die Florentiner; sie werden mich bei nächster Gelegenheit mit offener Gewalt angreifen. Auf sie mußte ich also zuerst meine Blicke richten und gerichtet halten. Indem ich dies tat, machte ich zum soundsovieltenmal in meinem Leben die Wahrnehmung, daß jede Lage, die verzweifelt erscheint, es in Wirklichkeit nicht ist, und daß man aus dem schlimmsten Gift, wenn man es sorgsam auflöst, einen heilsamen Stoff gewinnen kann. So habe

ich denn gefunden, daß Alexander VI. in bezug auf Ferrante von Neapel und die Medici sich genau in der nämlichen Lage befand wie ich. Ich habe daher den Kardinal Ascanio Sforza, meinen Bruder zum Papste gesandt, und wir haben eine Allianz geschlossen. Gleichzeitig habe ich mich den Venezianern genähert, die dem Hause Aragon ebensowenig günstig gesinnt sind. Auf diese Weise habe ich die Möglichkeit gehabt, die Florentiner durch Venedig und die Aragonesen durch den Papst zu neutralisieren. Das ist im Grunde nur ein zeitweiliges und zerbrechliches Gerüst, ein Bau aus Zündhölzern, die entweder zerbrechen oder Feuer fangen werden, — und angesichts dieser Gewißheit und der zwingenden Notwendigkeit, mich sorgfältig vor meinen Verbündeten in acht zu nehmen, habe ich mich an den König von Frankreich gewandt. Ich habe ihn überredet, als Erbe des Hauses Anjou, auf Neapel Anspruch zu erheben. Er hat dazu noch den Plan gefügt, Alexander abzusetzen und ihn der Tiara unwürdig zu erklären, was mir die Hoffnung gibt, daß er sich, für den Augenblick wenigstens, nicht mit ihm verständigen wird. Karl VIII. hat die Alpen überschritten und marschirt auf Florenz. Später wird man darauf sinnen müssen, wie man ihn wieder heimschickt; zurzeit aber, urteilt und sagt mir, ob mein Neffe, der arme Galeazzo, der Mann ist, so feine und doch so notwendige Kombinationen zu begreifen und durchzuführen? LEONARDO: Sicherlich nicht! Aber was ist doch der Geist eines Mannes wie Ihr, durchlauchtigster Herr, für eine gewaltige Schöpfung der hochheiligen Tiefe des Geistes Gottes! GASPARDO VISCONTI: Herr Lodovico ist so geschaffen für die Krone, daß die Krone sicherlich sich von selbst auf sein Haupt setzen wird.

Ein diensttuender Edelmann.

DER EDELMANN: Durchlauchtigster Herr, ich komme als Kurier von Rom. Man hatte mir verboten, mich auch nur eine Minute aufzuhalten. Hier ist die Depesche, die mein hochwürdigster Herr, der Kardinal Ascanio mir Euch auszuhändigen befahl. LODOVICO: Gib! Sehen wir, was mein Bruder schreibt.

Er geht an ein Fenster, liest die Depesche und kommt lächelnd zurück.

Da es Euch so um Belehrung zu tun ist, Meister Leonardo, so vernehmt dies: mein Verbündeter, der heilige Vater, hat sich soeben

mit den Aragonesen verständigt. Man bewilligt die Hand der siebzehnjährigen Donna Sancia von Aragon seinem dreizehnjährigen Sohne Goffredo Borgia. Alexander ist zufrieden, er darf es sein.
LEONARDO: Jetzt seid Ihr in Verlegenheit, durchlauchtigster Herr.

LODOVICO: Keineswegs. Ich hatte meinen Zug getan, bevor der Papst an den seinen rührte. Die Franzosen marschieren auf Florenz, sagte ich dir, und wir werden alle, wie wir hier sind, zu Pferde steigen, um uns nach Chiari vor den König zu begeben. Ich verlasse Euch und gehe Madonna Beatrice, meine Gattin, bitten, daß sie sich beeile, sie und die schönen Damen, die wir mit uns nehmen. Die Franzosen lieben derlei Begegnungen und die Lustbarkeiten, die ihnen folgen. Auf denn, meine Herren, eilt, Eure reichsten Gewänder anzulegen; Ihr nehmt meine Pferde, und ich werde Euch Karl VIII. vorstellen.

ACHILLINI: Das wird uns eine sehr große Ehre sein!

Florenz

Der Hof von Lodovico Buonarrotis kleinem Hause. Ein Bretterdach in einem Winkel, unter dem Michelagnuolo an einer vier Ellen hohen Herkulesstatue arbeitet. Auf einem umgestülpten Waschzuber sitzt mit untergeschlagenen Armen und sorgenvoller Miene sein Vater Lodovico.

LODOVICO: Du bist jetzt zweiundzwanzig Jahre alt; meiner Meinung nach müßte man sich in diesem Alter wie ein Mann betragen. Du aber bist nur ein Kind, dir selber und den andern unnütz, und wirst es stets sein.

MICHELAGNIOLO: Ich arbeite, soviel ich kann, und verdiene keinen Vorwurf.

LODOVICO: Was ich vorausgesehen hatte, ist seit dem Tode Lorenzos eingetroffen. Du verdienst nichts... Recht so! Du weinst auch noch?

MICHELAGNIOLO (*seine Augen trocknend*): Ich vermag nicht an meinen Wohltäter zu denken, an ihn, dem ich alles verdanke, ohne daß der Schmerz mich übermannt.

LODOVICO: Wenn dieser Mann dir keine Raupen in den Kopf

gesetzt hätte, so hättest du mir gehorcht und befändest dich besser dabei. Statt bei diesen Tagedieben von Künstlern einzutreten und dich sowohl wie den Adel deiner Familie durch ein Maurerhandwerk zu entehren, wärest du heute im Seidenhandel tätig, und ich würde dich nicht beständig mit Gips bedeckt sehen und die Hände im Dreck.

MICHELAGNIOLO: Als mein verewigter Herr so gnädig war, mich mit Francesco Granacci in dem Bildhaueratelier in seinen Gärten von San Marco zuzulassen, wies er mir fünf Dukaten monatlich an, und was ich fertiggestellt, das hat er mir stets freigebig bezahlt. Übrigens: wenn Ihr die Anstellung beim Zoll erhalten habt, die Euch und der ganzen Familie den Lebensunterhalt gewährt, so geschah das aus Rücksicht für mich.

LODOVICO: Außerdem hat dir dein Genosse Torrigiani, in seiner Wut, dich allzu geschickt zu sehen, das Gesicht fein zugerichtet; du vergißt diesen Punkt. Das ist der großartige Vorteil, den dir Seine Herrlichkeit, Lorenzo, eingetragen hat! Du tust mir leid.

MICHELAGNIOLO: Wohl oder übel, — ich bin, was ich bin. Ihr habt wohl nicht die Absicht, mich jetzt noch zu einem Weber in die Lehre zu geben?

LODOVICO: Und doch wäre es das beste. Es ist klar, daß die Medici weder Bilder noch Statuen mehr bei dir bestellen werden. Herr Piero ist nicht, was sein Vorgänger war, und was soll dann aus dir werden?

MICHELAGNIOLO: Signor Piero behandelt mich nicht schlecht. Noch gestern abend hat er mich wegen eines antiken Karneols um Rat befragt, den man ihm zum Kaufe angeboten.

LODOVICO: Er hat dich sogar eine Statue aus Schnee herstellen lassen. Eine feine Beschäftigung wahrhaftig! und ehrenvoll! Dieser Mann benutzt dich als Spaßmacher. Er wird dich ehestens dem Übelwollen dieser Leinwandbesudler überlassen, die du dir zu Lebensgefährten erwählt hast. Ich will dir auch nicht verschweigen, daß ich deine dicke Freundschaft mit diesem Francesco Granacci nicht gerne sehe; er ist ein Taugenichts. Noch mehr verdrießt es mich, daß du soviel mit dem jungen Niccolò Machiavelli umgehst. Gewiß, er ist von guter Herkunft, das leugne ich nicht; aber man sagt, er sei sittenlos, und er hat sich in einem Alter, da er an nichts

weiter hätte denken sollen, als sich eine Existenz zu gründen, mit der Marietta verheiratet. Er beschäftigt sich nur mit den alten Römern! Auch ist er ohne Mittel, und es wird nicht lange dauern, da wird er dich um Geld ansprechen wollen, wenn er's nicht schon getan hat. Hat er?

MICHELAGNIOLO: Ihr wißt doch, daß ich Euch gebe, was ich verdiene.

LODOVICO: Kann ich etwa erraten, was du beiseite bringst? Doch lassen wir diesen mißlichen Punkt! Machiavelli mißfällt mir; ich glaube, er konspiriert gegen die Gewalt des Herrn Piero . . . Nicht daß ich mich groß um die Medici sorgte! Sie werden ehestens davon gejagt werden, und sicherlich sind wir ihrer überdrüssig. Ich weiß auch recht wohl, daß der würdige Bruder Girolamo der Volksregierung günstig ist, und da sei Gott vor, daß ich mich den Absichten Bruder Girolamos widersetze! Aber ich sehe es ungern, daß man sich in die öffentlichen Angelegenheiten mengt, wenn man noch so ein Knirps ist wie dieser Machiavelli. Was treibst du mit ihm? wovon redet Ihr? Er wird dich noch zu einer Dummheit verleiten. Erzähle mir doch ein wenig, was Euch beschäftigt, wenn ich Euch zusammen ausgehen sehe.

Michelagnuolo legt seine Modellierhölzer auf den Schemel und setzt sich auf eine Bank, den Kopf in die Hände gestützt.

Was ist dir? Bist du krank?

MICHELAGNIOLO: Ich habe starkes Kopfweh.

LODOVICO: Der Müßiggang ist's, der dich krank macht. Würdest du an etwas Nützlichem arbeiten, so würdest du dich wohl fühlen.

Niccolò Machiavelli tritt ein.

MACHIAVELLI: Ergebenster Diener, Messer Lodovico! Grüß Gott, Michelagnuolo!

LODOVICO: Ich habe Eile, ich muß gehen, Messer, und du, Michelagnuolo, denk' dran, daß du da eine Arbeit machst, die keinen Aufschub duldet und daß du keine Zeit zum Plaudern hast. Gott behüte Euch, Messes Niccolò. *Er geht.*

MACHIVELLI: Ach! mein Freund, ich bin gekommen, um dir schnell zu erzählen, was meine Seele mit Freude erfüllt. Die Franzosen werden in wenigen Tagen hier sein!

MICHELAGNIOLO: Als Freunde? Als Feinde?

MACHIAVELLI: Darüber weiß man nichts. Man verhandelt; kommt's zu keiner freundschaftlichen Verständigung, so werden wir mannhaft Widerstand leisten und das Vaterland verteidigen. Aber es gibt noch mehr! Piero de' Medici macht eine Dummheit über die andere. Bruder Girolamo hat das zugegeben und schließt sich der Volkspartei an, so daß die Ankunft der Franzosen den Sturz dieses stolzen Hauses verursachen wird, dessen Hochmut unsere Freiheiten erstickt.

MICHELAGNIOLO: Ich verdanke dem Vater alles und will nicht zu den Feinden seiner Kinder zählen.

MACHIAVELLI: Du hast Gemüt, aber vergiß nicht, daß das Wohl des Vaterlandes dem deinen vorgeht. Alles ist in Wallung. Das Wasser ist heiß, kochend, siedend. Die ganze Bevölkerung gerät in eine wilde Erregung. Ach! Michelagniole, Welch schöner Augenblick! Ich werde die Freiheit, die gesetzmäßige Ordnung, werde eine weise Regierung schauen, aber nicht bloß auf den toten Blättern der alten Bücher und unter den Abstraktionen meiner Träumereien. Was es in Florenz an Männern gibt, an Männern wohlverstanden! ist mit uns: Soderini, Valori, Vespuccio, Marsilio Ficino, die Gelehrten, die Künstler, und was immer groß denkt und das Wohl der Menschen will.

MICHELAGNIOLO: Ich bin nicht mit Euch. Ich will nichts mit Euch zu tun haben. Ich bin der Schützling der Medici und sehe es nicht gern, daß Bruder Girolamo, statt fortzufahren, uns wie noch vor kurzem die Tugend zu predigen, sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischt.

MACHIAVELLI: Er tut es um des allgemeinen Besten willen, und wenn man handeln kann, dann muß man handeln. Das Handeln allein ist eines Mannes würdig.

MICHELAGNIOLO: Komm mit in meine Kammer. Ich muß mich ankleiden und mein Bündel schnüren.

MACHIAVELLI: Wohin willst du denn?

MICHELAGNIOLO: Nach Bologna, zum Herrn Galeazzo Bentivoglio; und wenn ich mich in Bologna nicht wohl fühle, so gehe ich nach Venedig. Hier, inmitten dieser Tumulte, ist meines Bleibens nicht, dabei kann man nicht arbeiten; übrigens habe ich auch noch andere Gründe. Ich kann es unmöglich länger aushalten . . . kurz, komm! Du sollst mich bis ans Stadttor begleiten.



MACHIAVELLI: Zuvor werde ich dir beweisen, daß du unrecht hast. Hör' mich an!

MICHELAGNIOLO: Rede soviel du willst; mein Entschluß steht fest.

Er geht ins Haus.

Piacenza

*Ein Palast, der König Karl VIII. zur Residenz dient. Ein Vorsaal.
Zwei französische Hauptleute.*

ERSTER HAUPTMANN: Du hier, Kamerad? Komm, laß dich umarmen!

ZWEITER HAUPTMANN: Mit Freuden. Wie du aussiehst! Der tausend! welche Gesundheit!

ERSTER HAUPTMANN: Stimmt, meiner Treu, wir lassen uns auch nichts abgehen! Woher kommst du?

ZWEITER HAUPTMANN: Geradeswegs von Lyon. Ich bringe Euch fünfundzwanzig volle Fähnlein. Es hat mich einen gehörigen Batzen gekostet, sie anzuwerben! Es ist die Blüte der Landreiter!

ERSTER HAUPTMANN: Du wirst tausend Gelegenheiten finden, dich schadlos zu halten. Weißt du, daß sich alles ganz wunderbar entwickelt?

ZWEITER HAUPTMANN: Erzähl' mir doch ein wenig, wie's euch gegangen ist.

ERSTER HAUPTMANN: Hörst du denn nicht? Alles geht wie geheet! In Turin hat man uns mit offenen Armen aufgenommen, und nach vielen Festen haben wir dort der Herzogin Bianca ihre Diamanten und Edelsteine abgeborgt. Sie hat ein wenig sauer dreingesehen; aber wir haben alles versetzt.

ZWEITER HAUPTMANN: Ein guter Witz!

ERSTER HAUPTMANN: Das hat zwölftausend gute Dukaten gegeben. In Casale hat die Markgräfin von Monferrato, die Närrin, uns einen Ball gegeben und ebenfalls ihre Juwelen gezeigt. Dieselbe Geschichte wie in Turin; wir haben reinen Tisch gemacht.

ZWEITER HAUPTMANN: Dieses Land ist demnach ein wahres Paradies und gelobtes Land?

ERSTER HAUPTMANN: Bei Gott! Außerdem haben wir uns in Genua festgesetzt, wo die mailändischen Truppen uns die Hand reichen. Die Schweizer haben allerdings und vielleicht etwas leichtfertig, die Stadt Rapallo ausgeleert; sie hätten die Plünderung etwas schonender vornehmen können und nicht alles nieder-machen sollen, — aber in Summa: die Wirkung ist gut gewesen. Der Herr von Aubigny schreibt uns aus der Romagna, daß die Napolitaner es mit der Angst bekommen haben und vor ihm aus-reißen. Als wir nach Asti gelangten, kam uns der Oheim des Her-zogs Galeazzo mit seiner Frau, der schönen Beatrice, entgegen, und, laß dir's ins Ohr sagen: er hat dem König eine Anzahl mailändischer Damen vorgestellt, die uns, meiner Treu! einen gar trefflichen Empfang bereitet haben.

ZWEITER HAUPTMANN: Das Wasser läuft mir im Munde zu-sammen. Wäre ich doch früher angekommen!

ERSTER HAUPTMANN: An Gelegenheiten wird's dir nicht fehlen. Pst! Da ist der König!

Karl VIII. tritt ein, ein kleiner schwacher Mann, aber hobeitsvoll; er ist bleich und abgezehrt infolge der Krankheit, die er sich wenige Tage zuvor in Asti geholt hatte, und an der er beinahe gestorben wäre. In seinem Gefolge eine Anzahl Offiziere, Philippe de Commynes, Herr von Argenton; Bonneval und Châtillon, beide große Günstlinge des Königs; der Arzt Teodoro von Pavia.

DER KÖNIG: Ihr sagt, Teodoro, Galeazzo sei soeben verschieden, und dieses plötzliche Ende sei nicht klar?

TEODORO: Ich fürchte im Gegenteil, allergnädigster Herr, daß es nur zu klar ist. Da ist Gift im Spiel.

DER KÖNIG: Lodovico il Moro geht zu weit. Was hat er mit der Herzogin Isabella und den Kindern seines Neffen gemacht?

TEODORO: Sie befinden sich in einer dunkeln und recht unge-sunden Kammer.

DER KÖNIG: Das verstimmt mich; aber ich habe anderes zu tun. Dieser Lodovico wäre imstande, mich selbst zu vergiften, so freund-schaftlich er auch tut. D'Urfé schreibt es mir. Ich weiß nicht, warum ich noch in Italien bleibe. Man rät mir heimzukehren, und vielleicht täte ich wohl daran. In diesem Lande gibt es nichts als Verräter.

DER HERR VON BONNEVAL: Da sind jedoch die Medici und

vor allem der Kardinal Giovanni, die sehr in uns dringen, ihre Sache nicht im Stich zu lassen.

PHILIPPE DE COMMYNES: Es ist nur natürlich, daß diese sich nicht viel daraus machen, den König in schlimme Händel zu verwickeln; sie sinnen darauf, wieder in ihre Stadt zurückzukehren und sich zu rächen.

CHATILLON: Diese Florentiner! Trottel sind sie! lassen sich von einem Kuttenhengst, Girolamo genannt, beraten und lenken! von einem Schelm! Und ihr Fürst, eine Memme ist er, eine gemeine Seele, eingeschüchtert und gleichsam geknebelt durch Gino Capponi und all die andern Feinde seines Hauses, vor denen er in einem fort zittert! Ich kann ihn nicht einmal nennen hören, ohne daß mich die Lust ankommt, ihn anzuspeien! (*Man lacht.*) Er ist unfähig, die Wohltaten anzuerkennen, mit denen Euer königliches Haus ihn überhäuft hat!

DER KÖNIG: Man hat mir gesagt, mein Urahn Karl der Große und die zwölf Paladine hätten Florenz erbaut; ist das richtig?

PHILIPPE DE COMMYNES: Wenn auch nicht geradezu erbaut, so doch dazu geholfen, daß es aus dem Zustande der Zerstörung wieder erstand.

DER KÖNIG: Dann sind die Florentiner meine Untertanen; sie sind Verräter; mein Ritterschwur verpflichtet mich, sie zu bestrafen, und ich werde es mit aller Strenge tun.

PHILIPPE DE COMMYNES: Vorteilhafter wäre es, diesen Leuten bessere Gesinnungen einzufloßen, als sie uns zu entfremden. Da Eure Hoheit willens ist, durch die Toskana nach Neapel zu gehen, ist es nötig, daß wir uns den Rücken frei halten.

DER HERR VON BONNEVAL: Es sieht immer so aus, als nehme der Herr von Argenton an, wir könnten geschlagen werden.

DER KÖNIG: Das ist wahr. Ihr habt kein kühnes Herz, Herr; Ihr habt Ähnlichkeit mit meinem Vater.

PHILIPPE DE COMMYNES: Das war ein großer und sehr vorsichtiger Fürst.

DER HERR VON CHATILLON (*sehr von oben herab*): Der König ist nicht nach Italien gekommen, um den Schulmeister zu spielen, vielmehr um der Welt seine Tapferkeit zu zeigen und sie durch große Waffentaten in Erstaunen zu setzen.

DER KÖNIG: Ich will keine andern Vorbilder als die ruhmreichen

Ritter Gawan, Lanzelot und Reinald von Montalban, die so schöne Taten ausgeführt haben! Mit Gottes Beistand hoffe ich ein Gleiches zu tun!

DER HERR VON CHATILLON: Das nenn' ich gesprochen, wie sich's gehört! Was nützt es, ein schneidiger Ritter und gefürchteter Sieger zu sein, wenn man sich damit aufhält zu überlegen, zu wägen und abermals zu wägen, mit einem Wort: den Fuchs zu spielen? Alle Wetter! wir werden überall durchkommen, überall! über Köpfe und Leiber! mit mächtigen Schwertstreichen und gewaltigen Lanzenstößen! Sonst hätte es sich nicht verlohnt, von so weit herzukommen!

DER HERR VON BONNEVAL: Püffe, Schlachten, Liebschaften, Feste und Triumphe! Gibt's das nicht, so kehr' ich um!

DER KÖNIG (*lächelnd*): Sie haben recht! Ich denke wie sie. Geh' zu Bett, Herr Philipp, du bist alt, dein Herz ist ausgebrannt.

Rom

Das Gemach Papst Alexanders VI. — Der Papst, Giorgio Bosardi; Burkard, Zeremonienmeister.

DER PAPST: Meister Burkard, mein Freund, halte dich ein wenig hinter der Thür und sieh' zu, daß uns niemand unterbreche. Ich habe mit diesem Burschen hier zu reden.

BURKARD: Jawohl, Allerheiligster Vater.

Er geht hinter die Thür.

DER PAPST: Nun denn, Giorgio, Esel, der du bist, knöpf' deine Ohren auf, soweit du kannst und versuche zu verstehen. Du wirst also noch heute nach Konstantinopel abreisen und so schnell machen, wie du irgend kannst.

BOSARDI: Jawohl, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Hör' mich wohl: Du wirst nur mit dem Großwesir selbst sprechen, insgeheim, ganz, aber auch ganz im Vertrauen . . . verstehst du mich?

BOSARDI: Jawohl, Allerheiligster Vater. Ich erfasse die Absicht meines allerheiligsten Herrn. Nur ganz im geheimen und mit äußerster Vorsicht werde ich mich dem Großwesir entdecken.

DER PAPST: Und ganz offen heraus wirst du nur mit dem Sultan Bajazet in Person reden.

BOSARDI: Das hab' ich auch gedacht, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Spiele nicht den Klugen. Es ist mir nicht verborgen, daß du nur ein Dummkopf bist; aber unter gewissen Umständen weiß man nicht, wem man vertrauen soll, und die Leute von Geist sind niemals verläßlich.

BOSARDI: Jawohl, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Du wirst dem Großwesir sagen, wenn du nicht gleich anfangs mit dem Sultan sprechen kannst, ich entböte ihm meine aufrichtigsten Grüße und sende ihm meinen apostolischen Segen.

BOSARDI: Jawohl, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Du wirst dann hinzufügen, ich vergäße nicht einen einzigen Tag, nicht eine einzige Minute, seine Zuneigung für mich, und ich gäbe sie ihm mit Zinsen zurück. Dann wirst du ihm in meinem Namen die hübsche Madonna von Giovanni Bellini überreichen, um die er mich durch den Gesandten seines Herrn in Venedig hat bitten lassen.

BOSARDI: Ich werde nicht verfehlen, Allerheiligster Vater. Die Madonna ist bereits nach Ostia an Bord meiner Galeere geschafft, und was den Sultan Bajazet und seinen Minister betrifft, so werde ich alles tun, um sie von der großen Freundschaft zu überzeugen, die mein Allerheiligster Herr für sie empfindet.

DER PAPST: Sodann — damit kommst du auf die Hauptsache — weist du zunächst darauf hin, wie überrascht ich mit vollem Recht sei, die beiden fälligen Quartale der Pension von vierzigtausend Dukaten nicht zu erhalten, die Papst Innozenz VIII. seit 1489 bewilligt worden war, und du wirst nicht ermangeln, gebührend zu unterstreichen, daß ich sie genau ebenso verdiene wie mein Vorgänger, da ich den Prinzen Zizimi, den Bruder des Sultans, nicht weniger sorgfältig überwache und ihn nicht aus meinen Händen lasse.

BOSARDI: Mein allerheiligster Herr darf vollkommen beruhigt sein. Ich werde es durchsetzen, daß die Zahlung der Pension wieder aufgenommen wird.

DER PAPST: Wenn dies in Ordnung, lenkst du die Aufmerksamkeit auf den unersättlichen Ehrgeiz des Königs von Frankreich und

legst dar, daß ihn bei der beabsichtigten Besetzung des Königreichs Neapel vor allem der Gedanke leitet, Konstantinopel anzugreifen, um sich der Krone der byzantinischen Kaiser zu bemächtigen. Er ist zur Stunde noch nicht in Florenz; er wird zu mir kommen, um die Aragonesen zu bekriegen und verbirgt dennoch bereits nichts von seinen ehrgeizigen Plänen, die die Festigkeit des ottomanischen Thrones bedrohen. Er hat mir seine Absichten mitgeteilt, ebenso auch den Venezianern und dem Herzog von Mailand, die Sache ist kein Geheimnis. Was er aber mir selbst, mir ganz allein, anvertraut hat, und was ich dem Sultan enthülle, ist sein Entschluß, mir den Prinzen Zizimi zu entführen, um ihn bei günstiger Gelegenheit als Gegensultan aufzustellen. Bajazet hat Ursache, einen solchen Gedanken zu fürchten; du wirst ihn also auf die schweren Folgen eines solchen Vorgehens hinweisen. Was mich betrifft, so werde ich dem Verlangen Karls VIII. nicht nachgeben; solange ich irgend kann, werde ich Zizimi dem König von Frankreich nicht ausliefern; wenn ich aber zuletzt, da ich ja nicht der Stärkere bin, meinen Gefangenen gehen lassen muß, so soll der König ihn in einem Zustande bekommen, daß der Sultan um seinetwillen keine Besorgnisse zu hegen braucht. Das kannst du ihm in meinem Namen versprechen. Selbstverständlich aber wird sich Bajazet einen derartigen Dienst verdienen müssen. Du wirst diesen vertraulichen Eröffnungen eine Form geben, die mich nicht bloßstellen kann.

BOSARDI: Es ist nicht schwer, die Verkettung und die Tragweite dieser Dinge zu zeigen, ohne mit einem einzigen Wort darauf hinzuweisen.

DER PAPST: Was nun den guten Dienst angeht, den ich von meinem Verbündeten erwarte, so soll er mir helfen, die Barbaren aus Italien zu verjagen und zu diesem Zweck wäre es für mich von Vorteil, entweder in der Romagna oder in Apulien eine ansehnliche türkische Armee zu meiner Verfügung zu haben, um der Franzosen Herr zu werden, was für den Sultan genau ebenso nützlich wäre wie für mich. Das wäre deine Sendung, — hast du verstanden?

BOSARDI: Die vierzigtausend Dukaten Jahrgeld, Allerheiligster Vater, und Türken nach Italien.

DER PAPST: Fort denn! eile, was du kannst und gib mir geschwind gute Nachrichten . . . Burkard! Halloh! Burkard!

BURKARD: Allerheiligster Vater?

DER PAPST: Führe diesen wackern Mann in die Sacra Segnatura und laß ihm sein Beglaubigungsschreiben wie auch das besondere Sendschreiben, das ich an den Sultan richte, einhändigen. Ach! wenn ich doch diese französischen Banditen aufhalten könnte, bevor sie bis nach Rom gelangen!

Ein Kämmerer tritt ein.

DER KÄMMERER: Allerheiligster Vater, draußen wartet ein Abgesandter des Herzogs von Mailand.

DER PAPST: Wer ist's? Ah! schön! der Kleine! . . . der Vertraute! Tritt ein, mein Freund. Wie befindet sich Herr Lodovico? Sein Neffe Galeazzo ist ihm also an einer plötzlichen Krankheit unter den Händen weggestorben und das Söhnlein des genannten Galeazzo ebenfalls?

DER ABGESANDTE: Ja, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Dein Herr neigt zu solchen Unglücksfällen. Was sagt er?

DER ABGESANDTE: Er sagt, Eure Heiligkeit hielte ihm Ihr Wort nicht in der Angelegenheit des Bruders Girolamo. Ihr schont diesen Fanatiker, und seine Predigten dauern fort. Abgesehen davon, daß die Florentiner umgänglicher wären und mit Freuden die französische Sache im Stich lassen würden, wenn dieser Mönch ihnen nicht den Kopf verdrehte, ist der Norden Italiens vom Umsturz bedroht. Die Fürsten sind sehr unzufrieden; der Klerus ist es noch mehr; er sieht sich in Gefahr, seine Besitzungen zu verlieren; Savonarola spricht von nichts geringerem, als den Mühseligen und Beladenen die Kirchengüter, ja selbst die heiligen Gefäße auszuliefern.

DER PAPST: Die Besorgnis des Herzogs von Mailand für die heilige Kirche belustigt mich einigermaßen. Solange ich an schwereren Lasten zu tragen habe, werde ich mich nicht mit Savonarola beschäftigen. Warum hat dein Herr, trotz seiner Versprechungen, noch nicht selbst mit den Franzosen gebrochen? Macht er sich lustig über uns? Wenn die Venezianer noch nicht losgeschlagen haben, so rüsten sie doch wenigstens und haben uns Unterpfänder gegeben. Sind die Napolitaner und ich dazu da, um wer weiß wie lange zu warten, bis es euch genehm ist? Nur die Florentiner und dein Herr wollen sich noch nicht entscheiden. Wann soll das enden?

DER ABGESANDTE: Wurst wider Wurst. Geht offen gegen Savonarola vor, und wir werden an Eure Interessen denken. Dies ist's, was Euch der Herr Herzog erklären läßt.

DER PAPST: Besprich dich über all' das mit Don Cesare, und ich werde sehn, was sich tun läßt.

Bei Florenz

Ein Hohlweg unweit des französischen Lagers. Ein brennendes Bauernhaus; der Besitzer liegt am Boden und weint; auf einem Steinblock sitzen Jean de Bonneau, Bogenschütze der Kompagnie de Terride und Jacques Lamy, ein anderer Bogenschütze, beschäftigt Brot und Zwiebeln aus der Hand zu verzehren; sie trinken von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein aus ihren Feldflaschen.

JACQUES LAMY (zu dem Bauern): Wie alt war deine Frau?

DER BAUER (weinend): Gegen zweiundzwanzig.

JEAN DE BONNEAU: War sie hübsch? . . . Geh doch! blöke nicht! Du bist ja das reine Kalb. Also, sie haben sie getötet. Und weiter?

DER BAUER (die Hände ringend): Ach! mein Gott! mein Gott!

JACQUES LAMY: Ja, wir Gascogner sind rauhe Gesellen. Da — iß einen Brocken!

DER BAUER: Nein! . . . Nein! . . . Ach! mein Gott!

JEAN DE BONNEAU: Was geschehen ist, ist geschehen, — das wirst du doch begreifen, mein armer Kerl . . . Das ist der Krieg!

Der Soldat muß auch ein wenig sein Vergnügen haben.

DER BAUER: Meine Frau! . . . Meine arme Frau! . . .

JACQUES LAMY: Du tätest besser, das Feuer in deiner Hütte zu löschen . . . Es wird alles verbrennen.

DER BAUER: Das gilt mir gleich.

JEAN DE BONNEAU: Er ist ein dummer Mensch. Gehen wir, guten Tag. Tröste dich. Kommst du, Jacques?

JACQUES DE LAMY (zum Bauern): Da nimm, mein Junge, ich lasse dir den Rest des Brotes und zwei Zwiebeln . . . Wenn du Lust drauf hast, iß! Entschieden, er ist ein dummer Mensch. *Der Bauer schluchzt; die Soldaten entfernen sich und singen aus voller Kehle:*

Châtillon, Bourdillon, Bonneval,
Gouvernent le sang royal.

Florenz

Vor dem Palazzo Medici. — Der Platz ist gedrängt voll. Rufe, Tumult, Wortwechsel, plötzliche Aufschreie. An den Toren des Palastes sind Abteilungen französischer und schweizerischer Armbrustschützen, Büchschenshützen und Pikenträger aufgestellt; zwei Ordonnanzkompagnien in Schlachtordnung; Geschütze kommen durch die Volksmenge heran und nehmen in der vordersten Reihe Aufstellung. An den Fenstern eine Menge französischer Hauptleute und Offiziere, den Helm auf dem Kopf.

EIN LASTTRÄGER (*den Franzosen die Faust zeigend*): Hah! die Verruchten!

EIN METZGER: Die Briganten! Die Verwünschten! Wenn ich ihnen nicht samt und sonders den Wanst aufschlitze mit meinem Hackmesser! . . .

EIN BÜRGER (*der auf einen Prellstein gestiegen ist*): Bürger, Freunde, glaubt kein Wort von dem, was man euch von diesen elenden Ultramontanern vorschwatzt! Sie, unsere Freunde! Schöne Freunde! Sie haben Sarzana mit Sturm genommen und eingäschert, haben Männer, Frauen und kleine Kinder abgewürgt! Man hat Schreckensszenen erlebt!

Rufe auf dem Platze:

Nieder mit den Franzosen!

DER BÜRGER (*gestikulierend*): Wir haben Piero de' Medici verjagt! Er hat sich mit seinen Schurken von Brüdern, dem Kardinal und dem andern vereinigt! Und den wollen diese Fremden uns zurückbringen? Ist er nicht ein Feigling? Ist er nicht ein Verräter? Wir haben seine Wappenschilder durch den Schmutz geschleift, und dann sollte man sie wieder anbringen müssen? Wir haben seinen Palast von unten bis oben verwüstet und sollten jetzt gezwungen sein, ihn wieder in Stand zu setzen? Es ist eine Schmach!

Heftige Rufe:

Tod den Medici! Tod den Franzosen!

EIN JUNGER MANN (*der auf einen anderen Prellstein springt*): Jawohl, Tod ihnen! Elende sind sie! Barbaren sind sie! Nachdem sie Pisa zur Auflehnung gegen uns gebracht und uns mit einer Belagerung gedroht haben, haben wir sie in die Stadt ge-

lassen! Wir haben zugegeben, daß König Karl seinen Einzug hielt, unter einem Altarhimmel wie das Allerheiligste! Wir haben sie in voller Rüstung durch die Straßen reiten lassen, die Lanze auf den Schenkel gestemmt, wie Triumphatoren! Wir haben sie unsrer Freundschaft versichert, haben ihnen hofiert und geschmeichelt! Man hat ihnen die Verkündigung der allerheiligsten Jungfrau in San Felice aufgeführt, zweimal sogar, da sie's so verlangt haben und jetzt, jetzt wollen sie uns knechten.

DIE MENGE: Nein! nein! nein! Tod den Franzosen! Die Stöcke! Die Stöcke! Zu den Waffen!

Große Bewegung, das Volk beginnt sich zu bewaffnen.

DER HAUPTMANN TERRIDE (zu seinem Leutnant): Bleibt an der Spitze der Kompagnie und befiehlt den Leuten, ihre Visiere herunterzulassen . . . Ich gehe hinauf und berichte, was vorgeht.

DER LEUTNANT: Herr Hauptmann, eine gepfefferte Ladung auf dieses Gesindel, nicht wahr?

DER HAUPTMANN TERRIDE: Ja, aber wartet den Befehl ab. Keine Unbesonnenheit.

Er steigt vom Pferde und geht in den Palast.

Ein Saal im Palazzo Medici

Der König, Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, de Piennes, de Bourdillon, de Bonneval, d'Argenton, eine große Zahl Offiziere; Messer Pier Capponi und drei Florentiner Kommissäre.

DER KÖNIG (mit dem Fuße stampfend): Ich bin der Herr! Man hat mir zu gehorchen!

MESSER PIER CAPPONI: Eure Hoheit wird geruhen, uns noch einmal zu sagen, was sie fordert, und wir werden der Signorie darüber berichten.

DER KÖNIG: Sei's denn! Hört mich aufmerksam an; ich werde meine Worte nicht ein drittes Mal wiederholen, und wenn Ihr widerspenstig seid, soll es Euch schon gereuen.

DE PIENNES: Wohl gesprochen!

DER KÖNIG: Ich will, daß Ihr Euern Fürsten, Herrn Piero de' Medici, wieder aufnehmt.

Beifall unter den Franzosen.

CAPPONI: Ich höre.

DER KÖNIG: Werdet Ihr ihn wieder aufnehmen?

CAPPONI: Ich höre, und wenn wir wissen werden, worum es sich handelt, werde ich antworten.

DER KÖNIG: Ihr scheint nicht entschlossen, Euch zu unterwerfen?

CAPPONI: Der Ausgang wird's Euch zeigen. Für den Augenblick hören wir Eure Hoheit an, um zu erfahren, was sie will.

DER KÖNIG: Ich wiederhole also: ich will zunächst, daß Herr Piero wieder eingesetzt werde, und ferner will ich, daß die ganze Signorie künftig meiner Wahl unterstehe.

CAPPONI: Das wollt Ihr also?

DER KÖNIG: Ja, das will ich.

CAPPONI: Nun wohl, wir wollen es nicht.

DER KÖNIG: Ihr wollt es nicht!

CAPPONI: Nein, wir wollen es nicht!

DER KÖNIG: Donner und Blitz! ich finde Euch recht wegen!

CAPPONI: In diesem Augenblick bleibt keine Wahl.

DER KÖNIG (*zu einem seiner Offiziere*): Gebt mir den Vertrag her, den diese Leute sofort unterschreiben werden. Seht ihr, meine Herren? Setzt euch an diesen Tisch, — hier ist Tinte, da sind Federn; sperrt euch nicht lange, die Geduld reißt mir. Unterschreibt, unterschreibt, unterschreibt!

CAPPONI (*entreißt den Vertrag dem, der ihn in der Hand hat, und zerreißt ihn in vier Stücke*): So verfahren die Florentiner mit der Tyrannei!

DER KÖNIG (*außer sich*): Laßt die Trompeten schmettern!

CAPPONI: Dann werden wir Sturm läuten!

Er geht mit seinen Kollegen aus dem Saal.

DER HAUPTMANN TERRIDE (*stürzt in den Saal*): Majestät, Befehle! Die Menge auf dem Platz ist ungeheuer; es droht uns ein Angriff! Eure Schweizer haben sich des Borgo Ognissanti bemächtigen wollen, sie sind übel zugerichtet und zurückgeworfen worden. Was befiehlt Ihr?

DER KÖNIG: Ruft schleunigst Messer Capponi zurück.

Der König geht erregt im Saale auf und nieder; de Bourdillon spricht leise mit ihm; Stillschweigen; man hört das Geschrei und

die Drobrufe des Volkes auf dem Platze. Die Florentiner Abgesandten treten ein.

DER KÖNIG (*Capponi bei den Händen ergreifend*): Ach! Kapaun, böser Kapaun, du spielst uns hier einen schlimmen Streich!

CAPPONI: Ich bin der Diener Eurer Hoheit und bereit, ihr zu dienen in allem, was recht ist.

DER KÖNIG: Mein Diener!

CAPPONI: Der allertreuste.

DER KÖNIG: Nun gut! Da du meine Angebote, die dein Bestes im Auge hatten, zurückweisest, mache deinerseits Vorschläge.

CAPPONI: Ihr seid ein großer König, Ihr habt ein ritterliches und großmütiges Herz; wir bitten Euch, den ruhmreichen Titeln Eurer Vorfahren noch diesen nicht weniger glänzenden hinzuzufügen: Wiederhersteller und Schützer der Freiheit von Florenz.

DER KÖNIG: Das will ich.

CAPPONI: Wir bieten Euch als Beweis unserer Erkenntlichkeit eine freiwillige Gabe von hundertundzwanzigtausend Goldflorinen an.

DER KÖNIG: Ich nehme sie an; und dann?

CAPPONI: Dann? Dann wird Eure Großmut uns unsere Festungen zurückgeben; Ihr werdet uns Pisa wiedergeben, und es soll dabei bleiben, daß Piero de' Medici sich unseren Mauern auf nicht mehr denn zweihundert Meilen nähern darf.

DER KÖNIG: Es sei! Und nun, da wir gute Freunde sind, werde ich in Eurer Mitte bleiben.

CAPPONI: Nein, allergnädigster Herr. Eine Republik sieht nicht ohne Unruhe soviel fremde Waffen in ihrer Mitte. Eure Hoheit wird mit Ihren Truppen abziehen und uns in unsrer Unabhängigkeit lassen.

DER KÖNIG: Tod und Teufel! Messer Piero, Ihr nehmt Euch einen sehr seltsamen Ton heraus! Bin ich ein Lakai, daß ich mich auf diese Weise hinausjagen lassen soll? Haltet Ihr mich für die erbärmlichste aller Memmen? Das heißt doch meine Milde gar zu sehr mißbrauchen! Ich habe das Schwert an der Seite, ich werde es ziehen, wenn man mich erzürnt. Nein, ich werde nicht gehen, gewiß nicht! Ich werde bleiben, bei allem, was mir heilig, und so lang es mir gefällt, versteht Ihr wohl? Und wenn ich mich inmitten Eurer von meinen Kanonen in Staub geschossenen Ge-

bäude behaupten müßte! Ah! Ihr habt Euch eingebildet...
Was ist das für ein Mönch?

Savonarola tritt ein.

CAPPONI: Allergnädigster Herr, es ist der Bruder Girolamo.

DER KÖNIG: Man bedarf seiner Kutte nicht. Ich kenne dich, Bruder, du bist nichts als ein Heuchler, ein Aufrührer, ein Narr! Hinaus mit dir, oder ich lasse dich...

BRUDER GIROLAMO: Ihr werdet mir nichts anhaben, solange Gott, mein Herr, mich mit seiner Rechten schirmt. Ich vernehme, daß Ihr nicht abziehen wollt? Ihr seid Willens, diese unglückliche Stadt noch unter die Hufe Eurer Pferde zu treten? So erkläre ich Euch denn...

DER KÖNIG: Man werfe ihn hinaus!

CAPPONI: Seht Euch vor, allergnädigster Herr! Aufruhr und Erbitterung tosen in Florenz. Wenn Ihr an Bruder Girolamo rührt, rührt Ihr an die Schwärmerei des Landes. Glaubt mir! glaubt mir! hört ihn an, statt ihn zu beleidigen, sonst werden sich selbst die Steine gegen Euch erheben! Ihr wißt nicht, was das heißt, ein Volk im Delirium!

DER KÖNIG: Was begehrst du, Mönch?

SAVONAROLA: Ich will Euch zu Euch selber bringen. Ihr könnt mit Florenz nichts anfangen; was Ihr braucht, ist Neapel, — Neapel und das große Meer und darüber hinaus jene kaiserliche Krone, die Euch die Vorsehung bestimmt hat, das Verderben der Türken, die Vernichtung der Heiden und den erhabenen Namen des obersten Hauptes nicht des kleinen Florenz, sondern der weiten Christenheit! Wollet nicht, allergnädigster Herr, wollet nicht um eines nichtigen Zornausbruchs willen die Stellung verscherzen, die Gott Euch vorbehält und die Schätze des Ruhmes, mit denen er Euch überschütten will! Geht dorthin, wohin Eure unvergleichliche Sendung Euch ruft! Nehmt einem armen, kleinen Lande, das Euch liebt, seine Freiheiten nicht; macht es nicht wie David: nehmt einem Unglücklichen nicht sein mageres Schaf fort, wenn unzählbare fette Herden Euch zuteil werden! Hütet Euch davor! Ihr seid es, der mit einer allmächtigen Hand die allgemeine Kirche zu reformieren hat! Laßt ab von den geringfügigen Dingen und bemächtigt Euch der großen und handelt nicht so, daß Ihr eines Tages, von Gott verworfen, ein neuer Saul werdet!

DER KÖNIG: Dieser Mann redet, als sei er dessen gewiß, was er erzählt. Bist du sicher, daß ich Kaiser des Orients sein werde?

SAVONAROLA: Wer hat denn vor vier Jahren vorausgesagt, Ihr würdet nach Italien kommen und unwiderstehlich sein? Wer hat denn den Sturz der Aragonesen und Euren Einzug in Rom offenbart?

DER KÖNIG: Ja, ich werde in Rom einziehen; du sprichst wahr!

SAVONAROLA: Geht also, allergnädigster Herr, und verliert keine Zeit!

Ein Offizier tritt ein.

DER OFFIZIER: Wenn die Obrigkeit von Florenz sich nicht sofort ins Mittel legt, werden wir in diesem Palaste eingeschlossen werden. Die Zugänge sind voll bewaffneter und vor Wut rasender Bürger.

CAPPONI (*zu seinen Kollegen*): Wenn der König befiehlt, so kommt und laßt uns ein schreckliches Unglück verhüten!

DE BOURDILLON: Majestät, ich glaube, man sollte nachgeben; wir haben in der Tat in dieser Stadt nichts zu suchen. Wir werden uns später rächen.

DER KÖNIG: Du glaubst?

SAVONAROLA (*dem König ins Ohr*): Seht Euch vor, allergnädigster Herr, die himmlischen Heerscharen steigen von der Höhe herab gegen Euch!

DER KÖNIG (*zu Capponi*): Werdet Ihr Eure Bedingungen halten?

CAPPONI: Das Geld wird Euch augenblicklich ausbezahlt werden.

DER KÖNIG (*zu seiner Umgebung*): Zu Pferde, meine Herren! Unsre Liebe zu Florenz lenkt uns von unsern Angelegenheiten ab! Noch heute abend werden wir auf der Straße nach Neapel sein. Herr von Piennes, Ihr befehligt die Vorhut, und die Kundschafter sollen unverzüglich aufbrechen.

DIE FLORENTINER: Es lebe der König!

Eines der Stadttore. — Volksauflauf.

EIN BÜRGER: Endlich sieht man nur noch die letzten ihrer Nachzügler. Fort sind sie, diese verwünschten Franzosen! Mag der Teufel sie behalten! Wenn Bruder Girolamo uns nicht von ihnen befreit, wer dann?

EIN SCHNEIDER: Er hat derb mit dem König gesprochen und ihm seine Meinung gesagt.

EIN SCHLOSSER: Er hat sie ihm gesagt, wie ich euch Guten Tag sage, und der arme Tropf hat keine schlechte Angst gehabt.

EIN MANN: Bruder Girolamo ist der Prophet Gottes!

DIE MENGE: Wenn jemand daran zweifelt, so soll man diesem Jemand den Bauch aufschlitzen! Schlagt ihn tot! Schlagt ihn tot den ketzerischen Hund! Es lebe Girolamo! Es lebe der Prophet Gottes!

An der venezianischen Grenze

Ein Lager von 6000 italienischen Freischärlern. — Eine weite fruchtbare Ebene, mit Bäumen, Weingärten und Korn bedeckt; am Horizont Dörfer; mitten durch die Landschaft fließt ein Fluß, an dessen Ufern sich die Zelte des Lagers hinziehen! An der Böschung eine Bretterbude, mit Laubgewinde bedeckt, in der man Getränke verkauft. Troßknechte kommen vorbei und führen ihre Pferde zur Tränke; Reiter in voller Rüstung, Bogen- und Armbrustschützen, Pikeniere, Bauern, Bäuerinnen, Freudenmädchen, Bettler. Die einen gehen auf und ab, die andern streiten sich; viele sitzen vor der Kantine, plaudern, lachen, spielen Würfel und Tarock.

EIN SCHWERER REITER: Es lebe die Liebe! Ich verlasse die Kompanie Alessandros del Tiaro und nehme Dienst beim Sciarrotto. Der Teufel hole meinen ersten Hauptmann! Der Geizkragen! Man stirbt Hungers bei ihm!

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Ich kenne ihn! Ich habe bei ihm gedient! Das Rauhbein hat für den Soldaten nur böse Worte!

EIN TROMPETER: Stimmt. Da lobe ich mir Battista di Valmontone! Das ist ein wackerer Kapitän!

EIN BAUER (*die Mütze in der Hand*): Hochvortreffliche Herren, ich bin ein armer Mann.

EIN PIKENIER: Du tätest besser, reich zu sein und zwei gute Dukaten im Würfelspiel gegen mich zu setzen.

DER BAUER: Verzeiht, hochvortrefflicher Herr Pikenier, ich schwör es Euch bei der Madonna und dem heiligen Kinde! Ich bin ein blutarmer Mann, dem es so elend geht, wie nur möglich,

und eben hab' ich noch dazu meine letzte Kuh verloren. Zwei hochehrenwerte leichte Reiter haben sie mir davongeführt.

EIN TROMMLER: Ich kenne den Bruder. Er klappert alle Soldatenquartiere ab und hat immer seine letzte Kuh verloren; 's ist sein Geschäft.

DER SCHWERE REITER: Wieviel verdienst du damit durchschnittlich im Jahr?

Der Bauer entfernt sich und setzt seine Mütze wieder auf.

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Man sagt, der Soldat bestehle den Einwohner; ich aber sage euch, daß, alles zusammengerechnet, die Einwohner es sind, die mit ihren Herbergen und ihren verdorbenen Waren, ihren Spiel- und Hurenhäusern, ihren ewigen Klagen und Beschwerden, dem armen Soldaten sein letztes Hemd abnehmen und ihn auf dem Stroh sterben lassen.

EIN TROMPETER: Du hast recht, meiner Treu! Aber wer kommt denn da ganz in Sammet, Seide und Goldborten, die Feder auf dem Hut, die Nase in der Luft, die Faust auf der Hüfte, geschweift wie ein Flixbogen? Potz Wetter! welch ein Großtuer! Und das hat erst drei blonde Härchen unter der Nase und knapp achtzehn Jahre!

DER NEUANKÖMMLING: Meine Herren Soldaten, ich grüße euch und brenne darauf, eure Bekanntschaft zu machen.

DER SCHWERE REITER: Wir werden gern die Eurige machen, wenn Ihr uns gesagt habt, woher Ihr stammt.

DER NEUANKÖMMLING: Das verheimliche ich nicht. Ich bin ein Ordelauff von Forlì, Vetter Signor Antonios und folglich Edelmann, was die meisten von euch kaum sind. Ein Verehrer des Ruhmes und durchglüht von edelstem Ehrgeiz, will ich bei den Truppen meines Verwandten eintreten und bitte euch um eure Freundschaft zum Entgelt für die meine.

DER ARMBRUSTSCHÜTZE: Wenn ich so schmuck angetan wäre, würde ich Kaufmann oder Priester werden, sicherlich aber würde ich nicht absichtlich die Hellebarde, den Hunger, den Durst, die Kälte, die Hitze und die durchwachten Nächte zu Genossen wählen.

DER NEUANKÖMMLING: Mein guter Freund, Ihr stammt ohne Zweifel von irgendeinem Ackerknecht ab, und die Niedrigkeit Eurer Neigungen ist sehr natürlich. Ich hingegen bekenne

mich zum Geschlechte der Falken: ich liebe die freie Luft, das Getümmel, das Kampfgeschrei; weder Regen noch Sturm ängstigen mich, und wenn die Sforza und so viele andere Fürsten geworden sind, so sehe ich keinen Grund, daß mir nicht ein Gleiches begegnen sollte.

DER PIKENIER: Alle Wetter! Ein kecker Bursche! Hast du eine Dublone im Sack, oder eine Zechine? . . . Oder irgendeine Kleinigkeit? Spielen wir eine Partie Prime, und ich führe dich dann zu Don Agostino di Campo Fregoso, der mehr wert ist als dein Vetter.

DER NEUANKÖMMLING: Du ulkst, alter Schäker! Ich habe fünfzig deutsche Gulden in meinem Täschchen. Wie wär's mit Bassette, dreimal rumgespielt? Hm?

DER TROMMLER: Kein Zweifel, ein schneidiger Kerl! Karten her, Karten!

EINE KURTISANE (*zu ihrer Gefährtin*): Sie werden ihn rupfen. Tut nichts! Verlieren wir diese Taube aber nicht aus dem Auge. Wir wollen ihm morgen behilflich sein, sein Handgeld zu verzehren.

DIE GEFÄHRTIN: Hab' acht auf ihn. Er hat einen bösen Blick und eine flinke Hand. Sein Messer dürfte nicht sehr fest in der Scheide sitzen.

Am Rande des Lagers, inmitten eines schönen Gartens voller Blumen und Zypressen ein kleiner Palast im modernsten Stil mit Laubwerk, Arkaden, Doppelsäulen, Statuen, einem flachen Dach und einer auf Satyrfiguren aus Ton ruhenden Loggia. — Ein zierlich ausgemalter und möblierter Saal, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegte Truhen, Ebenholzschränke mit kleinen geschnitzten Figuren verziert, venezianische Spiegel, große Ruhebetten. Neben einem der Fenster, dem vollsten Lichte zugewandt, ein Gemälde auf einer Staffelei. — Signor Dejobo dell' Anguillara, Oberanführer der Freibeuter; der Hauptmann Don Sigismondo di Brandolino; der napolitanische Dichter Cariteo.

ANGUILLARA: Nun, Signor Cariteo, wie findet Ihr, der große Feinschmecker und Kunstverständige, dieses Bild?

CARITEO: Es ist von Barbarelli, wenn ich mich nicht täusche?

ANGUILLARA: Gut erraten! Es ist von Giorgione, und eines

seiner besten, bei meiner Seele! . . . Aber ich will Euch nicht beeinflussen . . . Sagt frei Eure Meinung!

CARITEO: Ein herrliches Gemälde!

ANGUILLARA: Ich bin sehr erfreut, daß Ihr so denkt. Dieser Schatz ist soeben für mich angekommen und just ausgepackt worden.

CARITEO: Wundervoll! Wundervoll, sage ich Euch! Man könnte die täuschende Wirkung der Farbe nicht weiter treiben! Überdies ist etwas darin wie ein köstlicher Widerschein von Vincis Malweise! Und doch, im Grunde, welche Originalität! Welche Freiheit! Welches Feuer! Er ist doch ein Kerl, dieser Giorgione und eine der Zierden des Jahrhunderts!

DER HAUPTMANN BRANDOLINO: Und doch ziehe ich die Maler von Florenz denen von Venedig vor; ihre Zeichnung ist unvergleichlich viel strenger, und ihr Pinselstrich hat etwas Männliches, das mich entzückt.

CARITEO: Glaubt mir! Die Giorgione und Bellini sind himmlische Wesen! . . . Aber darf ich hier wohl bemerken, daß Herr Deifobo nicht gewollt hat, daß der Künstler die unvergleichbare Schönheit dieser Juno im Himmel anschauen ginge? . . . Er hat sie ihm auf Erden gezeigt.

ANGUILLARA (*lächelnd*): Ihr schwatzt aus der Schule, ein Verbrechen, das die Damen nicht verzeihen. . . Doch im Ernst: Ihr habt sie wiedererkannt?

CARITEO: Gewiß, obwohl das Genie des Malers die unbegreifliche Vollkommenheit des Vorbildes nicht erreicht hat.

ANGUILLARA: Freilich, das Modell ist nicht übel.

DER HAUPTMANN BRANDOLINO: Signor Deifobo hat in allen Dingen Glück.

DER HAUPTMANN BARTOLOMMEO FALCIERA (*auf der Schwelle der Tür*): Kann ich den gnädigen Herrn sprechen?

ANGUILLARA: Was wünscht Ihr? Ich bin beschäftigt, Hauptmann. Doch tretet ein . . . Was gibt's?

FALCIERA: Auf die Anklage elender Bauern hin ist einer meiner besten Reiter von den Profossen ergriffen worden, und es heißt, Ihr hättet befohlen, ihn zu hängen.

ANGUILLARA: Ich weiß, worum sichs handelt. Euer Reiter wird baumeln. Es tut mir um Euretwillen leid; aber der Mann wird aufgeknüpft.

FALCIERA: Bedenkt jedoch, gnädiger Herr, welchen Schaden Ihr mir verursacht. Seit vier Jahren bilde ich diesen Mann aus, ich halte ihn in allem frei, er ist ein solider waffengeübter Mensch; natürlich habe ich ihm Vorschüsse gemacht, und er schuldet mir nicht weniger als fünfzehn Dukaten . . . Ich werde sie einbüßen.

ANGUILLARA: Das ist sehr unangenehm, ich gebe es zu; aber ich will nicht, daß man die Landleute mißhandelt, und wer es tut, wird aufgehängt. Das ist so bestimmt, und ich werde nicht davon abgehn. Euer Mann geht hin und röstet in aller Seelenruhe einem Mann aus dem Dorfe dort drüben das rechte Bein und verspricht ihm dasselbe fürs linke, wenn er sein Geld nicht herausgibt! (*Man lacht.*) Gibt es etwas Sinnloseres? Sind wir denn in Deutschland, in Frankreich, oder gar in Neapel? Dann läge die Sache wesentlich anders, dann könnte ich um Euretwillen beide Augen zudrücken und dann verlohnte sichs ja auch nicht der Mühe, sich darüber aufzuregen. Aber der Teufel! Wir sind in Italien, und wenn die Freischärler auf diese Weise mit den Bauern umspringen, so hat uns bald der Hunger beim Wickel, und man wird Jagd auf uns machen wie auf wilde Tiere. Ich liebe diese üblen Praktiken nicht; man muß darauf verzichten. Wir treiben unser Handwerk; treiben wir es ruhig und ohne die andern zu belästigen, die das ihrige treiben. Euer Mann wird aufgeknüpft.

FALCIERA: Ich habe Unglück. Beim letzten Treffen mit den Venezianern hat es einen von meinen Reitern vom Gaul geworfen, und er ist davon gestorben.

ANGUILLARA: Sollte der Feind sich zufälligerweise erlaubt haben, ihn zu töten?

FALCIERA: Mein Gott, nein! Die Kameraden von der andern Partei haben uns im Gegenteil geholfen, unsern Toten aufzuheben: es waren Leute des Kapitäns Ercole Bentivoglio. Der arme Teufel hat ganz einfach einen Schlaganfall erlitten infolge der Hitze und des Gewichts der Rüstung.

ANGUILLARA: Dafür kann niemand etwas; aber tröstet Euch, Hauptmann Falciera. Man muß von Zeit zu Zeit etwas Mißgeschick hinnehmen, und Seneca würde es Euch besser sagen als ich. Setzt Euch indessen und nehmt ein Glas von diesem Friauler Landwein, der wirklich gar nicht so übel ist.

FALCIERA (mit einem Seufzer): Auf Euer Wohl, hochedler Herr! Messer Vincenzo Quirini, Senator von Venedig, tritt ein, reichgekleidet in ein rotes Brokatgewand mit großer grün und gelber Musterung, eine goldne Kette um den Hals, in der Hand sein schwarzes mit einer Schnur großer Perlen eingefaßtes Samitarett haltend; schönes Gesicht, sehr braun, mit schwarzen kurzgeschnittenen Haaren und langem, schwarzem, gekräuseltem Bart, in den Ohren Rubinringe.

QUIRINI (zu Anguillara): Welche Freude, Euch zu sehen! Gott behüte Euch, mein erlauchter Freund! Erlaubt, daß ich Euch umarme!

ANGUILLARA (eilt auf ihn zu und drückt ihn ans Herz): Was! Ihr seid's? Ah! Signor Vincenzo! welches Glück! . . . mein edler, mein erlauchter Gevatter!

QUIRINI: Signor Cariteo und ihr andern ausgezeichneten Herren, die ich hier sehe, seid mir von ganzem Herzen begrüßt! Ohne lange Umschweife: die durchlauchtigste Signorie entsendet mich zu Euch, Signor Deifobo. Wir möchten wissen, ob Ihr unsern Sold annehmen würdet.

ANGUILLARA: Mein Vertrag mit den Aragonesen erlischt in einem Monat. Wieviel würdet Ihr mir bieten?

QUIRINI: Zwölftausend Dukaten monatlich, alles in allem.

ANGUILLARA: Zu diesem Preise werden wir nicht abschließen. Augenblicklich beziehe ich vierzehntausend, und Herr Sforza und die Franzosen machen mir die schönsten Angebote. Don Francesco Sanseverino hat sie mir in eigener Person überbracht. Seht zu, was Euch dienlich ist. Wollt Ihr mich? Nun, dann zahlt, was nötig ist. Wollt Ihr mich nicht? Dann wende ich mich andern zu. Inzwischen aber nehmt Platz.

QUIRINI: Herrgott! Welch ein köstliches Gemälde! . . . Juno Jupiter umarmend! . . . Wundervoll! . . . Von Giorgione, kein Zweifel! Er allein ist eines solchen Meisterwerkes fähig! . . . Ah! doch halt! . . . Mir scheint, es ist das Bildnis der . . . Tausend Glückwünsche, Herr Jupiter! . . . Meiner Treu, lieber Freund, ich für mein Teil wäre außerordentlich erfreut, wenn Ihr zu uns kämt; aber selbstverständlich geben Eure Interessen den Ausschlag. Wir werden jederzeit Condottieri finden, weniger berühmte freilich, aber entgegenkommendere.

ANGUILLARA: Zu dem Preise, den Ihr daran wenden wollt, werdet Ihr keinen Kapitän von Ruf finden: weder den Kardinal von Capua, noch den ausgezeichneten Gattamelata, noch Colleoni, noch Piccinino, noch dal Verme; nur Freischarenführer zweiten Ranges. Aber wie es Euch gefällt! Vergeßt indes nicht, daß die billigen Waren der Ruin des Käufers sind. Ich hatte bereits zehn eiserne Bombarden, und soeben habe ich sechs weitere gekauft, die man mir gestern hergeschafft hat. Zwei davon sind von dem kleinen Michelagnolo Buonarroti konstruiert. Sie schleudern Steine, zehnmal so groß wie Euer Kopf, die auf vielleicht vierhundert Schritt treffen werden! Ich übertreibe keineswegs.

BRANDOLINO: Das stimmt vollkommen, ich habe die Versuche mit angesehen und war ganz starr vor Verblüffung.

ANGUILLARA: Kein Freischärlerkorps verfügt über eine Artillerie, die sich mit der meinigen messen könnte; ich rede Euch da nur von meinen Bombarden und habe doch noch eine Menge von Feldschlangen, Kanonen und Serpentesen, bedient und gehandhabt von Deutschen, die mich, abgesehen von den Nebenkosten, pro Mann sechzehn Florinen monatlich kosten; doch lassen wir diese Einzelheiten, mit denen ich Euch nicht blenden will. Ich habe zweitausend vollkommen geübte und vollständig ausgerüstete Reiter; tausend wunderbare albanesische Stradioten und viertausend Mann Fußtruppen, die Blüte der Infanterie. Mir scheint, wenn ich sechzehntausend Dukaten verlange, so tue ich niemandem Unrecht.

QUIRINI: Gewiß nicht . . . gewiß nicht . . . und man würde Euch sogar ohne zu großes Schwanken geben, was Ihr wünscht, wenn die bösen Zungen Euch nicht beschuldigen, Ihr setztet Eure Truppen nie einer Schlacht aus, aus Furcht, sie möchten Schaden leiden.

ANGUILLARA (*lebhaft*): Mein Grundsatz ist, gleich dem aller wirklichen Kriegsmänner, durch Manövrieren die Schlachten zu gewinnen und die Feldzüge zu entscheiden. Ich habe kein Bedürfnis danach, ohne Not Leute hinzuschlachten. Ein solches Prinzip ist klar wie Kristall! Welche Torheit, welche wilde Rohheit, bloß um des Vergnügens willen, blind um sich zu hauen, arme Teufel von Soldaten verwunden oder umbringen zu lassen! Gut für Schweizer, Franzosen, Spanier . . . Barbaren! Wir hingegen sind Italiener!

QUIRINI: Unglücklicherweise gehen diese Barbaren ihrem Gegner mit roher Gewalt zu Leibe, und bei diesem Spiel müssen sie schließlich die Oberhand behalten.

ANGUILLARA: Solange ich lebe, werde ich nach den Regeln Krieg führen.

QUIRINI: Wie denkt Ihr über unsern Streit, allertrefflichster Herr Dichter, der Ihr nur immerfort den Gott Mars wutentbrannt inmitten blutiger Bataillone darstellt?

CARITEO: Jede Zeit hat ihre Weise, und was die Dichter ersinnen, hat in der Wirklichkeit meist keinen Platz.

ANGUILLARA: Gut geantwortet! Übrigens, lieber Signor Vincenzo, braucht Ihr nur Euren Alviano zu befragen, der mit der durchlauchtigsten Republik verheiratet zu sein scheint, da er keiner andern Macht dient; er wird Euch sagen, ob er Vergnügen daran findet, seine Leute ohne Grund zu opfern. Und dennoch ist er ein tapferer Degen!

QUIRINI: Wir verweigern ihm weder Ehre noch Geld; wir haben ihm die Stadt Pordenone und ihr Landgebiet gegeben . . .

ANGUILLARA: Er hat ein Paradies daraus gemacht. Man sieht dort nur Künstler, Gelehrte, Leute von Talent; seine Akademie ist weit berühmt. Setzt mich in den Stand, ein so feines und so vornehmes Leben zu führen, und ich werde Euch genau so gut dienen wie er.

QUIRINI: Würdet Ihr Euch verbindlich machen, nötigenfalls standzuhalten, selbst wenn es Euch Leute kosten müßte?

ANGUILLARA: Rückhaltlos herausgesprochen! . . . Gegen andere Condottieri, niemals! Das wäre wohl schön, ehrenhaft, rechtschaffen, einem Kameraden Verluste beizubringen, der mir am andern Tage meine Truppen zugrunde richten würde, und mit dem ich mich fernerhin nicht unter denselben Fahnen bei neuen Anwerbungen zusammen finden könnte! Niemals! sage ich Euch, aber gegen Barbaren, die keine Schonung walten lassen, würde ich von Herzen gern losgehen, und Ihr werdet Euch nicht weigern, mich mit einem bestimmten Betrag für den getöteten wie für den verwundeten Mann und das Pferd zu entschädigen und auch den Verlust an Gepäck in Anschlag zu bringen . . . ist Euch das recht?

QUIRINI: Wir fangen an, uns zu verständigen.

ANGUILLARA: Dann können wir verhandeln; wenn Ihr einverstanden seid, morgen früh; zunächst aber speist mit uns zu Abend.

BRANDOLINO: Daß Ihr's wißt — die Morella ist hier.

QUIRINI: Wirklich?

ANGUILLARA: Bravo! Die Glut steigt ihm in die Wangen!

QUIRINI: Aber Euer Lager, teurer Freund, Euer Lager ist ja gleichzeitig ein Athen und ein Amathunt!

BRANDOLINO: Davon gar nicht zu reden, daß wir mit Musikern allerersten Ranges und mit Gian-Pagolo, diesem unvergleichlichen Tänzer aufwarten können! Außerdem wollen Signor Cariteo und Serafino Aquilano uns ihre letzten Dichtungen vorlesen.

ANGUILLARA: Auf denn, zur Tafel!

QUIRINI: Ein Wort noch, bitte! Wenn wir zu einer Verständigung über die Anwerbung gelangen und Ihr in die Dienste der Republik tretet, werden Eure Truppen dann auch die Bauern nicht zu sehr schinden?

ANGUILLARA: Ich halte strenge Mannszucht, da könnt Ihr Euch ganz auf mich verlassen. Erkundigt Euch übrigens bei dem Herrn Hauptmann hier, bei Messer Bartolommeo Falciera, wie er in diesem Punkte über mich denkt. Er erfährt es in diesem Augenblick.

QUIRINI: Das ist Goldes wert. Wir legen darauf großes Gewicht.

ANGUILLARA: Genug nun der Geschäfte für heute; wir wollen jetzt nur an Zerstreuung denken; das Essen ruft!

Venedig

Ein Saal im Dogenpalaste. — Die drei Staatsinquisitoren bei einer Sitzung; ein mit Briefen und Papieren bedeckter Tisch.

ERSTER INQUISITOR (*einen Brief in der Hand*): Da hätten wir die Nachricht! Nachdem die Franzosen in Rom und in Neapel so unverschämt triumphiert, haben sie die letztere Stadt in der äußersten Verwirrung soeben verlassen. Welche Narren! Weder Vernunft, noch Mäßigung, noch Voraussicht! Die Aragonesen drängen ihnen nach; die Truppen des Papstes beunruhigen sie.

Sie marschieren in Eilmärschen ohne Halt zu machen und trachten die Apenninen zu gewinnen und zu überschreiten.

ZWEITER INQUISITOR: Es ist gestern beschlossen worden, daß wir auf die Neutralität verzichten. Sind die Befehle zum Angriff abgegangen? Ist unsre Armee in guter Gefechtsbereitschaft?

DRITTER INQUISITOR: Hier die letzten Rapporte der hochansehnlichen Provveditori und unsres Generals, des Markgrafen von Mantua. Ferner meldet uns der Senator Messer Vincenzo Quirini, er habe mit dem Grafen dell' Anguillara abgeschlossen. Somit verfügen wir über vierzigtausend Mann, und die Franzosen haben bestenfalls siebentausend.

ZWEITER INQUISITOR: Beherrschte Bruder Girolamo Savonarola ein wenig Klugheit in seinem Volksrednerkopfe, so wäre es für ihn ein kleines, dem Feinde einen Graben über den Weg zu ziehen, den dieser nicht überwinden könnte; statt aber an das zu denken, was not tut, denkt er über die guten Sitten nach!

ERSTER INQUISITOR: Ich erhalte eine Mitteilung von dem Leiter des Arsenal's von Padua. Die letzten Munitionstransporte für unsre Truppen sind abgegangen. Nichts fehlt an der Gesamtausrüstung. Lebensmittel sind reichlich vorhanden.

ZWEITER INQUISITOR: Wir dürfen alles hoffen. Jetzt heißt es an den Tag nach dem nahezu sichern Siege denken. Sollen wir unserm Verbündeten, dem Herzog von Mailand, diejenigen seiner Festungen, die wir besetzt halten, zurückgeben?

DRITTER INQUISITOR: Hier würde uns der Beistand der Florentiner von großem Werte sein.

ERSTER INQUISITOR: Daran dürfen wir nicht einmal denken. Noch nie hat man mit einem Pöbel ein fruchtbringendes Bündnis schließen können. Rechnen wir nur auf uns selbst und seien wir im voraus entschlossen, Lodovico nichts zurückzugeben. Meint Ihr nicht, daß es angezeigt wäre, die hochansehnlichen Provveditori von unsern Beschlüssen vorher in Kenntniss zu setzen?

DRITTER INQUISITOR: Gewiß.

ZWEITER INQUISITOR: Ich trete natürlich Eurer Meinung bei. Wir wollen den durchlauchtigsten Dogen und die Zehn von der Ansicht des Rates unterrichten. Nun zu den andern Angelegenheiten.

Florenz

Das Haus des Signore Vespuccio. — Vespuccio; Marsilio Ficino, der Platoübersetzer; der Maler Baccio della Porta; Francesco Valori; Niccolò Machiavelli.

VESPUCCIO: Die Franzosen haben sich so ungeschickt benommen, daß sie nunmehr aus Neapel verjagt und in der Romagna derart bedroht sind, daß d'Aubigny diese Provinz räumen muß, und der Herzog von Mailand kein Bedenken getragen hat, Truppen gegen sie auszuheben — er, der sie herbeigerufen hatte.

FRANCESCO VALORI: Alles nur von Vorteil für unsre Sache! Einmal in Neapel festgesetzt, hätten uns die Franzosen ihren Groll über die Art, wie Messer Pier Capponi sie hinausgeworfen hat, fühlen lassen wollen. Besiegt, werden diese zweifelhaften Freunde umgänglicher sein, werden uns Pisa zurückgeben, was sie bis auf diesen Tag stets abgelehnt haben.

MACHIARELLI: Mögen sie's tun oder nicht — ich vermag darüber nichts vorher zu sagen; denn der König ist ein Schwachkopf, und seine Eingebungen kommen ihm von allen vier Winden; was mich aber bedenklich macht, das ist unsre Lage im Innern.

FRANCESCO VALORI: Warum das, bitte, Messer Niccolò? Die Volksregierung ist festbegründet, die letzten Wahlen haben ausgezeichnete Ergebnisse geliefert. Unsre Beamten sind standhafte und maßvolle Leute, und was das Ansehen Bruder Girolamos bei unsrer Bevölkerung betrifft, so scheint es trotz seiner bereits siebenjährigen Dauer nur um so frischer und hat ganz den Geschmack und den Reiz der Neuheit. Ich halte dafür, daß die Dinge so gut gehen, wie sie nur gehen können.

VESPUCCIO: Und sie müssen gut gehen, darum allein schon, weil wir die Medici nicht mehr haben. Ich bin bereit, alles erdenkliche Unheil auf mich zu nehmen, ausgenommen das, diese Familie ihren verruchten Einfluß wiederherstellen zu sehen.

FRANCESCO VALORI: Davon ist in keiner Weise die Rede.

MACHIARELLI: Ich wünschte sehr, ich könnte Eure Ansicht teilen; ich sehe die Dinge indessen nicht in einem so günstigen Lichte. Wir wollen eine gefestigte Volksrepublik, in der jedermann arbeitet und eine wohlhabengewogene Freiheit genießt. Um zu einem solchen Ergebnis zu gelangen, denke ich wie Signor Vespuccio:

wir bedürfen nicht dieser Einflüsse mächtiger Familien, die, auf eine der Wagschalen drückend, sie zu stark nach unten ziehen. Aus diesem Grunde lehne ich vor allem die Medici ab. Die Federn jedoch, mit denen unsre Politik arbeitet, sind — so scheint es mir — ein wenig zu starr, hart und gespannt, und das wird zu verdrießlichen Auftritten führen.

VESPUCCIO: Warum? Man verfährt unsanft mit Pieros Kreaturen? Wo liegt da das Übel? Es ist sogar eine Notwendigkeit; es ist gut, diese Leute zu bestrafen, zu zeigen, daß es nicht geraten ist, sie nachzuahmen. Ihr findet, daß die begeisterten Anhänger Bruder Girolamos ihren Eifer zu weit treiben? Das mag wohl sein; sie haben eine manchmal etwas rauhe Art, die Tugend zu predigen und ihre Beobachtung durchzusetzen, aber den Teufel! Man backt keine Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen. Bruder Girolamo selbst glaubt ein wenig zu fest an das, was er sagt und, unter uns: oft genug verziehen sich meine Lippen zu einem Lächeln, wenn ich ihn stürmisch gegen die oder jene menschliche Schwäche wettern sehe, die nicht entfernt das Aufheben verdient, das er davon macht. Aber was wollt Ihr? Wir bedürfen seiner; glaubt Ihr wohl, daß die Liebe zu einer guten Regierung allein den Pöbel und die überspannten Gehirne an uns fesseln würde, wenn sie sich nicht einbildeten, der gute Bruder erschließe das Paradies und sei im besten Zuge, die Welt zu erneuern? Es dürfte mehr als einer darunter sein, den die Vorteile, die wir ihm sichern, ziemlich kalt lassen würden, ja, der sogar dem geregelten und verständigen Leben eines Ehrenmannes, die Nichtstuererei eines lasterhaften Schützlings der Medici vorzöge.

FRANCESCO VALORI: Ich habe von unsern Mitbürgern eine bessere Meinung, Messer Vespuccio, und halte es für feststehend, daß die Mehrzahl der Menschen von Natur gut ist und gerne den geraden Weg verfolgt, wenn er ihnen gezeigt wird.

MARSILIO FICINO: Ich für meine Person bin, wenn ich's gestehen darf, tief von dem einmütigen Streben bewegt und gerührt, das ein ganzes Volk zu den Zaubersphären des Guten und Schönen emporhebt. Gibt es etwas Bewunderungswürdigeres als den Anblick dieses edlen Kampfes aller schönen Leidenschaften, die sich wider die bösen verbündet haben, und dieser immer vollen Kirchen, während die Schenken verödet sind!

MACHIAVELLI: Es geht mir wie Euch, das heißt, ich verfolge mit regster Anteilnahme die Verhandlungen in den Ratsversammlungen, und gleichzeitig geben mir die guten Verwaltungsmaßnahmen die Vorstellung einer theoretisch gut geleiteten Regsamkeit. Und doch weiß ich nicht, ob diesem Zustande Dauer beschieden ist.

VESPUCCIO: Und was läßt Euch daran zweifeln? bitte.

MACHIAVELLI: Es herrscht zuviel scheinbare Stille und zu wenig wirkliche Ruhe. Die Leute, die mit der Lage der Dinge zufrieden sind, sind es zu leidenschaftlich, wie Signor Vespuccio, oder zu systematisch wie Signor Valori.

VESPUCCIO: Ich, ich hasse die Medici, das ist wohlbekannt, und von dem Augenblick, da ihre Freude am Boden liegt, hat die meinige Oberwasser, nichts natürlicher als dies.

VALORI: Ich versichere Euch, Signor Niccolò: wenn man alles in Rechnung zieht und sich ausschweifende Wünsche versagt, gibt es nichts als Anlässe zur Zufriedenheit.

MACHIAVELLI: Es wäre mir lieber, Ihr hättet nicht nötig, es Euch zu beweisen. Soviel ist jedenfalls sicher, daß die unserer jetzigen Einrichtung feindlichen Parteien insgeheim erbitterter sind als je. Die Arrabbiati lassen seit einigen Wochen eine Kühnheit wahrnehmen, die mir zu denken gibt; die Palleschi machen aus ihrer Absicht, uns die Erben des großen Lorenzo wieder in die Stadt zu bringen, kaum noch ein Hehl; die Compagnacci erheben das Haupt und führen auf offener Straße ihre unziemlichen Reden gegen Bruder Girolamo. Ich bemerke, daß viele Leute sie schwatzen lassen und sogar ihren Spaß an ihren Witzen haben, wenn sie sie auch mißbilligen. Was die Tepidi angeht, so wissen wir bestimmt, daß sie unter denen werben, denen ein Verzicht auf alle Vergnügungen — für Durchschnittsnaturen eine etwas übertriebene Zumutung — beschwerlich fällt. Den Nachbarregierungen endlich, den Mailändern, den Sienesern und den andern, verursachen die Beschwörungen unsres heiligen Predigers Schrecken. Man beschuldigt ihn, er wolle die Reichen zugunsten der Armen ausplündern und sei ein Erzvolksverführer. Rom wird von allen Seiten bestürmt und sendet Monitorium über Monitorium. Erst gestern ist eines eingetroffen, und es ist Bruder Girolamo verboten worden, seine Predigten fortzusetzen.

VESPUCCIO: Dieses Verbot ist so wenig entschieden wie möglich; Bruder Girolamo wird sich nicht im geringsten daran kehren. Was folgert Ihr daraus?

MACHIAVELLI: Man sollte vielleicht von den Florentinern weniger Vollkommenheiten verlangen und darauf abzielen, sie zu regieren, nicht wie man möchte, sondern wie man kann.

BACCIO DELLA PORTA: Das ist nicht meine Ansicht. Das Wesentliche ist, eine gute und starke Doktrin aufrecht zu erhalten; diejenigen, die sich ihr nicht unterwerfen wollen, wird man dazu zwingen. Unterdessen erwächst allmählich eine neue Generation, welche die entsprechenden Gesinnungen haben wird, und die Zukunft kündigt sich vielverheißend an. Das ist's, worauf man bedacht sein muß.

MARSILIO FICINO: Ihr urteilt wie ein wahrer Weiser. Ich bin vollkommen der Meinung Signor Baccios.

VESPUCCIO: Es ist um so notwendiger, die Dinge zu lassen, wie sie sind, weil sie uns das sichere Mittel geben, erbarmungslos gegen die Medici und ihre Anhänger vorzugehen, wenn diese Sippschaft es irgend wagen sollte, die Nase hochzuheben.

VALORI: Vielleicht hätte es auch seine Unzuträglichkeiten, wenn man weniger eifrig erschiene als die Massen.

MACHIAVELLI: Ich fange an, nicht mehr so überzeugt von unserm endgültigen Erfolge zu sein. Das Strohfeuer ist eine schöne Sache, es flammt hell auf; aber wendet man den Blick eine Minute lang anderswo hin, so ist es erloschen.

Das Haus eines Hellenisten

Studierzimmer. — Eine Büste des Sokrates in grüner Bronze. Fächer voll meist in Pergament gebundener Bücher; auf einem großen Tisch eine Menge aufgeschlagener Folianten; Manuskripte, Papierbogen mit Tintenflecken, bedeckt mit einer feinen engen Schrift; ein großes Tintenfaß aus Blei, Federn mit zerzausten Bärten. — Der Hellenist sitzt in einem Lehnstuhl aus geschnitztem Eichenholz. Vor ihm auf dem Tische ein aufgeschlagenes Buch zwischen seinen aufgestützten Ellenbogen; sein Haupt ruht in seinen Händen; er liest aufmerksam und in vollständiger Versunkenheit.

DIE MAGD (*eintretend*): Herr Doktor! . . . Die Stunde der Predigt! Hört Ihr die Glocken nicht? . . . Wenn Ihr nicht in die Kirche wollt, so sagt es! Ich habe Euch schon einmal erinnert! Seid Ihr taub? He! Herr Doktor!

DER HELLENIST: Was gibt's, mein Kind?

DIE MAGD: Die Predigt! die Predigt! die Predigt! Bruder Girolamo predigt in Santa Maria del Fiore! Alle Väter von San Marco werden dort sein! Und die Signorie! und die Bruderschaften! und alle Welt! Die Predigt! Versteht Ihr?

DER HELLENIST: Ah! die Predigt, 's ist wahr! . . . Es gibt eine Predigt . . . Ich sehe keine Nachteile dabei, in die Predigt zu gehen.

DIE MAGD: Wie, keine Nachteile? Was wollt Ihr damit sagen? Das wäre noch besser! Wenn Ihr nicht in die Predigt geht, so könnt Ihr Euch in Zukunft Eure Suppe selber kochen. Bei einem Gottlosen bleibe ich ganz gewiß nicht.

DER HELLENIST: Da hättest du vollkommen recht, meine Tochter! Das nenn' ich ein wackeres Mädchen! Ich freue mich, dich so gesinnt zu sehen. Geh! Ich ziehe meine kastanienfarbene Schabe an und folge dir nach.

DIE MAGD: Verliert nicht zuviel Zeit; trödelt nicht herum wie gewöhnlich, Ihr findet sonst keinen Platz mehr . . . Da! hier ist Euer Gebetbuch!

DER HELLENIST: Gib acht, ich bin vor dir dort!

Die Magd geht hinaus.

Hm! Im Studium dieser schwierigen Stelle unterbrochen, um das läppische Zeug anhören zu gehen, mit dem man die Ohren des Pöbels regaliert! Der ganze Sinn dieser äußerst wichtigen Wendung hängt von der Silbe ab, auf die wir den Akzent setzen! . . . Die Antepänultima? . . . Jawohl, die Antepänultima, ich verstehe wohl, aber dann . . . nun, wir werden sehn; ich muß jetzt gehen und mich durch die Possen dieses Savonarola dumm machen lassen! . . . Welche Knechtschaft! Ach! die Unwissenden! ach! die Fanatiker! Wann werden wir sie los sein, große unsterbliche Götter, Musen und Nymphen! . . . Ich muß mich aber eilen, um mir keine Verfolgung zuzuziehen. Es ist schon viel, daß man noch keine polizeiliche Visitation bei mir vorgenommen hat! Wann wird diese Tyrannei zu Ende sein?

Die Apenninen

Wilde Gegend; moosbedeckte Felsen, abgeästete wild durcheinander-geworfene Fichten; eine unermeßliche Ebene am Fuße des Gebirgs; der Taro schlängelt sich durch die Ebene; in der Ferne das Dorf Fornovo. Auf den letzten Abdachungen des Gebirgs französische Abteilungen in Schlachtordnung; jeden Augenblick kommen Ordonnanzkompagnien, Trupps von Stradioten, Gascognern, Deutschen, Schweizern vorbei; Fuhrleute geleiten die Geschütze und die Bagagewagen. Zur Rechten, in einiger Entfernung, eine venezianische Feldwache, bestehend aus dalmatinischem Fußvolk und einigen italienischen Reitern, deren Kürasse in der Sonne aufleuchten; die meisten haben das Visier heruntergelassen, und alle halten sich, die Lanze auf dem Schenkel, zum Angriff bereit. — Auf einem runden alleinstehenden Hügel, der ein Hochplateau bildet, König Karl VIII. halb zwischen Strohbündeln hingestreckt. Eine Anzahl Höflinge und Hauptleute umgeben ihn. Man gewahrt unter ihnen Philippe de Commynes, Herrn von Argenton; Etienne de Vesc, Seneschall von Beaucaire; de Bourdillon; de Bonneval; de Piennes.

DER KÖNIG: Ich habe den Pisanern meinen Schutz versprochen, ich werde mein Wort nicht brechen und diese Leute nicht den Florentinern ausliefern. Man spreche mir nicht mehr davon! Im übrigen bin ich nach Italien gekommen, um mein Rittertum zu beweisen und meiner Dame zu gefallen, nicht aber, um zu schreiben, zu lesen und Papierwische zu unterzeichnen! Ich will nichts mehr von Verhandlungen hören! Ich werde den Feind noch vor Ablauf einer Stunde angreifen!

COMMYNES: Besser wäre es, abzuwarten und vernünftigen Gründen Gehör zu geben. Wenn wir Savonarola und die Florentiner nicht bewegen, uns beizustehen, laufen wir stark Gefahr, nicht von hier fortzukommen.

DER KÖNIG: Und ich sage Euch, daß ich glänzendere Taten vollführt habe, als meine Väter! Ich habe Italien erobert! Ich habe in Rom und in Neapel angesichts der ganzen Welt triumphiert! Überall habe ich meine Galgen und Richtstätten aufgerichtet, ich habe meine unumschränkte Herrschaft bewiesen, und das noch vor wenigen Tagen fast. Wenn ich jetzt nach Frankreich zurückkehre, so geschieht es einzig und allein, weil man

mich verraten hat! Mögen diese elenden Verbündeten mich angreifen, sie werden mir, so wahr ich lebe, eine Freude damit machen!

COMMYNES: Ich flehe Eure Hoheit an zu bedenken, daß wir trotz alledem, um das Ding beim rechten Namen zu nennen, uns auf dem eiligsten Rückzug befinden. Wir werden von Glück sagen können, wenn wir vor völliger Auflösung bewahrt bleiben; denn diese droht uns. Man braucht nur die Augen zu öffnen, um es zu sehen! Ich glaube daher, daß es unumgänglich nötig ist, den Vorschlägen Savonarolas Gehör zu schenken und den Florentinern Pisa zurückzugeben, wie wir es ja übrigens auch versprochen haben.

DER KÖNIG: Still davon! Eure Florentiner sind feige Seelen, Schurken, Schelme! Ich werde sie zerstampfen wie Staub!

COMMYNES: Wir sind nicht gerade in der Lage zu drohen!

DER KÖNIG: Ihr habt stets vor allem möglichen Angst!

COMMYNES: Man könnte zum mindesten vorsichtig sein. Dort, vor uns, steht die Armee der Venezianer und die Streitmacht des nämlichen Herzogs von Mailand, der uns herbeigerufen hat. Die Truppen des Papstes und die Aragonesen verfolgen uns; wir haben es dringend nötig, daß uns jemand hilft.

DER KÖNIG: Unsere Schwerter werden genügen! Meine Flotte hat sicherlich zur Stunde Genua wieder eingenommen.

COMMYNES: Es schmerzt mich, Eurer Hoheit mitteilen zu müssen, daß die Flotte soeben bei Rapallo geschlagen worden ist. Viele Galioten, Galeassen, Galeeren, Fleutschiffe und Fregatten sind vernichtet oder weggenommen worden; der Rest ist geflüchtet, man weiß nicht, wohin.

DER KÖNIG: Bei Fornovo werden wir nicht geschlagen werden, das verspreche ich Euch. Laßt unsre Artillerie vorrücken! Da kommt der Herr de Gié.

DER MARSCHALL DE GIÉ (*zu Pferd, in voller Rüstung, das Schwert in der Hand. — Offiziere seiner Suite*): Ich grüße Eure Hoheit und erwarte Ihre Befehle.

DER KÖNIG: Was macht der Feind?

DER MARSCHALL: Da er sich so stark und uns so schwach sieht, marschirt er in trefflicher Ordnung. Er hat, wie wir in Erfahrung gebracht, zweitausendfünfhundert Fähnlein Lanzen-

reiter, zweitausend albanesische Stradioten und so viel Kompagnien Fußvolk, daß er im ganzen auf sechzehntausend Mann kommt.

DER KÖNIG: Herr de Gié, Ihr seid ein sturmerprobter Ritter! Ich vertraue auf Euch. Wenn es gilt, mich zu schlagen, so werde ich trachten, meinen Mann zu stellen, fürs Kommando aber bin ich nicht geschaffen. Erteilt Befehle, trifft alle Maßnahmen, wie es Euch gut scheint, ich werde als der erste gehorchen.

DER MARSCHALL: Ich will mein Bestes tun!

DER KÖNIG (*mit lauter Stimme*): Holla! Ritter, meine Rüstung! Die Ritter befestigen den Helm des Königs und vergewissern sich, daß die verschiedenen Teile seiner Rüstung festsitzen; man führt ihm sein eisengepanzertes Schlachtroß vor. Er schwingt sich in den Sattel. Zu den Rittern, Hauptleuten und Soldaten, die ihn umgeben: Auf denn, meine Herren, auf eure Posten, und jeder tue sein Bestes! (*Er galoppiert mit den Seinen davon.*)

COMMYNES: Viel Ehre und keinen Verstand! Was haltet Ihr von unsrer Lage, Herr de Gié?

DER MARSCHALL: Im Augenblick des Treffens gedenke ich wuchtig dreinzuschlagen, das übrige hat nichts zu bedeuten. Galopp, meine Herren! (*Er reitet mit seiner Suite los.*)

COMMYNES: Wenn der selige König von seinem Platze im gesegneten Paradiese aus die hoffnungslose Lage seines Nachfolgers sehen kann, so muß er sehr betrübt sein. Es ist um uns geschehn. Dieses widerspenstige Kind wird heute abend gefangen sein, und ich mit ihm: wieviel werde ich aufbringen müssen, um das Lösegeld zu bezahlen! Aber ich höre den Erznarren zu seinen Reitern reden. Was kann er ihnen sagen? . . . Mit seiner Schulbildung ist es schwach bestellt . . . Für gewöhnlich fehlt seinen Reden sehr der Zusammenhang . . . Der Wind kommt von dort her . . . man erhascht einige Sentenzen . . .

DER KÖNIG (*in der Ferne*): Gar tapfere und starke Ritter, niemals hätte ich diesen Zug unternommen . . . ohne mein Vertrauen auf eure Tapferkeit und euern Rittersinn . . . Seid überzeugt, daß es uns ebenso leicht fällt, die Schlacht zu gewinnen als sie anzufangen, oder noch leichter . . . Denkt daran, daß unsere Ahnen durch die ganze Welt gezogen sind . . . große Beute und Triumphe davongetragen haben . . . Denkt an nichts, als euch

tapfer zu schlagen ... und, wenn ihr ... es vorzieht ... euer Heil in der Flucht zu suchen, so sagt es beizeiten ...

COMMYNES: Keine üblen Prahlereien und des höchstschrecklichen Fierabras würdig. Es wird nicht lange dauern, und wir werden diesen Trara ein wenig zu teuer bezahlen. Ach! mein lieber und erbarmungsvoller Herr Jesus, habe Mitleid mit uns!

Die Schlacht

Die französischen schweren Reiter haben soeben einen Angriff gemacht. Der König, das Schwert gesenkt, öffnet sein Visier, seine Stirn trieft von Schweiß und seine Augen funkeln wie Blitze. Sein Pferd keucht. Die Lanzen wogen wie die Ähren auf den Kornfeldern, und die Fähnchen an den Lanzen züngeln und flattern. Banner in allen Farben wogen und lassen die bunten Wappen sehen. Trompeten- und Zinkensignale, Wirbel der großen und kleinen Trommeln; Geschrei in der Ebene, Kriegsrufe, Zorn- und Schmerzgeschrei; Staubwirbel erheben sich auf allen Seiten; dumpfe Kanonenschläge; man sieht da und dort Tote, Verwundete, in Haufen, in Reiben, wie sie gerade fielen.

BOURDILLON (*salutiert mit dem Schwerte*): Majestät verrichten Wunder!

DER KÖNIG: Frei heraus, Bourdillon, sprich zu mir wie zu dem Freunde deines Herzens. Habe ich mich gut gehalten?

BOURDILLON: Bei allen Heiligen! besser als Amadis!

DER KÖNIG: Ein schönes Ding um den Krieg! mein Herz jauchzt himmelhoch! Vorwärts! ... Seht! Auf dem linken Flügel ist das Handgemenge erbittert! Vorwärts, Ritter, zum Angriff! *Er senkt von neuem sein Visier, schwingt sein Schwert und sprengt mit seiner Schar dahin, welche ruft: Es lebe der König! Hoch Saint-Denis! Hoch Frankreich!*

Ein anderer Teil des Schlachtfeldes

Die Schweizer zu einer geschlossenen Schar formiert.

DER HAUPTMANN RÜTTIMANN VON LUZERN: Ohe! meine Kinder, seht die Gascogner an! Ihr Geschäft ist besorgt!

Die Albanesen fliehen, was das Zeug hält! Wenn ihr euch nicht beeilt, dann Plünderung gute Nacht! Die Kameraden haben dann den Rahm abgeschöpft!

DIE SOLDATEN: 's ist wahr, 's ist wahr, vorwärts!

DER HAUPTMANN: Die Lanzen gefällt! Zugestoßen! fest! *Die Schweizer stürzen sich mit mächtigen Hellebardenstößen auf eine Schwadron mailändischer Reiter, die im Nu durchbrochen ist und die Flucht ergreift. Gemetzel, Geschrei, Trommelwirbel, Trompetengeschmetter.*

Auf der Seite der Verbündeten

Auf einer Anhöhe. — Der Markgraf von Mantua, General der venezianischen Armee; Hauptleute der Freischärler und Stradioten; die beiden Provveditori, Edelleute ihres Gefolges. — In der Ebene beginnen die verschiedenen mailändischen und venezianischen Haufen zu weichen.

ERSTER PROVVEDITORE: Aber, Herr Markgraf, ich verstehe nicht, was vorgeht! Die durchlauchtigste Signorie hat den Sold der Leute bis auf den letzten Pfennig bezahlt! Ihr habt alles bekommen, was Ihr verlangt habt! Nichts mangelt Euch . . . Lebensmittel, Geschütze, Munition . . . Warum halten die Truppen nicht stand?

DER MARKGRAF: Ich gebe Befehle; ich habe nicht die Zeit, Euch Rede zu stehen.

Er spricht mit mehreren Offizieren, die sich eiligst nach verschiedenen Richtungen entfernen. — Artillerie kommt vorbei.

ZWEITER PROVVEDITORE: Es ist unerträglich! Ich werde meinen Bericht machen! Mir scheint, die Armbrustschützen ergreifen die Flucht!

ERSTER PROVVEDITORE: Es geht hier irgend etwas sehr Bedenkliches vor.

DER MARKGRAF: Kein Zweifel, unser Zentrum hält sich schlecht.

ZWEITER PROVVEDITORE: Herr Markgraf, wir haben das Recht, Euch zu befragen, und Ihr habt die Pflicht, uns zu antworten!

DER MARKGRAF: Findet Ihr nicht, daß die Mailänder uns matt unterstützen? Ich weiß nicht, woran ihr General Gayazzo denkt.

ERSTER PROVVEDITORE: Laßt ihn verhaften.

ZWEITER PROVVEDITORE: Überlegt, um Gotteswillen, überlegt, Herr Kollege! Ein solcher Fall ist in unsern Instruktionen nicht vorgesehen. Euer Antrag ist sehr gewagt!

DER MARKGRAF: Bei San Marco! was ich gefürchtet, tritt ein! Die Stradioten zerstreuen sich, um das Gepäck zu plündern! Unser Fußvolk hat auf dem linken Flügel keine Deckung mehr! Es wird von der Kavallerie niedergeritten! . . . es flieht!

DIE BEIDEN PROVVEDITORI: Alles ist verloren?

DER MARKGRAF: Beinahe, meiner Treu! Bleiben wir nicht hier, meine Herren! Die Gascogner nahen im Laufschrift . . . Galopp! Sammeln wir unsre Leute!

Die französischen Trompeten blasen zum Angriff; die Schlacht bei Fornovo ist für die Venezianer und Mailänder verloren.

Florenz

Sandro Botticellis Werkstatt. — Ein ungeheurer sehr hoher Saal. — Eine Menge Künstler in malerischen Gewändern, einige davon stark entblößt; mehrere, an großen Bildern beschäftigt, stehen auf Gerüsten; andere vollenden Tafelbilder oder entwerfen deren auf Staffeleien. — Sandro Botticelli, Luca Signorelli, Domenico Ghirlandajo, der Miniaturenmaler Fra Benedetto. Letzterer trägt die Dominikanerkutte und sitzt über ein auf einem kleinen Tische liegendes Meßbuch gebückt, das er illuminiert, indem er mit großer Sorgsamkeit den rings um ihn herumstehenden Näpfchen Farben entnimmt. Der Baumeister Cronaca.

SANDRO (in weinerlichem Tone): Heute ist mein letzter weltlicher Tag, und diese Leinwand wird mein letztes Werk sein; fortan werde ich nur noch daran denken, meine Sünden zu beweinen.

FRA BARTOLOMMEO VON SAN MARCO: Daran wirst du guttun, und wir täten gut daran, es dir nachzutun. Das Seelenheil ist mehr wert als das Talent, und die Palme der Auserwählten mehr als der Kranz der Genies. Amen!

DIE KÜNSTLER: Amen! Amen!

LUCA SIGNORELLI: Meine Kinder, ich glaube, ihr geht zu weit. Es steckt Gutes in der heiligen Lehre Bruder Girolamos. Aber sich zu kleiden wie arme Teufel, worin mehrere von euch etwas suchen, auf die Freuden des Lebens zu verzichten, von früh bis spät zu seufzen und, vor allem, zu den trockenen Formen und der eckigen Zeichnung der alten Meister zurückzukehren, das nenn ich nicht Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, darin sehe ich nichts besonders Nutzbringendes.

CRONACA: Das Gute ist absolut und läßt keine Zerstreuung zu.

LUCA SIGNORELLI: Das Gute ist die Unendlichkeit, sie duldet keine Einschränkung.

Der Bildhauer Torrigiani tritt herein, prunkvoll gekleidet, das Barett tief in die Augen gedrückt. Er schließt heftig die Tür.

TORRIGIANI: Daß euch der Teufel zum Schweigen bringe, Heuler, die ihr seid! Ich schlage dem ersten die Nase platt, der mir diesen Heuchler von Bruder Girolamo rühmt.

BOTTICELLI: Du wirst verdammt werden, Torrigiani!

TORRIGIANI: Und warum, wenn ich euch fragen darf? Ich bin ein besserer Christ als du! Trottel! Ein sauberer Prophet, euer Girolamo! Ein Pöbelschmeichler ist er! ein Phrasenheld! ein wildgewordner Scheinheiliger! Reform! Tugend! Sitten! . . . Beim Bacchus, glaubt ihr, daß die Wonnen dieser Welt geschaffen sind, damit man sie mit Füßen trete? Glaubt ihr, die schönen Frauen seien dazu da, um in streng abgeschlossenen Klöstern lebendig zu vermodern? Sollen die feurigen Weine in den Dreck fließen und die antiken Meisterwerke, die man fortwährend zutage fördert, in die Erde zurückkehren, wo das, was sie uns lehren, so lange begraben und erstickt gewesen ist? Soll ich mit euerm Mönche die neuen Bücher verbrennen gehn, um in ihrer Asche die wiedererstehende Flamme des Geistes besser zu ersticken? . . . Wahrhaftig, nein! Ich rufe, ich schreie es euch zu: „Trottel seid ihr, Affen schädlicher Vollkommenheit, Ungeheuer von Widersinn! und noch heute abend verlasse ich Florenz, um nichts mehr von euch zu hören und zu sehen.

CRONACA: Und ich ehre den erhabenen, verehrungswürdigen, unvergleichlichen, göttlichen Bruder Girolamo wie meinen Vater, ja noch mehr! Sollte man ihn je angreifen, so werde ich ihn

bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, und wer ihn beleidigt, ist ein Elender! Glotz' mich nur an und roll' deine großen Raufboldaugen! Ich werde mir das Gesicht nicht breitschlagen lassen, wie der kleine Buonarroti! Und wenn du das Pech hast, mir zu nahe zu kommen, so bohre ich dir meinen Dolch mitten in die Brust, niederträchtiger Knecht der Medici, der du bist!

TORRIGIANI: Wenn Ihr dieses Schimpfwort ausgestoßen habt, so glaubt Ihr einen Mann so recht nach Herzenslust geschmäht zu haben! Wischt Euch doch das Maul ab! Er ist noch beschmiert von dem Brei, mit dem Lorenzo Euch stopfte!

BOTTICELLI: Rede, was du magst, Florenz ist darum nicht weniger das Reich Gottes geworden! Jesus hält das Zepter; die allerheiligste Jungfrau berät uns durch Girolamos Mund; die Reichen ernähren die Armen, und es gibt nichts Wunderbareres!

TORRIGIANI: Und du findest es wahrscheinlich auch wunderbar, die guten Gemälde zu verbrennen und wieder anzufangen wie vor fünfzig Jahren brave Frauen dürr wie Spindeln, ohne Brüste und Bauch, zu malen! Findest es wunderschön in Lumpen einherzugehn und von früh bis spät zu schluchzen wie eine Dachrinne, ohne daß jemand begreifen kann, warum?

FRA BARTOLOMMEO VON SAN MARCO: Mit deinem Samt- und Stickereiputz, mit deinen Federn und deinem vergoldeten Dolch und deinen Ringen beleidigst du die Armut deiner Brüder!

TORRIGIANI: Meiner Brüder? . . . meiner Brüder? Wollt ihr alle, ihr Lumpengesindel, etwa die Unverschämtheit haben, euch meine Brüder zu nennen? Geduldet euch noch ein wenig, bis ihr einen Torso zeichnen könnt, wie ich, bis ihr wie ich eine Verkürzung versteht und wiedergeben könnt, ehe ihr euch als meine Vettern aufzutut! Bis dahin wird noch einige Zeit vergehen! Meine Brüder sind tot! Es waren die Künstler des alten Rom!

DOMENICO GHIRLANDAJO: Verstehe erst, uns himmlische, reine, keusche, ernste Madonnen zu meißeln, dann wird man dich bewundern können!

TORRIGIANI: Der Himmel zerschmettere euch! . . . Was ist das für ein Geschrei?

Er stürzt nach der Tür.

CRONACA: Geh, laß dich totschiagen! Es sind die Kinder der Stadt, die, zu heiligen Scharen vereint, Jesus zum König aus-

rufen, Leuten, die so aufgedonnert sind wie du, die Kleider zerreißen und die Übelgesinnten unter Puffen gefangennehmen, um sie in den Kerker zu schleppen! Mach, daß du hinkommst, mach!

TORRIGIANI: Diese Meuten tollgewordener Köter werden mich nicht anrühren, ohne daß ich ihrer ein Dutzend erdolche! Lebt wohl! Ich verlasse dieses Narrenhaus! Ich kehre erst wieder zurück, wenn man ungehindert Mars und Venus darstellen kann! Die Kunst, verneht es, armselige Bettler, die ihr seid, ist die einzige Tugend, die einzige Größe, die einzige Wahrheit! Nichts ist Gott wohlgefälliger! Euer Teil ist Lüge, Unwissenheit, Schulfuchserci und Niedrigkeit! Mein Teil aber ist der leuchtende Genius! Es lebe die Kunst! es lebe das Licht! nieder mit der Finsternis! Ich eile, bei den spanischen Scharen einzutreten und werde euch bekriegen bis aufs äußerste!

BOTTICELLI: Gestern noch gedachtest du die Barbaren aus Italien zu vertreiben — du hast das rechte Mittel dazu gefunden.

TORRIGIANI: Wir werden zuerst die Franzosen und dann die Aragonesen vertilgen! . . . Lebt wohl . . . ihr Lumpengesindel!

EIN MALER (*der sich blitzschnell von einem Gerüst heruntergleiten läßt*): Er ist doch zu unverschämt! . . . Halt! das da für dich!

Er wirft ihm sein Messer nach, das ihn verfehlt und in die Wand fährt.

TORRIGIANI (*im Hinausgehen*): Tölpel! Das werd' ich dir heimzahlen, und sollts nach fünfundzwanzig Jahren sein!

Das Innere von Santa Reparata. — Ungeheure dichtgedrängte Menschenmenge. Alle Altäre der Seitenschiffe sind mit Blumen überladen; die Kerzen und Lichter strahlen hell; die Heiligenstatuen sind mit ihren schönsten Seiden-, Samt- und Brokatellgewändern geschmückt und mit ihren Juwelen beladen; Weibrauchduft erfüllt das Gebäude; jeden Augenblick kommen neue Andächtige und bringen Bewegung in die Menge; Kinder, Schüler, junge Burschen sind auf die Fenster Simsse und auf die Giebel der Altäre geklettert; mehrere klammern sich an die Friese der Säulen; die Signorie nimmt die Bänke gegenüber der Kanzel ein. Tiefes Schweigen.

BRUDER GIROLAMO (*auf der Kanzel*): Florenz! Florenz! Gott hat die Warnungen an dir nicht gesparr! Er verweigert sie dir nicht! Er liebt dich, wie er seine Kirche liebt. Aber die Wahrheit ist traurig; höre sie! Dein Leben verrinnt im Bett, im Geträtsch, in müßigem Geschwätz, in schimpflichen Gelagen, in einer namenlosen Ausschweifung! Dein Leben, Florenz, ist das Leben der Schweine!

Schauder durchzittert die Zuhörer.

Du antwortest mir: „Bruder, Ihr schont mich wenig! — Ich werde dich gar nicht schonen! Wenn du dich vor den Strafen nicht fürchtest, wie dürftest du da vor den Vorwürfen zurückschauern? Habe ich sie dir verkündet, die Züchtigungen? Antworte! antworte! . . . Habe ich dich in Unwissenheit gelassen über das, was dir drohte, oder nicht? Der arme Bruder, der nichts ist, der nichts gilt, der aus sich selbst nichts weiß, ist ihm nicht die Eingebung Gottes und unsres Königs Jesus zuteil geworden, um dich von den Medici zu befreien und dich den Klauen der Franzosen zu entreißen? . . . Nun wohl! was ist geschehn? Hast du es bereits vergessen? Die Medici essen das Brot Venedigs, und die Franzosen . . . die Franzosen, überglücklich, daß sie sich gegen alle Wahrscheinlichkeit einen Ausweg bei Fornovo bahnen konnten, haben sich gedrückt und keuchend bis tief in ihre Provinzen geflüchtet, und da sind sie nun . . . fürchte nichts! Sie werden nicht wiederkommen!

Tiefe Bewegung.

Wenn ihr nur einen Funken von Vernunft habt und euch erinnert, daß ich euch stets das Richtige vorausgesagt habe, daß meine Worte niemals eitel und nichtig befunden wurden, dann werdet ihr mir diesmal glauben, wenn ich euch sage: „Für euch ist die Volkshregierung das beste! Gott hat sie euch durch meine Hand gegeben! Bewahrt sie! Gestattet niemand, sie anzugreifen; wer sie antastet, beleidigt Gott, begeht einen Frevel; er beleidigt den König Jesus, macht sich des Hochverrats der Majestätsbeleidigung schuldig. Würde so ein Elender, der sich in solch ungeheuerliche Verbrechen stürzt, Verzeihung bei euch finden?

Schreie der Wut.

Ihr Herren vom Rate der Acht — bestraft werden müssen solche Verbrecher, sage ich euch! Und wenn Bürger die öffentliche Ein-

tracht stören und sich wie ehemals Weiße oder Graue nennen, so zögert nicht! Zehn Florinen Buße! Und wenn sie rückfällig werden, viermal das Folterseil! Und wenn sie hartnäckig sind, dann in den Kerker und auf immer! Und jetzt, Florenz, ernähre deine Armen; die Glieder sind sie des Königs Jesus! Es ziemt sich nicht, daß das Volk Hunger habe, wenn die Reichen satt sind. Das Korn soll fortab nur zwanzig Soldi das Maß kosten für die, die es nicht höher bezahlen können.

Allgemeine Rührung.

Wenn ein jeder hat, womit er seinen Hunger stillen kann, so ist noch nicht einmal der Anfang gemacht: die Hauptsache bleibt noch ganz und gar zu schaffen. Ihr antwortet mir: „Bruder, Ihr seid unersättlich! Wir haben die Regierung Gottes, wir haben die Liebe Gottes, wir haben . . .“ — Ihr habt Legionen von Lastern, die in eurer Seele wuchern! Die ganze Hölle hält darin ihren Sabbat, ihr wißt es nur zu gut und seid alle einander wert! . . . Vielleicht werdet ihr mir Entschuldigungen geltend machen für die Soldaten — rohe Gesellen! Für die Kaufleute — durch den Gewinn verderbte Seelen! für die jungen Leute — Hohlköpfe! Für die Frauen — Närrinnen! Sehr schön! . . . Werdet ihr auch Entschuldigungen finden für die simonietreibenden, wollüstigen, ehebrecherischen, dem Trunk ergebenen, diebischen Priester, die euch vom Stuhl des heiligen Petrus bis zum geringsten Beichtstuhl der geringsten Pfarre auf dem Wege des Verderbens nach sich ziehen? Fort mit diesen trostlosen Zuständen! mit diesen Greueln! mit diesen babylonischen Ungeheuerlichkeiten! Kehrt aus! Sonst bist du verloren, Florenz! Ich büрге dir dafür! Die Schale der Geduld ist erschöpft! Kein Tropfen mehr darin. Das rächende Schwert hängt über dir! Ach! Unseliges Florenz! . . . Es fällt herab! es trifft!

Rufe des Entsetzens.

Ihr antwortet: „Bruder, was verlangt Ihr?“ — Ich verlange nichts. Gott ist's, der keine leichtfertigen Vergnügungen mehr will! Habt ihr euer Leben denn nicht genug verzettelt? Fort mit den Promenaden, auf denen die Weiber gefallsüchtig flanieren! Keine Tanzereien mehr — sie sind der Verderb! Keine Schenken mehr — sie vertieren! Kein Glücksspiel mehr — es ist . . . ah! das beunruhigt euch? Ihr würdet lieber auf euern Anteil am Para-

diese verzichten als auf diese schmachvolle Gewohnheit! Gut denn! Ich will Mitleid walten lassen! . . . Spielt, wenn es denn sein muß! aber entsagt den Würfeln! Nehmt Knöchelchen! Spielt, aber nie mehr um Geld! Spielt um einen Salatkopf, um Nüsse, um eine Wurzel! Unglückliche! Ihr lacht, ich aber, ich rufe den Getreuen zu: Wenn ihr auf den Straßen oder in den Häusern Gottlose sich ihrer Wut für das Glücksspiel überlassen seht, so reißt ihnen ohne Zögern die Karten aus den Händen, und ihr, ihr Herren Acht, ergreift sie, sperrt sie ein! . . . foltert sie!

Die Predigt dauert fort.

Auf dem Platz vor der Kirche

Gruppen von Kindern.

DER KLEINE BONI (*schreiend und weinend*): Au! au! au!

EIN KNABE: Was hast du denn?

Die andern Kinder umringen ihn.

DER KLEINE BONI: Ein großer Rohling hat mir eben einen Faustschlag auf den Kopf versetzt. Der ist's, der sich dort hinten entfernt.

ZWEITER KNABE: Warum hat er dich geschlagen?

DER KLEINE BONI: Weil ich ihm seinen Kragen aus venezianischen Spitzen abreißen wollte.

DIE KINDER: Ah! der Verruchte! Ihm nach! In Stücke wollen wir ihn hauen!

DRITTER KNABE: Nein, laßt es bleiben, er ist ein Ungeheuer! es ist Torrigiani, der Bildhauer, ein Compagnaccio! Er liebt weder Gott, noch die heilige Jungfrau! Er ist zu stark für uns!
Zwei junge Damen gehen vorüber; ein Dutzend Kinder umringen sie.

ERSTER KNABE: Meine Schwestern, ich befehle euch im Namen Jesu Christi, des Königs dieser Stadt, und der Jungfrau Maria, unsrer Königin, diese Juwelen abzunehmen und all diesen Sammet abzulegen.

ERSTE DAME: Wir werden sofort gehorchen, mein liebes Kind! Laß uns nur in unsre Wohnung zurückkehren.

VIERTER KNABE: Ich kenne sie, sie sind unverbesserlich! Wir haben sie schon vorgestern ermahnt, nicht so unbescheiden zu sein; sie fangen aber immer wieder an.

ZWEITE DAME: Es braucht Zeit, andere Kleider zu nähen, du wirst das begreifen, mein kleiner Freund.

FÜNFTER KNABE: Kommt! wir wollen ihnen alles herunterreißen.

Die Bande wirft sich auf die beiden Damen, reißt ihre Kleider in Stücke und zerzaust ihre Frisuren.

SECHSTER KNABE: Schön! Zwei Halsketten! Ohringe! Armbänder! Kettchen! Wir wollen das alles den Armen bringen!

Andere Kinder kommen herbeigelaufen.

ERSTES KIND: Was sind das für Frauen, die da weinen?

EIN ZWÖLFJÄHRIGER KNABE: Sünderinnen, die wir auf den Weg der Tugend zurückgeführt haben. Und ihr, woher kommt ihr?

DER KNABE: Vom Almosensammeln! Fünfzig Dukaten! Ferner haben wir Spieler ausgeplündert! Nun paßt auf! was ich euch sage: An der Ecke der Via del Cocomero weiß ich ein Haus, wo man profane Bücher aufbewahrt, ein Schachbrett, Harfen und ich glaube auch einen Spiegel, ich weiß es aber nicht ganz sicher. Kommt! kommt alle mit! Wir wollen diese Hölle säubern!

DIE KINDER: Kommt! Kommt!

EIN BÜRGER: Holla! Niccolò! Komm her, mein Sohn!

NICCOLO: Was wollt Ihr, Vater?

DER BÜRGER: Komm mit nach Haus; ich brauche dich!

NICCOLO: Ich muß Jesus dienen und die Sünder in Zaum halten.

DER BÜRGER: Verwünschter Lausbub, wirst du wohl gehorchen?

NICCOLO: Es ist besser Gott zu gehorchen als den Menschen! Kommt, Kameraden!

Große Bewegung unter der Menge, die die Kirche verläßt.

EIN KIND (*das auf einen Baum gestiegen ist*): Da ist der Pater! da ist der Pater!

In der Vorhalle erscheint Bruder Girolamo, umgeben von den Vätern von San Marco, unter denen man den Bruder Silvestro Maruffi, den Pater Buonvicini, den Pater Sacromoro u. a. Glaubenseifrige

gewahrt. Die Menge grüßt sie begeistert; Männer und Weiber werfen sich auf die Knie und küssen unter Tränen Bruder Girolamos Kutte.
DIE KINDER: Die Hymne! die Hymne! Stimmt die Hymne an!

Sie singen:

Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel!

Bruder Girolamo entfernt sich, angebetet von der Menge.

Ein Saal im Haus des Tanai de' Nerli. — Seine Frau, sein Sohn.

NERLI: Kurz, ich habe dergleichen Szenen satt und will nichts mehr davon wissen. Ich will nach meinem Kopfe leben; in meinem Hause soll Friede herrschen!

DIE FRAU: Und was mich betrifft, so will ich mich nicht unter das Joch des Bösen beugen.

NERLI: Was meinst du mit dem Bösen, bitte. Etwa mich?

DIE FRAU: Keineswegs, wohl aber den Geist, von dem du besessen bist. Warum willst du dieses abscheuliche Buch behalten, das der Prophet auf offenem Markte hat verbrennen lassen? Hast du etwa nicht ein Exemplar dieses Dekameron, wenn ich den Namen denn aussprechen soll?

NERLI: Das heißt zu viel Aufhebens von einem Werk machen, das seit Jahrhunderten in jedermanns Händen ist.

DIE FRAU: Seit langem stürzt sich jedermann in Verdammnis, und es ist Zeit, damit aufzuhören.

NERLI: Ich will Frieden, und diesmal sage ich es dir in allem Ernst.

DAS KIND: Siehst du, Mama, er hat das Buch und noch andre dazu, die Bruder Girolamo verboten hat! Ich weiß es! Verbrennen wir diese Bücher! verbrennen wir sie!

DIE FRAU: Gewiß, mein Kind, sei unbesorgt! Ich werde nicht dulden, was ich nicht dulden darf.

NERLI: Das ist ja die reine Tobsucht, und ich fordere dich auf, Monna Lisa, dich zu beruhigen: ich würde sonst Maßregeln ergreifen müssen, die . . .

DIE FRAU: Du versuchst umsonst, mich einzuschüchtern; es wird dir nicht gelingen; dir zum Trotz werde ich für mein Seelenheil wirken!

DAS KIND: Ja, Mama, wirke für dein Seelenheil, ich bitte dich darum! Wirke für dein Seelenheil, Mama!

DIE FRAU: Jawohl, mein Liebling! sei unbesorgt.

NERLI: Das ist hier ein Haus von Besessenen in einer Stadt von Rasenden, und dieses elende Florenz, das sonst nur ein liederliches Weibsstück war, ist ein wahnsinniges geworden, seit dieser verdammte Mönch . . .

DIE FRAU (*außer sich*): Ha! lästere nicht den Bruder Girolamo, ich warne dich!

NERLI: Ich werde den Bruder Girolamo zu allen Teufeln schicken, wenn es mir gefällt, und dich dazu! Verstehst du?

DIE FRAU: Und ich, du Ungeheuer, ich eile, dich bei den Acht anzuzeigen und eine exemplarische Strafe für eine solche Veruchtheit zu verlangen.

DAS KIND: Ja, Mama, ja! Papa muß bestraft werden!

NERLI: Gott strafe euch alle miteinander!

Rom im Juni 1500

Ein Saal der päpstlichen Wohnung. — Alexander VI.; Lucrezia Borgia, Herzogin von Bisaglia. Sie ist in tiefer Witwen Trauer und sitzt sehr niedergedrückt und das Gesicht in Tränen gebadet, in einem Lehnstuhl.

ALEXANDER VI.: Nun denn! — ja, s'ist wahr. Dein Bruder Cesare ist der Schuldige. Er ist in das Zimmer gedrungen, wo der unglückliche Alfonso, dein Gemahl, mit seinen verbundenen Wunden lag; er hat ihn erdrosselt . . . ich gestehe dir's . . . man würde es dir ja doch sagen . . . Du könntest keine vier Schritte in die Stadt tun, ohne daß man es dir erzählte . . . Es ist mir lieber, du erfährst es von mir, damit wir gemeinsam überlegen können, was man in einer solchen Lage zu tun hat, an der man nichts zu ändern vermag.

Madama Lucrezia schluchzt in ihr Taschentuch und ringt die Hände. Die wesentliche Eigentümlichkeit jedes Kammers, so groß er auch sein mag (und der deinige ist sehr groß, meine Tochter, und so gerecht, wie er nur sein kann) . . . die Eigentümlichkeit jedes Kammers, sage ich, ist, daß er das Vergessen in sich birgt.

MADAMA LUCREZIA: Ach! Allerheiligster Vater!

ALEXANDER VI.: Ich spreche mit Überlegung zu dir. Menschen in unserer Stellung müssen in allen Lagen verständig sein, sonst werden sie noch armseliger als die andern. Der bitterste Kummer, die grimmigste Verzweiflung, alles, was uns erschüttert und uns irgend ein Gut entreißt, die schmerzlichen Härten des Schicksals, alles das erscheint nur, um vergessen zu werden, und es wird der Tag kommen, da du selbst erstaunt sein wirst, daß du dir kaum mehr die Züge, vielleicht sogar kaum den Namen des Gatten in die Erinnerung zurückzurufen vermagst, dessen Verlust dir in diesem Augenblick einen Schmerz verursacht, der dich unerträglich dünkt.

MADAMA LUCREZIA: Ihn verlieren! . . . ihn auf diese Weise verlieren! . . . von meinem Bruder meuchlerisch hingemordet! . . . in dem Augenblick, da die Geburt seines Sohnes ihn mit Jubel erfüllte! . . . Welch ein Ungeheuer muß da sein Mörder sein!

ALEXANDER VI.: Er ist kein Ungeheuer, meine Tochter, er ist eine Herrschernatur, die den ihr vorausbestimmten Platz nur um den Preis des ausdauerndsten und erbarmungslosesten Ringens gewinnen kann. Höre mich wohl, Lucrezia, und hebe nicht die Arme gen Himmel. Ich spreche nicht zu dir, um törichterweise Don Cesare zu rechtfertigen, noch um dich aufzubringen; ich suche in deiner Seele zu erwecken, was ich von richtigen, wahren, machtvollen Empfindungen darin vorhanden weiß, und dir zu helfen, diese Krisis zu überwinden, in der Jugend und Unerfahrenheit dir nicht gestatten, dich heroisch zu zeigen, wie du es wohl vermagst.

MADAMA LUCREZIA: Ich bin eine Unglückliche, die einen unschuldigen, von dem niederträchtigsten der Verräter hingschlachteten Gatten beweint!

ALEXANDER VI.: Was haben solch heftige Reden für einen Sinn? Nimm Vernunft an, Lucrezia . . . Du weißt, daß ich dich liebe, und von ganzem Herzen.

MADAMA LUCREZIA: Ich weiß ebenso, welchem Verdacht, welchen abscheulichen Anklagen die Liebe Eurer Heiligkeit meine Ehre aussetzt! Meine Verzweiflung ist aber derartig, daß nichts in der Welt mich mehr kümmert!

ALEXANDER VI.: Die Leute sagen, ich sei gleichzeitig dein Vater und dein Liebhaber, nicht wahr? Laß die Welt, Lucrezia, laß sie, laß diesen Haufen ebenso lächerlichen wie schwächlichen

Gewürms die sinnlosesten Fabeleien über die starken Seelen aushecken. Unfähig, wie sie sind, deren Ziele zu begreifen, bemerken sie daran nur Seltsames; sie sind nicht imstande, ihre Beweggründe herauszufinden, noch weniger ihre Tragweite zu erkennen, und sie glauben im geheimnisvollen Schoße dieses Unbekannten sinnlose Schändlichkeiten zu entdecken und sind stolz, wenn es ihnen gelingt, die Namen dafür zu finden. Mögen die Dunstblasen dieser Albernheiten um deinen Kopf wirbeln, wenn du ihnen nur keinen Einlaß gewährst. Wir wollen hier nur von Tatsachen reden. Du mußt dich von dieser Niedergeschlagenheit freimachen. Deine Lage erheischt es; du darfst dich nicht in die Einsamkeit zurückziehen, und ich werde es auch nicht dulden; ich gebe nicht zu, daß du nach Nepi zurückkehrst, wo du in diesem Augenblick dich und deinen Kummer für immer begraben willst. Das geht nicht an. Die Natur selbst widersetzt sich dem: du bist jung, schön, zielbewußt, klug, tätig; du bedarfst des Lebens, und das Leben bedarf deiner. Bleib bei uns, bleib in der Welt, um sie zu beherrschen! Du sagst, du habest einen Gatten verloren, der dir teuer war? Ich betraue ihn, ich beweine ihn gleich dir, und würde viel darum gegeben haben, wenn ich dir diesen Schmerz hätte ersparen können. Indes: du bist Madama Lucrezia Borgia; dein Blut gehört zum erlauchtesten, das man kennt; du bist Herzogin von Bisaglia und Sermoneta, Prinzessin von Aragon, lebenslängliche Statthalterin von Spoleto; man sieht in dir fast die ebenbürtige Genossin der gekrönten Häupter; du bist geboren mit dem Instinkt, die Völker zu lenken, und dein Geist, von dem ich weiß, wie umfassend er ist, wird dir niemals erlauben, dich dieser Aufgabe zu entziehen.

MADAMA LUCREZIA: Einst mag ich Vergnügen daran gefunden haben, den Gang der großen Staatsangelegenheiten zu beobachten und an die Drähte zu rühren, die sie in Bewegung setzen . . . Diese Zeit ist vorbei. Ich bin entschlossen, mich nur noch mit meinem Sohne und, wenn ich die Möglichkeit dazu finde, mit meiner Rache zu beschäftigen.

ALEXANDER VI.: Nimm dich in acht, Lucrezia! wiederhole niemals gegen andere als mich ein so gefährliches Wort. Dein Bruder weiß, was er will, und will, was er muß. Seine Pläne müssen gelingen, und wenn er eines Tages dahin käme zu denken, daß er sich in dir getäuscht habe, und daß du nicht die wahrhaft starke,

wahrhaft verständnisvolle Frau seist, für die er dich erklärt, wenn er endlich in dir ein Hindernis und nicht mehr eine Stütze entdeckt, so wärest du vor ihm nicht sicherer als dein Bruder Giovanni und dein Gatte und der Unglückliche, den er unter meinem eigenen Mantel erdolcht hat . . . und so viele andere es waren . . .

MADAMA LUCREZIA: Don Cesare ist der letzte, der mich schreckt, und wenn er Euch beleidigt — mich soll er nicht beleidigen.

ALEXANDER VI.: So liebe ich dich und daran erkenne ich dich wieder! Die kleine bürgerliche Witwe ist verschwunden! Die Königin, die Herrscherin spricht zu mir! . . . Meine Tochter, du bist in diesem Augenblicke schön wie der Stolz! Du bist die Stärke! Ich will auch dementsprechend zu dir reden. Cesare hat nicht im geringsten die Absicht gehabt, dir zu schaden, und das wird dir klar werden, wenn du ein wenig überlegst. Als wir dich vor zwei Jahren veranlaßten, Giovanni Sforza zu verlassen und dich mit Don Alfonso von Aragon verheirateten, gehorchten wir einer Notwendigkeit und machten eine einwandfreie Berechnung. Obwohl dein Gemahl nur der natürliche Sohn des Königs von Neapel war, erreichten wir doch mit ihm ein machtvolles Bündnis, und es war in jenem Augenblick unmöglich, etwas Besseres für unsere weiteren Pläne zu erlangen. Seitdem haben sich die Dinge sehr geändert. Die unermüdliche Tatkraft Don Cesares, seine Gewandtheit, sein stets Rat wissender Geist, die sehr günstigen Umstände, die er benutzt, die er aufs äußerste ausgenutzt hat, verschaffen uns in diesem Augenblick die Gunst, die enge Freundschaft, ja die Liebe des Nachfolgers Karls VIII. Wir haben, wir werden vor allen Dingen von dieser Seite das haben, was uns die Spanier niemals gegeben hätten, und du kannst dir vorstellen, wie peinlich es Don Cesare seitdem sein mußte, uns gerade in dem Augenblick durch ein aragonisches Bündnis gefesselt zu fühlen, wo wir gezwungen waren, ganz Franzosen zu werden und es mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden, bei dem einfältigsten, leichtgläubigsten, argwöhnischsten aller Fürsten, bei Ludwig XII., Mißtrauen zu erregen.

MADAMA LUCREZIA: Und aus diesem Grunde ist Don Alfonso ermordet worden?

ALEXANDER VI.: Einzig und allein aus diesem Grunde. Ich gebe zu, daß es andere Wege gegeben hätte, zum Ziele zu gelangen.

Du selbst hättest den unglücklichen Don Alfonso bewegen können, Vater, Familie und Vaterland zu verlassen.

MADAMA LUCREZIA (*schluchzend*): Er würde alles getan haben, was ich von ihm verlangt hätte!

ALEXANDER VI.: Lassen wir diesen Punkt ruhen. Don Cesare hat in der Form gefehlt . . . im Grunde urteilte er richtig, und ich will dir beweisen, daß er, sicherlich sehr weit entfernt, dir irgendwie übel zu wollen, nur auf deine Erhöhung sinnt.

MADAMA LUCREZIA: Ich erlasse ihm das.

ALEXANDER VI.: Um deinen Bruder zu beurteilen, mußt du dir eine Wahrheit vor allem vor Augen halten, und vielleicht wird eine solche Erwägung für dich einen doppelten Nutzen haben, indem sie dich über dich selber aufklärt. Wir sind keine unruhigen, unbeständigen Italiener; wir sind Spanier, und wo es sich um Gewalttätigkeiten handelt, zwingt uns ein natürlicher Trieb den kürzesten Weg zu wählen. Was unsre Landsleute in Westindien tun, — die Härten des Herzogs von Veragna und seiner Genossen gegen die Bewohner jener Gegenden — das tun wir vom Hause Borgia, vor allem Don Cesare, in Italien. Dies läßt mich glauben, daß wir, wenig bedenklich in den Mitteln und wenig zurückhaltend im Handeln, uns von dem lästigsten Teil der Fesseln frei wissen, von denen die andern Menschen gehemmt werden, und so schneller dazu gelangen werden, unsere Größe auf sicheren Grundlagen aufzurichten. Dies aber ist das große Ziel, dem wir uns ganz und gar weihen müssen.

MADAMA LUCREZIA: Ich hatte nicht danach verlangt, Don Alfonso von Aragon zu heiraten. Unter dem Vorwand, ich sei noch zu jung, hatte man mich nicht einmal gefragt, ebensowenig als zuvor, da man meine erste Ehe schloß und wieder auflöste und, noch früher, als man mich verlobte. Und nach alledem sprecht Ihr von meinem Ruhm, von meiner Macht, von meinen Staaten? Was bedeuten diese windgeblähten Worte? Denkt Ihr mich über den Flittertand zu täuschen, womit Ihr mich überhäuft habt? Von seiten meines Gatten bin ich Herzogin von Bisaglia, morgen aber kann der König von Neapel mir dieses Lehen entziehen, das ein freiwilliges Geschenk war. Sermoneta habt Ihr den Gaetani abgenommen und mir gegeben; irgend ein anderer wird es mir wiedernehmen, um es Neuangekommenen zu überlassen. Ich bin lebens-

längliche Statthalterin von Spoleto? aber Spoleto gehört der Kirche, und wenn Ihr tot seid, was hat dann die Lebenslänglichkeit für einen Wert? Nein, Allerheiligster Vater, ich bin nichts als eine unglückselige Frau, aus der ihre Familie einen Spielball macht, und deren Interessen ebensowenig zählen wie ihre Gefühle: In einer solchen Lage bleibt mir mein Stolz; Ihr habt mich von Nepi kommen lassen, ich beabsichtige dorthin zurückzukehren: ich werde es nur noch verlassen, wenn meine Pflichten als beleidigte Mutter und Gattin mich dazu zwingen sollten.

ALEXANDER VI.: Nicht was du eben geschildert hast, ist deine Zukunft, das, was ich jetzt vor dir entfalten werde, ist es. Du klagst deine Angehörigen an? Aber bedenke doch, wieviel Sorge sie für dich an den Tag gelegt haben. In unsern Anfängen, als unsre Glücksumstände noch recht bescheiden waren, dachte man an einen reichen Edelmann von guter Herkunft und angesehenener Verwandtschaft und glaubte, er könnte dir zusagen. Als aber fast in demselben Augenblick der Wind unsere Segel geschwellt hatte, und unser Glück die hohe See gewann, entledigte man dich alsbald dieses mäßigen Glücks und führte dich dorthin mit, wohin man strebte. In diesem Augenblick war es viel, einen Scheinprinzen für dich zu erreichen; man suchte danach, man fand ihn, man gab ihn dir. Die Zeiten haben sich noch einmal geändert; die Falken sind zu Adlern geworden; was sie erbeuten, muß nun großartiger sein; sie wollen dich daran teilnehmen lassen; was einst für dich passend war, ist es jetzt nicht mehr; dein Wert ist ein höherer geworden. Was würdest du zu einem souveränen, wahrhaft souveränen Throne sagen? zu einem Gemahl, der einem der erlauchtesten Häuser der Welt angehört? er selbst schön, tapfer, unverzagt, einer der ersten Heerführer Italiens, zu Größtem bestimmt, der dich bis zur Anbetung liebt und deine Hand begehrt?

MADAMA LUCREZIA: Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht, frage auch gar nicht danach.

ALEXANDER VI.: Ich spreche von Don Alfonso d'Este, dem Sohne und Erben des Herzogs Ercole von Ferrara. Ich spreche von deiner wahren Größe, von deiner Zukunft, von deinem Glück; von der Zukunft, dem Glück und dem Leben deines Sohnes. Hörst du mich, Lucrezia?

MADAMA LUCREZIA: In diesem Augenblick bin ich nicht im-

stande, dergleichen Vorschläge anzuhören, noch mir Rechenschaft darüber zu geben, was sie Richtiges enthalten können.

ALEXANDER VI.: Ich begreife es. Immerhin kannst du dir bereits darüber klar werden, daß es nicht der richtige Augenblick ist, nach Nepi zurückzukehren. Um dich besser zu überzeugen, entdecke ich dir einen Plan, den ich in Übereinstimmung mit Don Cesare gefaßt habe, und der dir meine Liebe und deines Bruders Eifer für deine wahren Interessen beweisen wird.

MADAMA LUCREZIA: Ich bin gespannt zu erfahren, worum es sich handeln mag.

ALEXANDER VI.: Die Geschäfte nötigen mich, Rom auf einige Zeit zu verlassen. Du wirst hier bleiben, wirst hier meine Stelle einnehmen. Die Führung der Regierung wird in deine Hände gelegt; du allein wirst das Recht haben, die Depeschen zu öffnen und zu lesen, Beschlüsse zu fassen und Befehle zu erteilen. Ich habe den Kardinälen, deren ich am sichersten bin, aufgetragen, jedesmal, wenn du es für gut finden wirst, mit dir zu beraten. Auf diese Weise, Lucrezia, wirst du meine Staaten, die Kirche und die Welt lenken. Ich weiß, du bist fähig, den Wert einer derartigen Aufgabe zu begreifen. Glaube mir: Verbanne die Tränen, die deiner unwürdig sind, allein schon, weil sie nichts nützen. Denke an den Ruhm deines Hauses, an die Zukunft unserer Gründungen und laß vor einem so nützlichen Ehrgeiz jede Rücksicht in den Hintergrund treten. Wisse hinfort, daß für diejenigen Menschen, welche das Schicksal dazu beruft, über die andern zu herrschen, die gewöhnlichen Lebensregeln eine Umkehrung erfahren, und die Pflicht eine ganz andere wird. Das Gute wie das Böse rücken anderswohin, höher hinauf, in eine andere Umgebung, und die Verdienste, die man bei einer Frau gewöhnlichen Schlages loben kann, würden bei dir Fehler werden, allein darum, weil sie nur Anstoß erregen und verderblich wirken würden. Das große Gesetz der Welt befiehlt ja nicht dies oder jenes zu tun, diesen Punkt zu vermeiden oder jenem nachzustreben, — sein Inhalt heißt leben, groß werden und alles entwickeln, was man an Willenskraft und Größe besitzt, so daß man immer imstande bleibt, aus irgendeiner Sphäre in eine weitere, freiere, höhere überzugehen. Vergiß es nicht. Gehe unbeirrt gerade aus. Tue nur das, was dir gefällt, insofern es dir dienlich ist. Überlaß den kleinen Geistern, dem Pöbel der Unter-

geordneten, die Schwachheiten und Bedenklichkeiten. Es gibt nur eine Erwägung, die deiner würdig ist: das ist die Erhöhung des Hauses Borgia, das ist deine eigene Erhöhung, und ich meine, daß in einem so wichtigen Gedanken genug enthalten sei, was deine Tränen trocknen und dich das hinnehmen lassen kann, was als unabänderliche Tatsache gleichgültig geworden ist. Ich verlasse dich, Lucrezia, und bitte dich: betrachte dich als diejenige, die binnen kurzem Herzogin von Ferrara sein wird und in diesem Augenblick für die Völker den Statthalter Gottes darstellt.

Venedig

Saal in einem Palaste am Canale grande. — Piero de' Medici; er geht mit sorgenvoller Miene hin und her, die Hände auf dem Rücken; sein Bruder, der Kardinal Giovanni de' Medici, später Papst Leo X., damals neunzehnjährig; sein Vetter Giulio de' Medici, später Papst Clemens VII., damals Johanniterritter und Prior von Capua; Bernardo Dovizi von Bibbiena, Haushofmeister des Kardinals und ehemaliger Geheimschreiber Lorenzos de' Medici.

BIBBIENA: Zu leugnen, daß unsere Angelegenheiten schlecht stehen, wäre kindisch, ich halte es aber nicht für angebracht, daran zu verzweifeln, wie Ihr es tut, Signor Piero.

PIERO: Ich habe Fehler begangen, große Fehler! Ich durfte den Franzosen nicht so sehr nachgeben, als ich den Versuch machte, sie vom Einzug in Florenz abzubringen, und, nachdem ich mich mit ihnen verständigt hatte, mußte ich sie wenigstens zu Hilfe rufen, bevor ich nach Bologna aufbrach, wo dieser Elende, dieser Giovanni Bentivoglio, uneingedenk dessen, was er dem Andenken unsres Vaters schuldig war, uns gezwungen hat, zu erkennen, wie wenig er selbst taugt und uns hierher zu flüchten . . . Ach! wenn es mir je gelingen sollte, unser Haus wieder in die Höhe zu bringen, so soll er spüren, was Rache heißt! Aber das ist mein geringerer Verdruß, was mich mehr schmerzt, sind, wie ich Euch schon sagte, meine eigenen Fehler.

DER KARDINAL GIOVANNI: Mein Gott! lieber Bruder, ärgere dich doch nicht so. Ich, der ich noch nach deiner Abreise in Florenz geblieben bin, ich schwöre dir, daß da gar nichts zu machen war.

Unsere Feinde hatten alles derart vorbereitet und die Gemüther der Bürger so bearbeitet, daß der Entschluß, uns zu vertreiben, feststand. Die Luca Corsini, die Jacopo de' Nerli, all diese neidischen Patrone, hatten selbst die ruhigsten Leute aufgewiegelt, und ich hatte gut zum Volke reden, — man hat mich nicht angehört. Ich habe weichen müssen; man hat sogar mit Steinen nach mir geworfen. Ich hatte Savonarola gegen mich. Er ist es, der die Dominikaner von San Marco überredet hat, mich aus ihrem Kloster zu jagen, wo ich anfänglich eine Zuflucht gefunden hatte.

PIETRO: Ein Haus, das wir gegründet!

KARDINAL GIOVANNI: Gräme dich nicht so, mein Bruder. Es ist sehr wahrscheinlich, ich wiederhole es, daß Bruder Girolamo den guten Vätern den Verstand verdreht hat, sonst wären sie nicht auf diese Weise vorgegangen. Schrecklich war der Anblick der erbitterten Menge, durch die hindurch ich mich als armer Mönch verkleidet geflüchtet habe: ein Haufen brüllender, schimpfender Schurken, welche die Türen der Gefängnisse einschlugen und jeden Dieb und Mörder, den sie herausließen, umarmten!

BIBBIENA: Das ist die Art, wie sich die Masse in die öffentlichen Angelegenheiten mischt.

PIETRO: Damit würde ich mich abzufinden wissen; aber es sind abscheulichere Dinge, die mich schmerzen. Ihr habt vernommen, daß die Söhne unseres Oheims, unsre Vettern, es durch eine Reihe von Niederträchtigkeiten erreicht haben, daß sie in die Stadt zurückkehren und ihre Güter wieder in Besitz nehmen konnten? Um ihre Anhänglichkeit an die neuen Herren besser zu beweisen, haben die Unglücklichen feierlich auf ihren Namen verzichtet und nennen sich nun Popolani, so daß ich Euch heute die Existenz eines ehrsamem Herrn Lorenzo Popolani und seines in jeder Beziehung seiner würdigen Bruders, des ehrsamem Herrn Giovanni Popolani, melden kann. Welch ein Hohn! Welche Erbärmlichkeit! wie viele Schändlichkeiten gibt es doch in dieser Welt!

KARDINAL GIOVANNI: Den Abfall unsrer Vettern werde ich zu verschmerzen wissen; sie sind keine Freunde, um die man zu trauern braucht, und, offengestanden, viel näher geht mir, daß die Aufrührer die Gärten verwüstet haben, in denen unser Vater so viele Statuen, Gemälde, Werke der großen Meister aller Zeiten vereinigt hatte. Die allgemeine Plünderung hat Bücher, Medaillen,

geschnittene Steine verschwinden lassen! Es waren Stücke dabei, so schön, daß ich immer daran denken werde, und über deren Verlust ich mich nicht trösten kann.

PIERO: Was hat das zu bedeuten! Wir, wir selbst sind verloren! Wir sind nun dazu verurteilt, ohne Ende von einem Orte zum andern zu irren, aus den Händen einer lauen Freundschaft in die einer frostigen zu wandern und stets auf der Hut zu sein, daß eine treulose Freundschaft uns nicht an unsere Feinde verkauft. Für den Augenblick erweist sich der durchlauchtigste Senat großmütig gegen uns; aber wie lange wird das so bleiben?

BIBBIENA: Genau so lange, wie die Venezianer Florenz hassen werden, das heißt ewig. Nein, ich wiederhole es euch, wir wollen nicht verzweifeln! Auf diesem Erdball sind die Dinge in beständiger Schwingung, von rechts nach links und von links nach rechts. Die Interessen Italiens sind das Zünglein an der Wage, und darum wechseln sie den Platz noch schneller als die übrigen Interessen. Ich für meine Person bin davon überzeugt, daß die Medici eines Tages nach Florenz zurückkehren und dort ihre Macht und ihren Glanz wiederfinden werden.

KARDINAL GIOVANNI: In der Tat scheint mir manche Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen. Frankreich gehorcht einem neuen König, diesem Ludwig XII., der, wie man mir sagt, noch stärker vom Eroberungsdurst besessen ist wie der verstorbene Karl VIII. Was er will, ist nicht allein Neapel, sondern das Gebiet von Mailand. Man wird sich vielleicht verständigen können; übrigens kann Savonarola ja nicht ewig dauern. Er fängt an, die Geduld der Menschen zu ermüden. Die Republikaner verstehen sich nicht; viele von unsern Anhängern kehren in die Stadt zurück und bleiben dort unbehelligt. Da ist z. B., um nur einen zu nennen, der kleine Michelagnolo Buonarroti. Er war nach Bologna geflüchtet, und Aldovrandi hatte ihm sogar Arbeit in San Petronio verschafft, nichts destoweniger ist er in die Heimat zurückgekehrt, und man duldet ihn dort.

DER PRIOR VON CAPUA: Was man dort noch besser aufnimmt, ist unser Geld. Euern Befehlen zufolge, Signor Piero, habe ich solches an Tornabuoni gesandt. Er schreibt mir, daß die Zahl seiner Pensionsempfänger im Wachsen begriffen sei. — Monsignore

Giovanni, wollt Ihr mitkommen, der Werkstatt Tizians einen Besuch abzustatten?

KARDINAL GIOVANNI: Mit Vergnügen! Ich werde Euch meine neuen Livreen für die Mannschaft unserer Gondeln zeigen.

PIERO: Unterhaltet Euch nur. Ich werde mit Bibbiena einige Briefe schreiben.

Florenz

Der Raum hinter einem Laden. — Zwei Kaufleute bei Tisch.

ERSTER KAUFMANN: Eßt noch diese Waffel. Bruder Girolamos Piagnoni sehen Euch ja nicht.

ZWEITER KAUFMANN: Ihr seid sehr liebenswürdig. Ich habe aber einen schwachen Magen und getraue mich nicht, mehr zu nehmen. Ich wiederhole es Euch, England ist ein Land, wo sich viel Geld verdienen läßt.

ERSTER KAUFMANN: Mit Seidenwaren ohne Zweifel und noch mehr mit Weinen. Vergangenes Jahr habe ich vierzig Stückfässer einer ziemlich geringen Qualität an meinen Faktor in London gesandt. Er hat gute Geschäfte damit gemacht. Ich gewähre den Engländern gerne Kredit.

ZWEITER KAUFMANN: Wie ich Euch schon sagte: sie sind zuverlässig.

ERSTER KAUFMANN: Und dennoch gebe ich den Vlāmen den Vorzug. Antwerpen ist voll von wirklich hochachtbaren Kaufleuten.

ZWEITER KAUFMANN: Unter uns: würde Bruder Girolamo, den ich übrigens verehere, was ich Euch zu beachten bitte, nicht besser tun, uns die vielen schönen Sachen, die er vernichten läßt, billig abzulassen. Die wackern Vlāmen würden sie uns abkaufen.

ERSTER KAUFMANN: Ganz meine Meinung. In diesem Punkt ist mit dem würdigen Bruder nichts anzufangen. Auch kann man nicht mehr so freimütig mit ihm reden wie früher. Er braust beim ersten Wort auf und überhäuft Euch mit Schmähungen.

ZWEITER KAUFMANN: Man muß freilich zugeben, daß die unverbesserlichen Sünder ihm Kummer verursachen.

ERSTER KAUFMANN: Schweigen wir davon! Ich weiß nicht,

wie er es aushält. Einerlei, er würde besser getan haben, wenn er den schönen Wandteppich mit den Goldblumen geschont hätte! Man hätte ihn uns abgekauft und mit klingender Münze bezahlt. Der Prophet predigt heute abend in San Niccolò. Kommt Ihr nicht hin?

ZWEITER KAUFMANN: Wie könnt Ihr nur so fragen? Ich mache mir eine heilige Pflicht daraus und möchte um nichts in der Welt der Lauheit angeklagt werden; denn, unter uns gesagt, ich habe hier sehr schöne Sachen und trage kein Verlangen, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

ERSTER KAUFMANN: Ganz mein Fall, Nachbar. In diesen schwierigen Zeiten heißt es vorsichtig sein. Kommt denn! Wir wollen uns auf den Weg machen. Die Kirche wird voll sein. Nehmt Ihr eine Kerze?

ZWEITER KAUFMANN: Ich versäume es nie, das macht einen guten Eindruck. Seht! es ist ein wahrer Schiffsmast!

ERSTER KAUFMANN: Ganz wie ich, — ich wetteifere mit Euch.
Sie lachen und gehen fort.

Die Zelle Bruder Girolamos. — Er liegt auf seinem schmalen Lager ausgestreckt und bedeckt sich die Augen mit seinen gekreuzten Armen. Auf Schemeln sitzen Bruder Silvestro Maruffi und Bruder Domenico Buonvicini.

BRUDER GIROLAMO: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

BRUDER SILVESTRO: Ihr selbst, Meister, verlaßt Euch; wir sagen es Euch immer wieder.

BRUDER DOMENICO: Und ich verstehe nicht einmal, wie es zu diesem Zusammenbruch Eurer Kräfte kommen konnte.

BRUDER GIROLAMO: Ich bin zu Ende. Möchte mein Herr Jesus mich doch zu sich rufen!

Er birgt sein Gesicht im Kopfkissen und weint laut.

BRUDER DOMENICO: Welches Unglück, einen solchen Mann einer derartigen Schwäche ausgeliefert zu sehen!

BRUDER GIROLAMO (*steht auf, verschränkt die Arme und sieht seine Freunde an*): Soll ich's gestehn? Eine Last liegt mir auf dem Herzen seit mehr denn Jahresfrist. Ich muß mich ihrer entledigen.

So hört mich denn an! Ich fürchte, ich habe mich getäuscht! Ich gleiche einem Wanderer, der, ausgezogen, das himmlische Jerusalem zu suchen, sich plötzlich durch Verwechselung des Weges in der Nähe der Hölle findet.

BRUDER SILVESTRO: Ei, Meister, woran fehlt es Euch denn? Haben die Erfolge nicht Eure kühnsten Hoffnungen übertroffen? Florenz macht mit jedem Tage einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Vollkommenheit; Ihr allein seid Herr, man glaubt nur an Euch, man liebt nur Euch, man will nur Euch allein! Das übrige wird von selbst kommen. Der Papst droht, aber er wagt nichts auszuführen!

BRUDER GIROLAMO: Ich habe mich getäuscht, sage ich Euch. Ich glaubte, das Gute sei ebenso leicht zu verwirklichen wie zu erkennen. Ich ahnte nicht, daß die Ausführung fast immer zum Verräter an der Absicht wird. Die Wohltat wird niemals angenommen. Man muß sie gewaltsam aufdringen. Wenn ich rate, so hört man nicht auf mich. Ich muß strafen. Wo ist dann das Maß, wo das Mittel? Wenn ich schelte, so stellt es sich heraus, daß ich verwünscht habe. Wenn ich verweise, so beleidige ich; wenn ich mit dem Hirtenstabe schlage, so ist's ein Schwert, das ich mit Blut beflecke, und ich töte Menschen, die ich zu retten suche. Nein! Alles verwandelt sich unter meinen Händen, in meinen Händen; der Honig in Galle, die Milde in Wut, die Festigkeit in Wildheit! Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, was meine Getreuen tun? Unheil, soviel wie Wölfe!

BRUDER SILVESTRO: Sie scheinen manchmal ein wenig roh, das ist wohl möglich; aber im ganzen sind die Ergebnisse ausgezeichnet, und ein Fehler im Einzelnen kann den Wert des Ganzen nicht beeinträchtigen!

BRUDER GIROLAMO: Ich diene der Sache des Himmels mit den Mitteln des Teufels.

BRUDER DOMENICO: Der König David hatte Philister zu Leibwächtern!

BRUDER GIROLAMO: Ach! mein Gott! ach! mein Gott! könnt' ich doch nur Reinheit in Dingen der Justiz erreichen! Rufe mich ab von hier!

BRUDER SILVESTRO: Und das Werk, was soll daraus werden, wenn du stirbst?

BRUDER GIROLAMO: Was daraus werden kann, — ich will von hinnen!

Er wirft sich wieder auf sein Lager.

Ein Garten. — Nacht. Ein junges Weib. Ein Liebhaber.

DAS JUNGE WEIB: Meine Angst ist zu groß! . . . Wenn mein Bruder etwas ahnte! . . . Geh' fort, ich flehe dich an!

DER LIEBHABER: Nein! Dein Bruder treibt sich in der Stadt herum, um die Piagnoni zu verhöhnen. Hab' keine Angst! Du hast Angst? Gut denn! beruhige dich; ich gehe! Liebst du mich wenigstens?

DAS JUNGE WEIB: Ich glaube . . . ich weiß nicht . . . in diesem Augenblick liebe ich dich . . . Wünschst du, daß ich dich täusche? Warum willst du dich an mich hängen? Ich bin wandelbar . . . Ich kenne mich selbst nicht. Ich liebe dich freilich, mein Freund, mein lieber Freund! Morgen werde ich dich ohne Zweifel nicht mehr lieben. Ich bin dir gegenüber immer aufrichtig gewesen.

DER LIEBHABER: Solche Reden sind imstande, mich umzubringen. Gleichviel! Ich werde dich lieben, dich anbeten, dir dienen! Ich bin dein. Ich will für dich sterben!

DAS JUNGE WEIB: Ich habe solche Angst! Küsse mich . . . hier . . . auf die Wange . . . armer Fabrizio! . . . ich liebe dich gewiß . . . jetzt, in diesem Augenblick! Sei doch nicht so niedergeschlagen! Hast du nicht größere Aufgaben? Denk' an die Medici.

DER LIEBHABER: Die Medici kümmern mich so wenig wie ihre Feinde. Mein einziges Streben ist, dich zu lieben, Lebwohl! Fünf Tage soll ich dich jetzt nicht sehn!

DAS JUNGE WEIB: Fünf Tage? . . . das ist zuviel! Komm' morgen durch die Straße; ich kann dich vielleicht zu mir hinauflassen.

DER LIEBHABER: Und wenn man mich sieht?

DAS JUNGE WEIB: Mir ist alles gleich!

DER LIEBHABER: Es gibt auf der Welt nichts, was so schön, so anziehend, so anmutig, so verführerisch wäre wie du!

DAS JUNGE WEIB: Leb wohl! mach' dir keinen Kummer. Denk' ein wenig an mich, — willst du?

DER LIEBHABER: Noch einen Kuß!

DAS JUNGE WEIB: Nein! Morgen! Gib mir die Hand, das ist genug. Leb wohl!

DER LIEBHABER: Liebst du mich?

DAS JUNGE WEIB: Ich weiß nicht.

DER LIEBHABER: Wenn du mich in den Tod aus Verzweiflung getrieben hast, wirst du es vielleicht wissen. Leb wohl!

Rom

Das Gemach des Papstes. — Alexander VI.; der Kardinal Francesco Piccolomini; der mailändische Gesandte

DER KARDINAL: Und ich erkläre Euch, Allerheiligster Vater, wenn Ihr mit dem Bruder Girolamo nicht ein Ende macht, wird er ein Ende mit Euch machen.

DER PAPST: Du hast einen Span auf ihn, weil er dir fünftausend Florinen verweigert hat. Glaubst du, ich kenne deine Schliche nicht? Ihr seid samt und sonders gegen diesen Schwätzer aufgebracht. Er sagt Euch gehörig die Wahrheit. Ein großes Unglück! Auch mir sagt er sie! Kümmere ich mich etwa drum? Mache ich Anspruch darauf, ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben. Genug der schlimmen Händel! Ich will mir keine weiteren zuziehen. Ich bin alt; ich will ruhig sterben, trotz Eures Widerstrebens; ich will meine Kinder versorgen. Laßt mich in Ruhe.

DER KARDINAL: Aber Allerheiligster Vater, um Eure Ruhe handelt es sich ja gerade. Hört nur an, was Herr Lodovico Sforza Euch sagen läßt.

DER PAPST: Ich will nichts hören, was mich angreift oder ärgert.

DER GESANDTE: Es sind keine leeren Worte, die ich Euch überbringe. Wir haben Tatsachen und Beweise.

DER PAPST: Behaltet sie für Euch!

DER GESANDTE: Savonarola hat an alle gekrönten Häupter geschrieben; er fordert ein Konzil und Eure Absetzung.

DER KARDINAL: Das ist die reine Wahrheit, und mehrere Fürsten sind bereits gewonnen.

DER PAPST: Hirngespinnste und Verleumdungen!

DER GESANDTE: Hier ist der Brief an den König von Frank-

reich! Wir haben ihn bei einem Kurier beschlagnahmt. Er ist von Bruder Girolamo unterzeichnet, und Ihr seht sein Siegel!
DER PAPST: Beim Blute der Madonna! Der Hund! der Elende! Der Niederträchtige! der Spitzbube! der Schurke! 'S ist also doch wahr! Ah! Du willst mein Verderben! Man berufe meinen Rat zusammen. . . man verständige Don Cesare und Donna Lucrezia . . . und Donna Vannoza! Diesmal ist es um ihn geschehen!

DER KARDINAL: Ich sagte Euch wohl, daß es dazu kommen müsse. Eure Breves verachtet, Eure Befehle mit Füßen getreten, Euer Name auf offener Kanzel jeden Tag, jeden Augenblick verunglimpft! Er behandelt Euch wie den allerverächtlichsten Wicht.
DER PAPST: Ich bin sein Herr, und er soll es zu fühlen bekommen! Ich werde ihm die Seele aus dem Leibe reißen, diesem Girolamo, und er soll erfahren, was man dabei gewinnt, wenn man sich gegen mich auflehnt.

Florenz

Ein Platz. — Eine Gruppe Handwerker begegnet einer heimkehrenden Menge.

EIN ARBEITER: Holla! Ihr Leute! Der Prophet hatte versprochen, in eigner Person durch die Flammen eines Scheiterhaufens zu schreiten, um seine Verleumder zu beschämen; hat er's getan?

EIN BÜRGER: Er? . . . Meiner Treu, nein!

EIN ANDERER HANDWERKER: Wie! . . . nicht! . . . So haben also die Franziskaner ihre Behauptungen zurückgenommen?

ZWEITER BÜRGER: Keineswegs. Franziskaner und Väter von San Marco haben sich von Ferne einen Haufen Beleidigungen zugeschrien, und weder die einen, noch die andern haben, nachdem sie sich einen geschlagenen Tag herumgestritten, gewagt, sich ans Feuer zu machen, wie sie sich so großartig gerühmt hatten. Ich habe mit vielen andern bis heute morgen gewartet, um das Schauspiel zu sehen. Meine Meinung ist, daß wir die Geprellten sind. Bruder Girolamo ist nicht so gar viel wert!

EIN WEBER: Auch ich fange an, es zu glauben.

EINE FRAU: Das hat sich auch verlohnt, den Tanz zu verbieten!
Ich habe es Euch schon lange gesagt: er ist nichts als ein Heuchler!
EIN BÄCKER: Ich gehe heim, zum Abendessen; ich pfeife auf
alle Mönche von der Welt.

Der Palazzo Vecchio. — Ratssaal. — Der Gonfaloniere; die Acht.

DER GONFALONIERE: Bruder Girolamo hat vollkommen Unrecht gehabt, sich so weit in diese Scheiterhaufengeschichte einzulassen, wie er getan hat. Da er seiner Sache nicht sicher war, durfte er sich nicht in die Notwendigkeit versetzen, schmähdlich zurückzuweichen. Er bringt sich in die äußerste Verlegenheit und uns dazu.

ERSTER PRIOR: Und die Briefe aus Rom werden mit jedem Tage drohender! Unser Gesandter Domenico Bonsi erspart sie uns nicht. Es gewinnt den Anschein, als sei der Papst entschlossen, ein Ende zu machen. Was soll aus unsern Einrichtungen und der Volksregierung werden ohne Bruder Girolamo?

ZWEITER PRIOR: Der Pöbel war so wütend, sich eines Schauspiels beraubt zu sehen, an dem er sich in Gedanken seit vierzehn Tagen ergötzte, daß er den Propheten in Stücke gerissen hätte, wenn wir ihn nicht durch den Hauptmann Giovacchino und durch Marcuccio Salviati hätten begleiten lassen.

DER GONFALONIERE: Es ist nicht zu leugnen, erlauchte Herren, die Volkstümlichkeit des Bruders sinkt merklich. Die Medici streuen überall Geld aus: ich habe Beweise dafür. Man muß auf dem Posten sein . . . Die Dinge können nicht lange so bleiben. Die Arrabbiati und die Compagnacci durchziehen bewaffnet die Straßen. Fassen wir einen Entschluß. Es handelt sich um unser eigenes und um das öffentliche Wohl.

DRITTER PRIOR: Wenn es angeht, wollen wir uns mit niemand, mit keiner Partei einlassen. Mein Vorschlag ginge dahin, dem Bruder einen Befehl zuzuschicken, die Stadt zu verlassen. Achtet wohl auf unsere Begründung: Wenn wir so handeln, retten wir das Leben des Mönchs, und es ist nötig, ihm sowohl wie seinen Freunden dies zu verstehen zu geben, damit sie nicht daran zweifeln und sich nicht gegen uns wenden; außerdem stellen wir Rom zufrieden, da wir den Mahnschreiben zu gehorchen scheinen, und der Bruder tatsächlich seine Predigten einstellen wird, obwohl wir in dieser

Hinsicht keine Bestimmung getroffen haben; endlich benehmen wir den Anhängern der Medici den Vorwand, Lärm zu machen, da die vorgebliche Ursache der Zwietracht beseitigt sein wird. Sind wir einig?

DER GONFALONIERE: Sollen wir darüber beraten, ihr Herren?

DIE PRIOREN: Gewiß, gewiß. Dieser Gedanke hat viel für sich.

Das Gefilde unweit Florenz. — Der Arno im Hintergrunde, Wiesen und Bäume.

EIN JUNGER KUPFERSTECHEP: Dieses neue Werk Albrecht Dürers beschäftigt mich im höchsten Grade! Ich fürchte, daß wir Italiener die Erfindung Finiguerras noch nicht voll auszunutzen verstehen. Und doch ist sie der Ruhm der Florentiner! Ich werde die deutsche Manier studieren; ich werde das Verfahren entdecken, und wenn ich es nicht besser oder mindestens ebensogut mache, so werde ich vor Verzweiflung darüber sterben.

Florenz

Das Kloster San Marco. — Der Chor der Kirche. — Große Menschenmenge, die Männer meist bewaffnet; Mönche, ebenfalls bewaffnet; Bruder Girolamo, Bruder Silvestro, Bruder Sacromoro, Bruder Buonvicini, Francesco Valori, Luca degli Albizzi, Vespuccio.

BRUDER GIROLAMO: Beruhigt euch, meine Brüder! meine Kinder! Jetzt ist der Augenblick, euch unerschrocken zu zeigen! Gebt der Furcht keinen Raum, nichts ist in Gefahr!

BRUDER SACROMORO: Seid ruhig, mein Vater! Wir alle wollen eher sterben als Euch im Stich lassen.

BRUDER GIROLAMO: Ihr sollt Gott dienen und nicht mir.

BRUDER SILVESTRO: Was ist das für ein Geheul?

BRUDER BUONVICINI: Der Feind dringt in die Kirche. Schreckliche Menge! Wilde Gestalten!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Wir dürfen nicht eine Minute verlieren. Bruder Girolamo, gebt Befehl, die Schußwaffen zu laden!

BRUDER GIROLAMO: Wo denkt Ihr hin! Im Tempel des Herrn!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Wollt Ihr Euch lustig machen? Ist es besser, darin niedergemetzelt zu werden? Greifen wir an, bevor man uns angreift, und ich verspreche Euch, daß wir immer noch die Stärkeren sein werden.

FRANCESCO VALORI: Um Gotteswillen, Messer Luca, keine Unbesonnenheit! Haltet an Euch! Die Leute der Medici würden nicht verfehlen, zu sagen, daß wir sie herausfordern. Zeigen wir uns edelmütig!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Zeigt Euch unbrauchbar! Der Schüttelfrost der Feigheit überfällt Euch, und Ihr macht Euch nichts daraus, diese Krankheit Klugheit zu nennen. Vorwärts! vorwärts! Ihr seid verloren! Ich, der ich keine Lust habe, meine Knochen diesen Elenden auszuliefern, ich verlasse Florenz. Sie sollen mir nur zu nahe kommen, da regnet's Büchschüsse! Lebt wohl! Mir nach, wer warmes Blut in den Adern hat!

Er zieht sein Schwert und verläßt, von seinen Freunden umgeben, die Kirche.

ZAHLREICHE STIMMEN: Wir folgen Euch! wir folgen Euch!

Musketensalve. Ein Mann kommt gelaufen.

DER MANN: Bruder Girolamo! Wo ist Bruder Girolamo?

BRUDER GIROLAMO: Hier bin ich!

DER MANN: Die Signorie verbannt Euch! die Compagnacci überbringen den Befehl! Ach! mein Gott! ach! mein Gott! Sie wollen Euch ja nur ermorden! Ihrer sind mehr als achthundert! mehr als dreitausend! Sie haben diesen Augenblick zwei Männer umgebracht! Da sind sie! Verbergt Euch! rettet Euch!

BRUDER GIROLAMO: Meine Brüder, in eure Chorstühle! . . .

Wenn gestorben sein soll, dann dort! . . . O Florenz! Florenz!

Großer Tumult; die Frauen kreischen und flüchten sich in die Kapellen. Die Compagnacci und die Arrabbiati geben Büchschüsse ab, schimpfen und schlagen auf die Leute ein.

EIN COMPAGNACCIO: Hinaus mit euch, ihr Pack! Die Signorie konfisziert alle Güter der Laien, die hier bleiben!

FRANCESCO VALORI (zu einem Offizier): Ist das wahr, Messere?

DER OFFIZIER: Durchaus! Die Herren Acht sind nur darauf bedacht, die gute Ordnung wiederherzustellen, und ich fordere euch auf, euch zurückzuziehen.

FRANCESCO VALORI: Ihr wollt also den Tod Bruder Girolamos?

DER OFFIZIER: Im Gegenteil, wir wollen den Frieden und zu diesem Zweck trennen wir die Kämpfenden.

BRUDER SACROMORO: Das ist schändlich!

EIN COMPAGNACCIO: Schweig, dicker Mönch, oder ich schlitze dir den Wanst auf!

BRUDER GIROLAMO: Die Menge erdrückt uns. Laßt uns in die Kreuzgänge treten!

BRUDER SACROMORO: Laßt uns die Glocken läuten, um unsere Leute aufmerksam zu machen!

FRANCESCO VALORI: Ich beschwöre euch, unterlaßt es! Mäßigung! Ruhe! Besonnenheit! Ich eile, die Prioren zu bestimmen, daß sie dem allen ein Ende machen.

BRUDER BUONVICINI: Verteidigen wir uns! Zu den Waffen! *Die Mönche ziehen mit Mühe und Not Bruder Girolamo in das Kloster und schließen die Tore. Man schlägt sich in der Kirche.*

Ein verwahrlostes, kaum möbliertes Zimmer. — Ser Bernardo Nerli, seine Frau, in einer Wiege ein schlafendes krankes Kind.

SER BERNARDO: Acht Soldi für ein Testament und vier Soldi für die Schenkungsurkunde, — das macht zwölf Soldi; dann sieben Danari für den alten gelben Rock, den ich eben verkauft habe, macht zwölf Soldi, sieben Danari.

DIE FRAU: Ich glaube, das Kind hat weniger Fieber.

SER BERNARDO: Möge der Himmel dich erhören, mein Schatz! . . . Ja, es ist weniger gerötet . . . Ich wiederhole! . . . Zwölf Soldi, sieben Danari! Ferner will ich dir sagen, daß unser Nachbar, der Schneider, mir ein Maß Korn für das Sonett versprochen hat, das ich ihm heute abend anlässlich der Verlobung seiner Nichte geben soll.

DIE FRAU: Das ist ein großes Glück, es bleibt uns auch noch das halbe Viertel vom Zicklein.

SER BERNARDO: So können wir uns denn, glaube ich, als aus der Not heraus betrachten.

DIE FRAU: Aber ich sagte es dir schon gestern: ich bin nicht sehr unruhig; wenn es nur dem Kleinen besser ginge!

SER BERNARDO: Oh! mein lieber Schatz! . . . Möge Gott ihn uns erhalten! . . .

Man hört Büchschüsse.

Wann werden sie denn endlich mit ihrem Lärm fertig sein, diese Räuber da? . . . Im heißesten Winkel der Hölle möchte ich sie sehn, Bruder Girolamo und seine Gegner! So lange sie existieren, so lange wird es nicht möglich sein, seinen Lebensunterhalt zu verdienen!

DIE FRAU: Ach! du hast schon recht! Anstatt so viel zu predigen und so viel zu reden, täten sie besser, uns arbeiten zu lassen.

SER BERNARDO: Ich will mein Sonett schreiben . . . Und das Kind?

DIE FRAU: Es geht ihm besser.

SER BERNARDO: Gib mir einen Kuß!

Vor dem Hause Francesco Valoris. — Vincenzo Ridolfi, Tornabuoni, eine Menge Compagnacci und Arrabbiati; sie schlagen mit wachsender Wut gegen die Tür, um sie einzustoßen.

VALORIS FRAU (*an einem Fenster*): Meine lieben Herren, ich schwöre es euch, mein Gatte ist nicht da! er ist abwesend! Ach! mein Gott! mein Gott!

RIDOLFI: Wo hält er sich verborgen? Antworte, Schelmin! Wo ist er, der Feigling?

DIE FRAU: Erbarmen, Signor Ridolfi!

TORNABUONI: Schlag doch diese verdammte Tür ein, Leute! Seid ihr bald fertig?

GESCHREI DER STÜRMENDEN: Sieg! Der Eingang ist frei! Plünderung! Plünderung!

Die Tür fällt zusammen; die Menge stürzt sich in das Haus.

RIDOLFI: Bringt die Kreatur her!

TORNABUONI: Kein Erbarmen für die Valori! Gedenkt der Medici!

Man bringt die Frau und ihr Kind.

DIE FRAU: Gnade! Gnade! Mein Gatte ist abwesend, ich schwöre es Euch!

RIDOLFI: Aber du bist in meiner Gewalt, du! Auf die Knie! Elende, auf die Knie! Zertretet mir diesen kleinen Wolf!

Die Frau stößt entsetzliche Schreie aus; sie wird bei den Haaren gepackt und auf dem Leichnam des Kindes erwürgt.)

FRANCESCO VALORI (*berbeieilend*): Was tun sie, mein Gott? Was tut ihr? Mein Weib! Mein Neffe!... Ridolfi! Mörder!

RIDOLFI (*ihm einen Degenstoß versetzend*): Da, nimm das, für deine Schmähungen!

Valori fällt; man gibt ihm den Rest, und der Pöbel schleift seinen Leichnam unter Geschrei über das Pflaster.

Das Innere des Klosters San Marco. — Die Kreuzgänge. Die Mönche; Bruder Girolamo; die Menge reißt unter Geheul die Einfriedigung nieder.

BRUDER GIROLAMO: Was wollen sie?

BRUDER BUONVICINI: Dich ergreifen! Ich werde dich nicht verlassen.

BRUDER GIROLAMO: Aber was habe ich ihnen denn zuleide getan? Gestern noch haben sie mich geliebt! Gleichviel! Leisten wir Widerstand, Kinder!

BRUDER SACROMORO: Das Kloster darf nicht noch mehr gefährdet werden. Ihr seid unser Hirte; der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe hin.

BRUDER GIROLAMO: Gut denn! Du sprichst wahr. Ich will in den Tod gehen. Undankbares Volk, was begehrst du?

EIN OPTIMIST: Die Signorie verlangt von Euch einzig und allein, daß Ihr Euch ergebt. Man hat nicht die Absicht, Euch das geringste zuleide zu tun!

Ein Hagel von Steinen wird auf Bruder Girolamo geschleudert.

EIN COMPAGNACCIO (*ihm einen Faustschlag versetzend*): Weissage, wer dich schlägt!

EIN ANDERER: Da, auch noch eins mit dem Fuß!

Ein Dritter verrenkt ihm die Finger; er stößt einen Schrei aus.

EINE FRAU: Ah! der Feigling, er heult!

EIN ARRABBIATO: So geh' doch! Die Acht verlangen nach dir!

BRUDER GIROLAMO! Ich gehe! Mißhandelt meine Brüder nicht! Ach! Florenz! Alles ist zu Ende!

Ein Saal im Palazzo Vecchio. — Die Kommissäre des Papstes, Romolino und der Pater Turriano, Dominikanergeneral; Der Gonfaloniere Piero Popoleschi.

PIERO POPOLESCHI: Wir haben getan, was in unsern Kräften stand und hoffen, daß Seine Heiligkeit mit uns zufrieden sein wird.

ROMOLINO: Das wird man abwarten müssen.

PIERO POPOLESCHI: Wir haben Bruder Girolamo zum Scheiterhaufen und nachfolgenden Gehentwerden verurteilen lassen. Was wollt ihr noch mehr. Seine beiden Genossen, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini, werden dieselbe Strafe erleiden. Das nenn' ich keine übertriebene Nachsicht! Die Hauptpiagnoni endlich sind entweder verbannt oder zu Geldbußen verurteilt worden; Pagolantonio Soderini zu dreitausend Florinen, und Ser Niccolò Machiavelli, der arm ist wie Hiob, zu zweihundertfünfzig. Ich weiß nicht, was man noch mehr von uns verlangen könnte.

ROMOLINO: Ihr habt Euch Zeit gelassen, von Euern Irrtümern zurückzukommen, Herr Gonfaloniere.

PIERO POPOLESCHI: Was wollt Ihr? Wir mußten uns die Gunst des Volkes bewahren und mit den Wölfen heulen. Nachdem sich der Wind dann gedreht hatte, waren wir hocheifrig, den richtigen Weg verfolgen zu können, und unsere Taten liegen vor Euern Augen.

ROMOLINO: Sie sind nicht gerade übel. Nun aber, ans Werk! Wir haben Auftrag zu prüfen, wie Ihr zu der Verurteilung Bruder Girolamos gelangt seid, und wir wollen ein schönes Feuer machen; denn ich trage die Verdammung bei mir. Man führe die Zeugen herein!

Mönche von S. Marco werden hereingeführt.

Guten Tag, guten Tag, meine Väter. Ihr wißt, was der Schuldige gewagt hat. Ihr habt ihn am Werke gesehen. Erklärt euch. Ist er mit Recht verurteilt worden? Ich frage den, der mir als der Ehrenwerteste bezeichnet worden ist. Pater Malatesta Sacromoro, tretet vor!

BRÜDER SACROMORO: Monsignore, sieben Jahre lang haben wir geglaubt, was Bruder Girolamo uns lehrte. Er war unser Generalvikar. Er hat seine Macht über unsere Geister mißbraucht.

ROMOLINO: Wenigstens seid Ihr nunmehr wohl davon überzeugt.

BRUDER SACROMORO: Und gründlich.

ROMOLINO: Das nenn' ich einen wackern Mann! So betrachtet Ihr also, mein Freund, die Akten des Verhørs als vollkommen rechtsgültig?

BRUDER SACROMORO: Gewiß, Monsignore.

ROMOLINO: Eurer Meinung nach wären Bruder Girolamo und seine Mitschuldigen also mit Recht von der weltlichen Gerichtsbarkeit verurteilt worden?

BRUDER SACROMORO: Es läßt sich nichts dagegen einwenden.

ROMOLINO: Ich lobe Eure Aufrichtigkeit und den Geist der Wahrheit, der Euch beseelt. Zieht Euch zurück, mein lieber Freund; man führe die Schuldigen vor.

Die Soldaten führen Bruder Girolamo, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini, alle mit Stricken gefesselt, herein.

ROMOLINO: Bruder Girolamo, Ihr wißt, daß Euer hochwürdigster General und ich hier die Heiligkeit unseres Herrn, des Papstes, repräsentieren, und daß wir alle Eure Betrügereien genau kennen. Es würde Euch gar nichts helfen, wolltet Ihr uns belügen. Macht zu Eurer Verteidigung geltend, was Ihr wollt.

BRUDER GIROLAMO: Sieben Jahre lang habe ich in dieser Stadt gepredigt. Ich habe mein Bestes getan, hier die Liebe zu Gott und die guten Sitten zu pflanzen. Ich mag mich oft getäuscht haben. Ich bin nur ein schwacher Mensch, und als solcher habe ich gefehlt; aber ich habe nur das Gute gewollt.

ROMOLINO: Ihr seid ein Unverschämter! Ihr habt gelogen wie ein Teufel! Eure eigenen Aussagen bezeugen es, und es ist gar zu vermessen, hierher zu kommen und vor uns diese Sprache zu führen!

BRUDER GIROLAMO: Mein Fleisch ist schwach und trägt meine Seele nicht. Ich gestehe es unter Tränen: ich habe gegen die Wahrheit gefehlt, als ich auf der Folterbank erklärte, was nicht wahr ist. Ich bin nicht imstande, die Tortur auszuhalten. Aber ich widerrufe, was die Pein mir entrissen hat.

ROMOLINO: Geht! geht! Wir sind nicht Eure Narren! Was Ihr bekannt habt, gehört uns! Wir glauben daran! Ihr spielt in diesem Augenblick Komödie!

BRUDER BUONVICINI: Ihr beschimpft einen Heiligen! Gott wird Euch strafen!

BRUDER GIROLAMO: Ach! meine Sorgen, meine Schmerzen! meine Mühen, mein Streben, Gutes zu tun, — alles war umsonst, Ich wollte den Glauben retten; ich habe nichts zustande gebracht! Die Bilder, die ich mir ausgemalt, sind zerflattert. Ich habe Chimären nachgejagt. Es ist besser, ich sterbe, und ich wünsche es schon seit langem.

ROMOLINO: Das ist ja ganz unerträglich! Man spanne diesen hartnäckigen Menschen von neuem auf die Folter, sonst hört er nicht auf, uns zu widersprechen.

Die Henker bemächtigen sich Bruder Girolamos.

Auf dem Platze vor dem Palazzo Vecchio. — Das Schafott. Eine fliegende Brücke aus Brettern führt von der Ringhiera auf die Plattform des Scheiterhaufens. — Die Volksmenge; mehrere Kinder spitzen Stöcke mit Messern.

EIN BÜRGER: Wir werden noch eine gute Stunde warten müssen. Ihr könnt's mir glauben. Ich kenne die Art und Weise unsrer Regierenden. Es liegt ihnen nichts daran, uns gefällig zu sein. Warum sind wir noch nicht unter dem Schutze des erlauchten Lorenzo oder seiner hochedlen Familie!

ZWEITER BÜRGER: Ich denke, man wird eines Tages darauf zurückgreifen müssen.

ERSTE FRAU: Ah! das reizende Kind! Gehört es Euch, Monna Teresa?

ZWEITE FRAU: Ja, meine Liebe. Es ist mein Ältester.

ERSTE FRAU: Gib mir einen Kuß, Engel! Ei, die schönen schwarzen Haare!... Was machst du da, mit deinen netten Gespielen.

DAS KIND: Wir spitzen unsre Stöcke gehörig zu.

ZWEITER BÜRGER: Ah! mein kleiner Schelm, wozu denn das?

DAS KIND: Um Bruder Girolamo in die Füße und Beine zu stechen, wenn er über die Brücke geht. Wir stellen uns drunter und pieks! pieks!

Man lacht.

ERSTE FRAU: Nein, sind das Schlingel, mein Gott! sind das Schlingel! Komm, laß dich küssen, mein Herzchen! Wie reizend er ist!

ERSTER BÜRGER: Wohl den Staaten, wo die Jugend frühzeitig mit den öffentlichen Gefühlen übereinstimmen lernt!

Auf dem Schafott

Bruder Girolamo, Bruder Silvestro, Bruder Buonvicini. — Bruder Niccolini, der Beichtvater Bruder Girolamos.

BRUDER NICCOLINI (zu Bruder Girolamo): Ich wage nicht, Euch, mein Vater, von Ergebung zu sprechen, der Ihr so viel für dieses unglückliche Volk gebetet habt!

BRUDER GIROLAMO: Segnet mich!

BUONVICINI: Könnte ich doch noch viel mehr zu Gottes Ruhme leiden! Warum verbrennt man uns nicht, bevor man uns hängt? So verlangt es doch der Wortlaut des Urteils.

BRUDER GIROLAMO: Mein Freund, mein Sohn, vergiß nicht, daß wir nur den Willen dessen zu tun haben, der im Himmel ist!

BRUDER SILVESTRO: Ich will zu dieser irregeleiteten Menge sprechen!

BRUDER GIROLAMO: Nein, Silvestro, kein Wort, wenn du mich liebst! . . . Armes Florenz! armes Italien! . . . So gerne hätte ich sie retten wollen! Warum läßt man uns so warten?

DER KAPITÄN GIOVACCHINO: Daran ist das Vieh von Bischof von Vaison schuld, der, statt zu kommen und Euch zu degradieren, wie es seines Amtes, kein Ende findet, mit den Kommissären zu schwatzen!

Die Menge vor dem Scheiterhaufen und dem Galgen. Pöbel, Mönche, Bürger, Weiber, Kinder.

EIN MANN: Er ist gehörig gefoltert worden, der Schelm!

EINE FRAU: Was hat man denn mit ihm gemacht?

DER MANN: Man hat ihm mehr als sechsmal die Wippe verabreicht. Das ist bitter, verlaßt Euch drauf! Er ist auf allen Seiten zerbrochen.

Man lacht.

EIN KIND: Das ist recht!

EIN KAUFMANN: Kleiner Schlingel, man hätt's mit dir ebenso machen sollen, weil du mir die Spiegel zerbrochen hast, die ich in meinem Laden hatte; es ist noch nicht viel länger her als vierzehn Tage.

DAS KIND: Ei! man hatte mir gesagt, ich sollte sie zerbrechen, und so habe ich sie zerbrochen!

EINE ALTE FRAU: Er hat recht, der Kleine! Wir sind alle von diesem Verruchten zum Narren gehalten worden, der uns das geschlagene Jahr zum Fasten verdammt!

EIN HANDWERKER: Waren wir dumm! . . . Ah! Er steigt auf die Leiter! Jetzt ist er oben . . . Verbrennt man ihn denn nicht lebendig?

EIN JUNGES MÄDCHEN: Ich hoffe doch stark. Sagt doch, Herr Soldat, wird er denn nicht verbrannt?

DER SOLDAT: Zuerst wird er aufgeküpfelt, mein reizendes Fräulein.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ach! wie schade! Und ich bin von so weit hergekommen, um zuzuschauen! Danke, Herr Soldat!

DER SOLDAT: Stets zu Euern Diensten, meine Schöne. Ihr könnt noch näher herantreten, wenn Ihr wollt. Stellt Euch vor mich, da . . . Ihr werdet's bequemer haben.

DAS JUNGE MÄDCHEN: 'S ist wahr. Komm doch her, Mariana! . . . Nicht doch! Ich bitt' Euch, faßt mich nicht so um die Hüften! . . . Wer sind denn die beiden andern, die da neben Bruder Girolamo hinaufsteigen?

EIN SCHLOSSER: Wie? Ihr erkennt sie nicht wieder? Ich habe nie auch nur eine einzige ihrer Predigten versäumt, ich, der ich hier mit Euch spreche, damals als ich noch irregeführt war! Bruder Silvestro ist's und Bruder Buonvicini!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Wie bleich sie sind!

EIN METZGER: Ei der Tausend! das kommt, weil sie auch gefoltet worden sind, wie sich's gebührt!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ich bitt' Euch, Herr Soldat, laßt mich doch! . . . Sagt mir lieber, was es mit den beiden Herren für eine Bewandnis hat, die auf der Plattform so mit den Armen fuchteln.

DER SOLDAT: Das sind die apostolischen Kommissäre, meine Angebetete! . . . Sie heißen . . . Wahrhaftig! hol's der Teufel!

ich habe ihre Namen vergessen! Ihr solltet mir lieber sagen, wo Ihr wohnt!

EINE ALTE DAME (*mit einem Hund in den Armen*): Sollte es wahr sein, daß der ehrwürdige Pater Girolamo mit glühenden Zangen gezwickt worden ist?

EIN BÜRGER: Man hat allen Grund, es zu vermuten. Es wäre indes auch möglich, daß ich mich täuschte und Euch irreführte, worüber ich untröstlich sein würde, wie Ihr mir wohl glauben dürft.

DIE ALTE DAME: Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Liebenswürdigkeit. (*Der Hund bellt den Bürger an.*) Schweig, mein Goldhündchen. Verzeiht ihm, Messere; er kennt Euch eben nicht.

DER BÜRGER: Diese Art Vierfüßler pflegt es gewöhnlich so zu machen. Das kränkt mich weiter nicht, Madonna.

Er entfernt sich.

Auf dem Schafott

Die drei Verurteilten, der Bischof von Vaison, Dominikanermönche, Henker.

DER BISCHOF: Bruder Sebastiano, nehmt diesem Manne das heilige Gewand Eures Ordens ab! . . . Nehmt ihm alles fort! laßt ihm nur das Hemd! Ist es geschehen? . . . Gut! . . . Und jetzt, Savonarola, scheidet dich von der streitenden und von der triumphierenden Kirche!

SAVONAROLA: Das letztere geht über Eure Macht.

DER BISCHOF: Sind seine Mitschuldigen ausgezogen?

BRUDER SEBASTIANO: Jawohl, Monsignore, sie sind im Hemd, wie er.

DER BISCHOF: Er soll ihre Hinrichtung mit ansehen. Henker, tut, was eures Amtes!

BRUDER SILVESTRO: In manus tuas, Domine.

Man knüpft ihn auf.

BUONVICINI: Jetzt komme ich dran, nicht wahr? Leb wohl, Bruder Girolamo!

SAVONAROLA: Auf einen Augenblick, willst du sagen.

Man henkt Buonvicini.

DER BISCHOF: Und nun kommt Ihr dran, Erzketzer!
Savonarola blickt auf die Menge; die Henker ergreifen ihn.

Auf dem Platze

EIN BÜRGER (*zu seiner Frau*): Das war eine sehr schöne, ja sogar eine imponierende Zeremonie! Aber ich glaube, es wird regnen . . . Gehen wir heim!

DIE FRAU: Ja, mein Schätzchen, gehen wir heim! Ich fürchte mich sonst zu erkälten.

Das Haus Messer Niccolò Machiavellis. — Ein Saal. Machiavelli sitzt an einem Tisch, der mit Haufen von Büchern und Papieren bedeckt ist. — Es ist Abend. — Dämmerung.

MACHIAVELLI: Armer Girolamo! . . . Sie haben ihren Zweck mit ihm erreicht! . . . Sie haben ihn jahrelang gehetzt, und endlich haben sie ihn in die Enge getrieben . . . umstellt . . . gefangen . . . getötet! . . . Ein anderes Ende war nicht möglich! . . . Dieser Mann lebte ein Traumleben! . . . Er hatte sich schon in seiner frühesten Jugend ein Hoheslied von Religion, Reinheit, Ehrenhaftigkeit, Weisheit, Redlichkeit zurechtphantasiert. Weil er die Ausübung all dieser schönen und guten Gedankengebilde für möglich hielt, nahm er sie als wirklich an und sah nicht, daß die Welt um so mehr davon spricht, je weniger sie davon weiß.

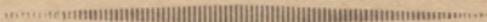
Armer Girolamo! Weil er frei war von allen heftigen Leidenschaften, weder Spieler, noch Wollüstling, noch Geizhals, noch Verschwender, weder Geck, noch Possenreißer, glaubte er die sich um ihn herum bewegenden Menschen vollkommen fähig, alles Böse abzustreifen, und endlich, weil er die Wahrheit von Angesicht zu Angesicht sah, so vermochte er nicht einmal zu begreifen, daß die große Mehrzahl seiner Mitbürger, wenn nicht fast alle . . . ach! mein Gott! wir können wohl sagen alle, mit seltenen Ausnahmen! . . . vom Schnitt der Götzenbilder der Moabiter sind, mit Augen, um nicht zu sehen und Ohren, um nicht zu hören. Man kann ihnen ruhig so lang man mag den ganzen schimmernden Tugendschatz hinbreiten. — sie werden nie verstehen, was es damit

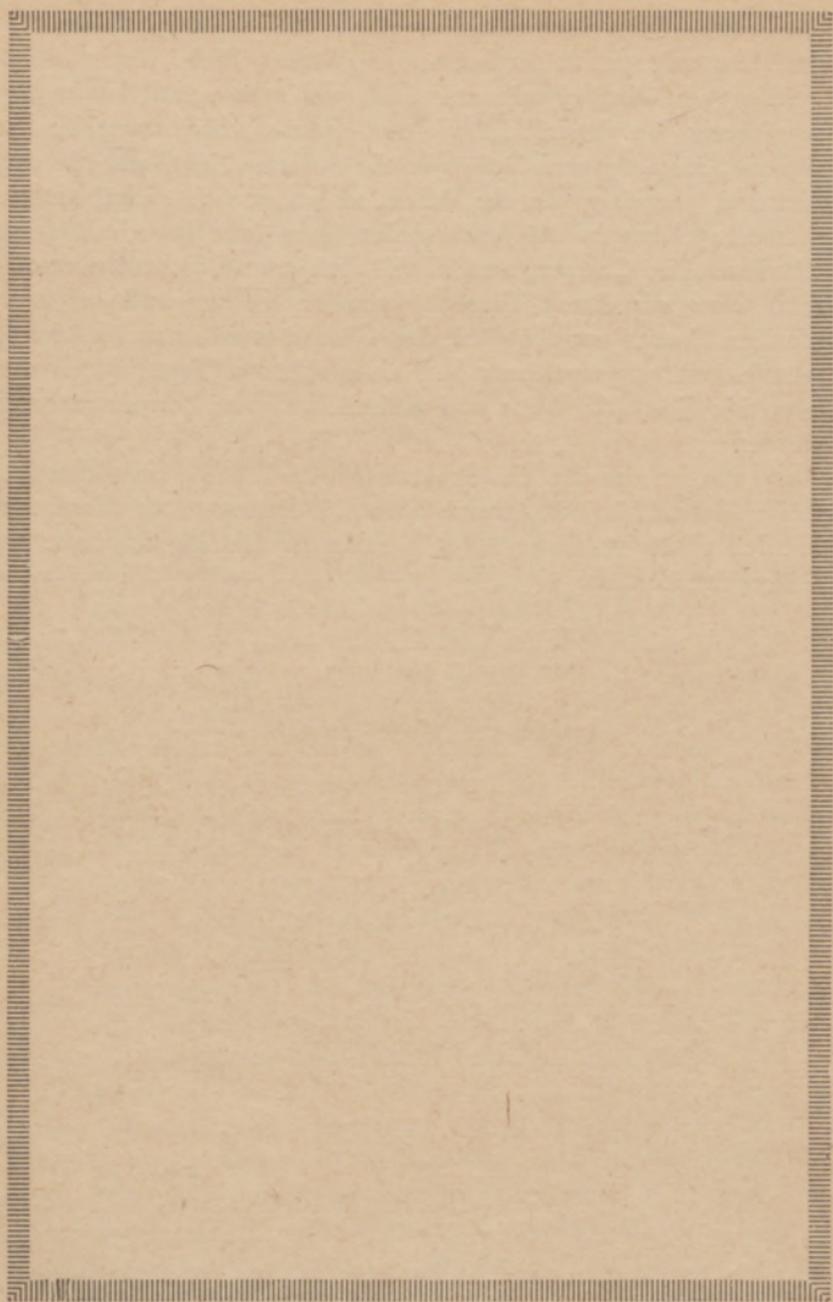
für eine Bewandtnis hat und schließlich einfältig darüber lachen. Armer Girolamo! Anzunehmen, daß die Aufrichtigkeit mehr sei, als eine reine Abstraktion, eine besondere Eigenschaft einiger einsamer Seelen! . . . Und davon ausgehend, infolge dieses Irrtums, dieses sehr großen Irrtums, hat er unter uns das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit zu gründen getrachtet, was wir mit dem Bürgerkriege, mit der Schändung des Rechts, mit den Metzeleien, dem Blute auf dem Straßenpflaster und deinem eigenen Tode und zu allem Übrigen, mit der sicheren Rückkehr der Medici bezahlen! Das kommt dabei heraus, wenn man von falschen Prämissen ausgeht und sich über die wahre Natur der Menschen täuscht . . . Klägliche Geschöpfe!

Und ich? ich bin kaum klüger gewesen, ich habe mich Illusionen hingegeben, denen ich in diesem Augenblick auf ewig lebewohl sage. Die Verschwisterung von Freiheit und Ordnung, von der ich träumte, hat mich einen Augenblick verführt. Piero Soderini sah klarer. Jetzt hab' ich meine Strafe! Aber für die Zukunft, was soll man da wünschen? um Gottes willen! Ist unser armes Italien dazu verurteilt, das Joch der kleinen Despoten und der Kreuzwegtyrannen zu tragen? Ist es ohne Rettung erbarmungslosen Fremdlingen als Beute anheimgefallen? Kann man sich nicht, ohne wieder in lächerliche Verstiegenheiten zurückzuverfallen, irgendeine Bestimmung für es denken, höher als diese schmachvollen Orgien, in denen wir uns jetzt wälzen? Italien, Italien, die Mutter so vieler großer Männer, der Brennpunkt so vieler Lichtstrahlen, dieses Bündel so vieler Kräfte! . . . Wenn sich unter den Verruchten, die uns Tag für Tag mit Blut besudeln, wenigstens ein Sulla, ein Octavius fände! In Zeiten der Gärung, in Zeiten der Zuckungen, wie die unsrige, ist ein Auftauchen solcher Männer etwas Gewöhnliches, eine Notwendigkeit. Überlegen wir! . . . überlegen wir! . . . wer könnte dieser Mahomet sein . . . dieser Tamerlan . . . dieser rettende Bandit? Ein Sforza? . . . Nein! . . . Das sind leere Gräber . . . Ein Gonzaga? . . . Ebensowenig! . . . Ein Malatesta . . . ein Baglione . . . ein Bentivoglio? Mit Hilfe einiger Dutzend Meuchelmörder eine Stadt tyrannisieren, — etwas Schöneres können sie sich nicht vorstellen! . . . Morden, vergiften, verraten, emporsteigen, stürzen . . . das ist ihr Los! Immer das gleiche Spiel! . . . Aber inmitten dieser schamlosen und wilden

Horde nehme ich dennoch einen wahr . . . Er überragt die andern um Haupteslänge . . . Er hat andere, höhere Ziele. Er ist nicht weniger verderbt; er will unendlich viel mehr, und das ist ein ungeheures Verdienst! . . . Welch seltsames, furchterweckendes Wesen! . . . Klug und listig wie die Schlange, tückisch wie der Leopard, ehrgeizig wie der Adler, scheut er sich nicht, unsern entsetzengelähmten Ränkeschmieden ganz laut ins Gesicht zu schreien: Aut Caesar, aut nihil! Ich würde nicht überrascht sein, wenn wir durch Tausende von Verbrechen und auf dem blutigen Haufen von Unglück, den Girolamos mörderische Rechtsschaffenheit emporgetürmt hat, eines schönen Tages durch die bösertige Geschicklichkeit und Kühnheit Cesare Borgias gerettet würden!

Aber was ist das für ein Spektakel! Ach! . . . 's ist nichts . . . 'S ist Monna Marietta, meine Frau . . . Sie zankt die Magd aus . . . Ich gehe, um nicht selbst gezankt zu werden; ich habe an anderes zu denken.





ZWEITER THEIL
CESARE BORGIA



Cesena 1502

Der Platz vor der Zitadelle. — Zelte; Militärbaracken; französische und italienische schwere Reiter. — Don Michele, Freischarhauptmann und Vertrauter Don Cesare Borgias, plaudert mit Monsignore Burkard, dem Zeremonienmeister des Papstes. Sie spazieren, die Hände auf dem Rücken, auf und ab.

DON MICHELE: Während unser Herr seine Depeschen diktiert, wollen wir uns abseits begeben, und ich unterrichte Euch über das, was Seine Heiligkeit zu wissen wünscht.

BURKARD: Wir sind hier ganz ungestört. Diese Franzosen verstehen kein Wort von dem, was wir sprechen.

DON MICHELE: Ihr habt recht. Es hätte sonst zu sehr den Anschein, als suchten wir die Einsamkeit und spielten die Geheimnisvollen.

BURKARD: Don Cesare scheint uns verloren! rettungslos verloren! Seine Kondottieri haben, gegen ihn verbündet, einen seiner festen Plätze nach dem andern weggenommen! Das Herzogtum Urbino hat sich empört; der frühere Fürst ist von den Volksmassen mit den entgegengesetzten Zurufen empfangen worden, die seinen Abzug begleitet hatten. Kurz, das Schlimmste ist Euch begegnet; Ihr könnt Euch nicht aus dieser Klemme ziehen. So denken wir in Rom.

DON MICHELE: Ihr vergeßt einen Hauptpunkt. Was verschafft uns unsre Kraft?

BURKARD: Ach! mein Gott! Ihr wollt sagen, daß Alexander VI. hinter Euch steht und daß seine Hand Euch stützt. Aber bedenkt . . .

DON MICHELE: Nur ein Wort! Alexander VI. hatte uns zum Kardinal gemacht; wer hat uns zum Fürsten gemacht?

BURKARD: Ludwig XII., König von Frankreich; aber er entzieht Euch seinen Schutz und wendet sich gegen Euch, bedroht Euch sogar, wie man uns sagt!

DON MICHELE: Ihr geht den Dingen nicht auf den Grund. Warum liebte uns Ludwig XII.?

BURKARD: Um des Kardinals d'Amboise willen.

DON MICHELE: Vortrefflich! Wir haben diesem Alexanders Nachfolge versprochen; wir fahren fort zu versprechen. Im

übrigen sind wir nützliche Leute; unsre Dienste haben einiges Gewicht und, um beim Nächstliegenden zu bleiben, die jüngsten Unternehmungen im Mailändischen und in Neapel sind unser Werk. Gott sei dank haben wir bei der Plünderung von Capua bewiesen, daß wir ganze Kerle waren!

BURKARD: Alle Wetter! Ihr habt dort keine Schonung geübt! Aber Euer Glück ist dahingewelkt wie das Gras auf dem Felde; es ist gemäht von der Hand eben dessen, der es gesät hatte.

DON MICHELE: Ihr täuscht Euch. Ich komme mit meinem Herrn von Mailand. Unsere Angelegenheiten sind wieder in Ordnung gebracht; wir stehen in größerer Gunst denn je; Seine Hoheit hat in Wort und Tat solche Geschicklichkeit bewiesen, daß es nicht anging, uns wegen unsrer kleinen Missetaten zu zürnen.

BURKARD: Der Papst wird über diese Nachricht entzückt sein, sie hätte aber früher kommen müssen. Es bleibt Euch nichts zu retten. Während Ihr rechts den Brand löschtet, griff er links um sich und hat alles verzehrt!

DON MICHELE: Gemach! gemacht! Monsignore Burkard, mein lieber Freund! malt doch nicht alles so schwarz in schwarz!

BURKARD: Eure festen Plätze sind genommen oder in Aufruhr.

DON MICHELE: Nun gut! dann werden wir sie wieder erobern.

BURKARD: Womit? Ihr habt ja keine Truppen mehr! Die Orsini, der Herzog von Gravina und Pagolo verdangen Euch ihre Heerhaufen; sie sind andern Sinnes geworden, und im gleichen Augenblicke seid Ihr infolgedessen mit ihrem ganzen Hause entzweit!

DON MICHELE: Das ist ärgerlich! Da werden wir noch viel zu schaffen bekommen. Vor allem trauere ich Vitellozzo Vitelli nach; das ist ein großer Kriegsmann! Ebenso schwer wird mir's, den Abfall Oliverottos da Fermo zu verschmerzen!... Aber dem ungeachtet wiederhole ich Euch: nichts ist verloren.

BURKARD: Es ist Euch doch bekannt, daß die Venezianer sich gegen Euch erklärt haben?

DON MICHELE: Allerdings, leider!

BURKARD: Die Aragonesen werden über Euch herfallen.

DON MICHELE: Wir müssen darauf gefaßt sein.

BURKARD: Es bleibt Euch nicht ein Dukat mehr, und der Heilige Vater ist nicht in der Lage, Euch etwas vorzustrecken.

DON MICHELE: Wir werden uns stets mit Versprechungen helfen können.

BURKARD: Die Florentiner werden nicht verfehlen, sich mit Euern Gegnern zu vereinigen.

DON MICHELE: Darin täuscht Ihr Euch. Ein Sekretär der Signorie trifft in diesem Augenblicke ein. Wenn man verhandelt, schlägt man nicht.

BURKARD: Heilige Madonna! habt Ihr diesen Sekretär gesehen?

DON MICHELE: Ich habe ihn in eigener Person empfangen und Handschlag mit ihm gewechselt. Es ist kein von der Hoffnung erzeugtes Phantom, vielmehr einer unserer Freunde, Messer Niccolò Machiavelli.

BURKARD: Ihr beglückt mich!... Aber wenn ich's recht bedenke, so kann Euch nichts helfen, Eure Lage scheint mir zu trostlos!

DON MICHELE: So laßt mich Euch die Dinge von einer weniger trüben Seite zeigen.

BURKARD: Ihr seid entschieden die verkörperte Kaltblütigkeit, doch zweifle ich, daß der Heilige Vater Euch für unfehlbar hält.

DON MICHELE: Wenn ich, wie Ihr, darauf beharrte, nur den guten Willen Ludwigs XII., die hundert Reiterfähnlein des braven Herrn de Candalle, den ich dort unten als echten Gascogner seine Knoblauchzehe verzehren sehe, die Handvoll italienischer Kompagnien, die uns bleiben, die Winkelzüge der Florentiner und andern Kleinkram fortwährend in Erwägung zu ziehen, so würde mich vielleicht auch Eure Sorge befallen. Aber Ihr berücksichtigt, nein, Ihr haltet nicht mit beiden Händen unsern wahren Rettungsanker, wie ich es tue.

BURKARD: Und der wäre?

DON MICHELE: Der wäre? die unbeugsame Energie des Valentino! So lange ich ihn ruhig, Herr seiner selbst, ungebeugt, Schrecken einflößend sehe, kann mich nicht der geringste Zweifel, nicht die leiseste Furcht beschleichen.

BURKARD: Don Cesare ist ein großer Geist, ich gebe es zu! Es fehlt ihm nicht an Hilfsquellen. In seiner Verschlagenheit hat er deren sicherlich eine reiche Menge...

DON MICHELE: Sagt lieber in seiner Unerschrockenheit! Und sie ist eine ansteckende Tugend, die er auf seine Freunde zu übertragen versteht!

BURKARD: Wenn es einen feinen Politiker gibt, so ist er es, und unter den feinsten ist er der feinste! Ich räume Euch ein, daß Ihr recht habt. Aber trotz alledem: seine Sachen stehen so schlecht, so schlecht, daß er vielleicht besser täte, sich nach Rom zu flüchten als gegen das Schicksal kämpfen zu wollen. Ihm diesen Vorschlag zu machen, hat Seine Heiligkeit mir aufgetragen.

DON MICHELE: Sprecht ihm davon, und Ihr werdet in seinem Lächeln lesen, was Verachtung heißt! So lang er aufrecht steht, ist jeder Schiffbruch ausgeschlossen. Aber, wenn ich Euch raten darf, so machen wir unserm Spaziergang ein Ende und gehen wieder hinein. Dem Herzog könnte unsere Abwesenheit auffallen, und er liebt die heimlichen Gespräche nicht.

BURKARD: Ich glaube, Ihr habt recht. Wenn er unruhig ist, wird er, wie der Heilige Vater, mißtrauisch und gefährlich, selbst für die Seinen.

In einem Hause der Stadt. — Eine Kammer, die als Privatkabinett dient. — Don Cesare Borgia vor einem Tisch mit Depeschen und Briefen.

DER HERZOG (*laut*): Führt Signor Machiavelli herein! — Seid willkommen, Messer Niccolò! Was bringt Ihr Neues aus Florenz?

MACHIARELLI: Nur Gutes, erlauchter Herr.

DER HERZOG: Das freut mich. Seid Ihr von Eurer Reise ermüdet, oder zieht Ihr vor, mir sogleich den Gegenstand Eurer Sendung mitzuteilen? Ich habe einige dringende Geschäfte, die mich zwingen, keine Zeit zu verlieren.

MACHIARELLI: Mit Erlaubnis Eurer Hoheit werde ich auseinandersetzen, was man mir aufgetragen hat.

DER HERZOG: Ich höre Euch.

MACHIARELLI: Erlauchter Herr, während Ihr in Mailand bei König Ludwig wart . . .

DER HERZOG: Ich will Euch gleich von vornherein sagen, daß die Verleumdungen, die man von jener Seite gegen mich ausgestreut hatte, vor meinen Erklärungen wie ein Nebel zerflattert sind.

MACHIARELLI: Unterdessen hatten Eure Hoheit in Ihren Staaten ausgesuchte Truppen zurückgelassen, um dort die gute

Ordnung zu gewährleisten, und diese Truppen waren von Führern befehligt, die sich eines großen Rufes erfreuten.

DER HERZOG: Es ist sehr wichtig, daß man die militärische Macht guten Händen anvertraut.

MACHIARELLI: Unglücklicherweise waren diese nicht ebenso treu wie befähigt. In ihrer Furcht, Euch zu mächtig werden zu sehen und Euch nur noch fürchten zu müssen, haben Eure Heerführer unserer Signorie die Nachricht zukommen lassen, daß sie sich mit Giovanni Bentivoglio von Bologna, Pandolfo von Siena und andern verbannten Herren verbündet und entschlossen hätten, ihre Waffen gegen Euch zu kehren. Sie fordern uns auf, ihrem Bunde beizutreten und erboten sich, uns diejenigen Territorien und Städte zu überlassen, die zu bezeichnen uns belieben würde.

DER HERZOG: Eure Gegenwart hier, Messer Niccolò, läßt mich hinreichend erkennen, daß die Weisheit der Florentiner nicht in so plumpe Fallen geht. Im übrigen ist Euch ja die Aufrichtigkeit der Orsini und des Hauses Vitelli genugsam bekannt.

MACHIARELLI: Ich habe den Auftrag, Eurer Hoheit zu versichern, daß die Republik nicht die Gewohnheit hat, ihre Verbündeten zu verraten; sie ist voll von Achtung für den heiligen apostolischen Stuhl, und Eure Hoheit können auf sie zählen; übrigens hofft sie, daß Eure Hoheit auf keinen von den Venezianern ausgehenden Vorschlag eingehen werden.

DER HERZOG: Das ist ein mißlicher Punkt, über den wir reden wollen, wenn wir mehr Muße haben. Nichts drängt. Aber, unter uns, Messer Niccolò, unter uns, — kann man mehr Unbesonnenheit zeigen, mehr Windbeutelei, getaucht in eine ungeheure Sauce von Torheit, an den Tag legen als meine Kondottieri getan haben? Mich angreifen! mich! . . . Und sie haben nicht einmal überlegt, daß das den Papst beleidigen, Ludwig beschimpfen und sich die Deutschen, mit denen ich auf dem denkbar besten Fuße stehe, auf den Hals ziehen hieß! Man sagt immer wieder, die Aragonesen wollten mir übel. Ich lasse die Leute bei ihrem Glauben, Machiavelli, ich lasse sie dabei! . . . Diese armen Haudegen, die sich gegen mich empört haben, diese unseligen Kindsköpfe haben sich eingebildet, so dreimal gesiebte Staatsmänner wie Ihr, würden sich mit ihnen in die schreckliche Sackgasse einschließen, in die sie sich gewagt haben, und das gegen einige elende kleine

Flecken, die man unmöglich halten kann! Frei heraus: das ist der Gipfel der Lächerlichkeit, weiter nichts! Diese Schilderhebung ist so kraftlos, daß ich, ich versichere Euch, noch keinen einzigen Augenblick auch nur die geringste Gefahr für mich gesehen habe! MACHIAVELLI: Die Signorie hat die Dinge nicht ganz so angesehen, wie Eure Hoheit. Es ist ihr nicht entgangen, daß Ihr fortan ohne Truppen wart; daß Eure Hauptleute, indem sie sich von Euch trennten, einen entwaffneten, vollkommen entwaffneten Mann zurückließen; daß Eure Völker, da sie Euch erst seit wenigen Monaten angehörten, ohne jeden Schmerz, an manchen Orten sogar mit offensichtlicher Freude, von Euch abgefallen sind. Die Franzos enzeigen sich Euch wieder gewogen; Ihr sagt es mir, — ich glaube es, und das um so mehr, als ich hier in der Umgegend Truppen von dieser Nation mit den Eurigen marschieren sah. Seine Heiligkeit, der Papst, wird Euch auch nicht im Stich lassen, das ist ziemlich wahrscheinlich, indes wird sie vielleicht ihre Not haben, sich selbst in Rom gegen die Auflehnungsversuche der Häuser Vitelli und Orsini zu verteidigen. Ihr glaubt mit den Deutschen und sogar mit den Aragonesen gut zu stehen; das ist auf alle Fälle etwas ganz Neues, und wir dürften Gründe haben, nicht Eurer Ansicht zu sein. Aber gesetzt den Fall, die Kapitäne Eurer Hoheit, die Pagolo, Vitellozzo, Oliverotto, Gravina, Petrucchi und die andern hätten sich, anstatt ihre Zeit im Perusinischen mit Parlamentieren und unnützem Hinundherreden zu verlieren, ganz einfach Eurer Person bemächtigt, während Ihr allein, von Truppen entblößt, hilflos in Imola saßet, — so ist es schwer, sich vorzustellen, wie Ihr Euch aus dem Handel gezogen haben könntet. Diese Erwägung hat man in Florenz angestellt, und darum hat man angenommen, daß unsre Hilfe Euch nicht lästig sein würde. Wenn jedoch die Freundschaft meiner erlauchten Signorie hier auf dem falschen Wege ist und sich ohne Grund beunruhigt hat, so werdet Ihr geruhen, ihr die gute Absicht als Entschuldigung anzurechnen.

DER HERZOG: Wir wollen ganz ohne Hintergedanken reden! Nichts konnte mir angenehmer sein als Euer Kommen, und Ihr werdet denen, die Euch gesandt haben, meinen Dank dafür abstaten. Ich war jüngst in Imola nicht so übel dran, wie Ihr zu glauben scheint. Ich hatte, glaubt mir, mehr als eine Sehne an

meinem Bogen! Ich wußte, daß ich nicht allein Mittel zur Rettung hatte, sondern sogar des Triumphs sicher war! Dennoch war meine Lage, ich will es nicht leugnen, in mancher Beziehung anders, als ich sie mir gewünscht hätte. Nunmehr aber hat sich alles geändert. Der Herr, der Meister, bin ich! Wollt Ihr, mein lieber Machiavelli, daß ein Plan mißlinge? So laßt ihn durch eine Gruppe von Menschen ausführen. Es erfordert die ganze Willenskonzentration eines Einzelnen, dies schwierige Etwas hervorzu- bringen, das man eine Tat nennt. Sie also haben sich zusammen- getan, um gegen mich zu intrigieren, und ich habe den Vorteil vor ihnen voraus, in der Entscheidung über meine Verteidigung nur mit mir allein zu tun zu haben. Ich stehe jetzt an der Spitze einer starken italienischen Kavallerie, die zu sammeln man mir Zeit gelassen, an der Spitze von fünfhundert französischen Lanzen- reitern, die herbeizurufen man mir Zeit gelassen, und was noch viel wertvoller ist: ich besitze die Freundschaft der Florentiner, der man Zeit zur Reife gelassen hat. Gewiß, Ihr rettet mich nicht, aber Eure Hilfe kommt mir wie gerufen.

MACHIAVELLI: Mag die Züchtigung der Eidbrüchigen auch noch so streng ausfallen, die erlauchte Signorie wird finden, daß sie wohl verdient ist.

DER HERZOG: Nichts Derartiges kommt in Frage. In gewissen Fällen ist Milde geboten; nicht als ob ein Bedenken bestände, offenkundige Verräter und Mörder wie Vitellozzo und Oliverotto zu bestrafen — ganz Italien ist ja von dem Blute ihrer Verbrechen besudelt. Trotzdem habe ich die versöhnlichsten Absichten . . . Bautista! . . . Gut! . . . Geleite den Herrn Sekretär zu meinem Hausmeister. Man soll ihm gutes Quartier geben und alles, was ihm angenehm sein kann. Messer Niccolò ist mein besonderer Freund.

BAUTISTA: Jawohl, Hoheit.

MACHIAVELLI: Eure Güte macht mich verlegen, gnädiger Herr.

DER HERZOG: Gott befohlen!

DER HERZOG (*allein*): Die Florentiner! . . . Just zur rechten Zeit kommen sie mir zu Hilfe! . . . Wenn ich nicht auf meiner Hut wäre, würden sie mir bald aus diesem Dienst einen Strick gedreht

haben, und ich würde bei nächster Gelegenheit damit erdrosselt werden. Ihre plötzliche Freundschaft ist nur die Kehrseite ihres Hasses gegen die Orsini. Sie halten mich für weniger stark, folglich für weniger gefährlich als diese alte Familie . . . Ein Pilz hat keine Wurzeln und schießt nie so hoch empor wie die Eiche . . . und sie nehmen mich für einen Pilz! Von heute ab werde ich mich mehr als bisher vor Florenz in acht nehmen müssen! . . . Holla! Giovan-Maria!

GIOVAN-MARIA: Was belieben Eure Hoheit?

DER HERZOG: Schau nach, wo Don Michele und Monsignor Burkard stecken. Ich habe mit ihnen zu reden.

GIOVAN-MARIA: Die beiden Herren harren Eures Rufs.

DER HERZOG: Laß sie also eintreten!

Don Michele und Burkard treten ein.

Unsere Sache steht besser, aber nicht so gut, daß die Gefahr nicht ungeheuer bliebe.

BURKARD: Die Forentiner haben einen Gesandten an Eure Hoheit geschickt. Seid Ihr nach dieser Seite hin gesichert?

DER HERZOG: Hinlänglich, und auf diesem Grunde wollen wir bauen. Du, eile jetzt auf dem schnellsten Wege nach Bologna; du wirst nicht eher nach Rom zum Heiligen Vater zurückkehren, als bis ich dich dorthin schicke. In Bologna suchst du zu ergründen, wodurch Giovanni Bentivoglio bewogen werden könnte, sich von der Liga zu trennen. Markte nicht; biete an oder gewähre. Wir werden später sehen, ob wir deine Verpflichtungen halten oder nicht halten werden. Du, Michele, suche die Kondottieri auf und . . . hier sind die Instruktionen, die ich eben niedergeschrieben hatte, als der Florentiner ankam. Du wirst nicht verfehlen, dieses neue Bündnis in allen Farben schillern zu lassen und allen erdenklichen Vorteil daraus zu ziehen.

DON MICHELE: Hoheit, ich werde mein Bestes tun.

DER HERZOG: Sobald es Euch gelungen, Euch auch nur Gehör zu schaffen, sollt Ihr mir beide schreiben. Der Gegner, der sich in Erörterungen einläßt, ist nicht entschlossen. Früher oder später muß er zu Fall gebracht sein. Geht! Wenn ich diesem Sturm, dem heftigsten, der mich je überfallen, entrinne, so werde ich Herr der ganzen Romagna bleiben.

DON MICHELE: Nein, gnädiger Herr, von ganz Italien!

DER HERZOG: 's ist möglich. Ich weiß wahrhaftig nicht, was mir das Angenehmere wäre; über ein so schönes Reich zu herrschen und diese elenden gallischen und deutschen Barbaren bis auf den letzten Mann zum Teufel zu jagen, oder aber diese Herzöge, Fürsten und Podestàs vom alten Schläge baumeln zu lassen! Sie begreifen nichts von den Erfordernissen der neuen Zeit, die Tröpfe! Sie zerstechen mich mit ihren Nadelstichen, wie nur ein spanischer Stier von Banderillas zerstoehen werden kann.

DON MICHELE: Alles Glück wird Euch auf einen Schlag kommen und vollkommen wie die himmlische Glückseligkeit! Ich küsse die Hände Eurer Hoheit!

BURKARD: Und ich desgleichen.

DER HERZOG: Geht! Und spart mir beide die Kuriere nicht!

Sinigaglia

Das Lager der Kondottieri. — Das Beratungszelt der Führer. Um einen großen Tisch herum sitzen Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signor Pagolo Orsini, der Herzog von Gravina, die Kapitäne der Freischaren.

GRAVINA: Friedlich, Kameraden! Streiten wir uns nicht! Alle haben wir recht, alle haben wir unrecht gehabt! Ich zu allererst! Wir mußten uns Cesares bemächtigen, als wir ihn zu Imola sicher hatten, und ihn kalt machen! Uns jetzt zu entzweien, wäre aber ein noch viel größerer Fehler.

ORSINI (*schlägt mit der Faust auf den Tisch*): Und ich, ich sage Euch, daß nichts auch nur in Frage gestellt ist! Bei Gott! wir verfügen über zehntausend Krieger, und ein paar armselige französische Lanzen sind nicht dazu angetan, einem Manne aus meinem Hause Furcht einzujagen!

OLIVEROTTO: Ganz Eurer Meinung; ich besetze die Vorposten mit meiner Kompagnie: fünfhundert Reitern und tausend Bogenschützen! Der Borgia soll sich nur einfallen lassen, mir nahe zu kommen, so will ich ihn mit Glanz empfangen!

VITELLOZZO: Großsprechereien, nichts als Großsprechereien! Die nackte Wahrheit ist, daß wir nichts von alledem ausgeführt haben, was wir uns ausgedacht. Der Valentino lebt und sollte in

diesem Augenblick doch sechs Fuß unter der Erde modern! Aber nein! Wir haben geschwätzt, anstatt zu handeln, und der Feind macht sich über uns lustig. Bentivoglio, der uns seine Hilfe versprochen, stellt sich tot; Guidubaldo läßt sich zu Urbino beglückwünschen und rührt sich nicht. Die Florentiner haben uns nicht einmal einer Antwort gewürdigt! Was mich anlangt, so beurteile ich unsere Aussichten sehr übel.

ORSINI: Soll ich frei herausreden? Du bringst mich um mit deinen Jeremiaden! Freischärler im Harnisch und mit dem Schwert an der Seite so lamentabel unken zu hören, könnte einen Hund jammern!

VITELLOZZO: All deine Eisenfresserei und dein Geprahle ändern nichts an der Wirklichkeit der Dinge. Wenn du der hänfenen Braut vermählt, gerädert oder vergiftet bist, wird dir's gut anstehn, den wilden Mann gespielt zu haben.

GRAVINA: Friedlich! friedlich, Kameraden! Wäre es nicht besser, wenn wir uns freundschaftlich über den besten und sichersten Entschluß verständigen würden, den wir fassen wollen?

VITELLOZZO (*erhebt sich, geht erregt durch den Zeltraum und erhebt die Arme zum Himmel*): Beim Himmel! wie blind die Menschen doch sind! wie hitzig sie doch in ihr Verderben rennen! Welcher Wahnsinn hat uns erfaßt, uns leichtherzig in ein so übel überlegtes Unternehmen zu stürzen!

OLIVEROTTO: Pah! Nichts war vernünftiger, ja nichts notwendiger! Wir stehen im Solde des Valentino, das ist wahr, — aber wozu? Es ist ihm gestattet, die von uns eroberten Gebiete zu besitzen, aber wir müssen uns darin einrichten und sie beherrschen. So haben wir die Dinge verstanden! Wir befehligen unsere Truppen; sie bedürfen des Soldes, — er liefert ihn uns. Nichts einfacher als das! Aber die wahren Herren, das sind wir; ich erlaube ihm nicht, sich den Anschein zu geben, als vergäße er es, — und da will er nun den Herrscher spielen? Daß ich nicht lache!

ORSINI: Ganz meine Ansicht! Ihr redet wie ein Bischof, Oliverotto. Geld und Vergnügen für unsere Leute! Vergnügen und Geld für uns, und den Teufel für die ganze Welt! Freischärlerführer dürfen nur nach dieser Lebensform trachten, nur sie wollen und dulden!

OLIVEROTTO: Und wir haben tausendfach Ursache gehabt, uns zu ärgern, wenn wir sahen, wie dieser Valentino sein Interesse

und nicht das unsere suchte! Aber wie? Will er nicht regieren? den Fürsten spielen, den wahren Fürsten?

VITELLOZZO: Soviel steht fest, daß er seinen Offizieren den Hals abschneidet, wenn sie den Bauern für sich selbst und nicht für ihn plündern.

ORSINI: Seine Offiziere, über die ist er wohl Herr; aber er hat es gewagt, mir wegen der Einäscherung eines Dorfes auf das allerunziemlichste zu drohen! Ein Cesare Borgia! ein Mensch von niedriger Herkunft, ein Hundsfott, ein Dreckbatzen, der ein kleiner Sforza werden will!

GRAVINA: Der war doch wenigstens Kondottiere, wenn er auch nicht Edelmann war.

OLIVEROTTO: Ah! Ihr verrechnet Euch sehr mit dem Bastard Alexanders VI.! Im übrigen pfeife ich auf das, was er ist oder nicht ist! Weder Zepter, noch Gesetz! Unser gnädigster Wille, das genügt! Wir werden gut tun, nicht auf unsere Pläne zu verzichten!

VITELLOZZO: Welches sind sie, Eure Pläne?

ORSINI: Ei, zum Teufel! unsere Pläne . . . das sind immer unsre Pläne! Den Valentino zur Rolle eines ergebenen Dieners herabdrücken, nichts weiter. Wenn er widerstrebt, wird er abgedankt, — das sind unsere Pläne!

VITELLOZZO: Einverstanden; aber sie sind mißglückt! Ihr habt weder Entschiedenheit, noch Festigkeit, noch Geschwindigkeit bewiesen.

OLIVEROTTO: Der Teufel erwürge dich!

GRAVINA: Ruhe! Ruhe! ich beschwöre euch! Einigen wir uns! Überlegen wir! beschließen wir etwas, so wenig es auch sei!

Ein Offizier tritt herein.

DER OFFIZIER: Eure Exzellenzen, der Kapitän Don Michele ist aus dem Lager des Valentino eingetroffen. Er wünscht bei euch vorgelassen zu werden.

ORSINI: Ei! Michele ist's! der kleine Michele? Das ist ein braver Bursche!

VITELLOZZO: Jawohl, für seinen Herrn zu allen Schandtaten bereit ist er!

GRAVINA: Ich bin neugierig zu erfahren, was er uns wohl zu sagen haben mag.

VITELLOZZO: Wenn Ihr ihn anhört, wird er sich Eures Vertrauens bemächtigen, indem er Lügen auf Falschheiten häuft, wie einst die Titanen beinahe den Himmel erstiegen haben, indem sie den Pelion auf den Ossa türmten! Ich will ihn nicht empfangen!

OLIVEROTTO: Aber ich! Führt Don Michele herein!

Michele tritt ein und küßt die vier Kondottieri der Reihe nach.

MICHELE: Guten Tag, guten Tag, erlauchte Herren, meine lieben, meine vortrefflichen Herren! Ich bin entzückt, euch alle so wohl auf zu sehen!

DIE KONDOTTIERI: Danke, Don Michele! Euch scheint es auch nicht schlecht zu gehen?

DON MICHELE: Ach! nichts als Sorgen, ich schwöre es Euch! Seit Ihr und er Euch nicht mehr zu verstehen scheint, ist der gnädige Herr sehr niedergeschlagen und läßt uns recht trübselig dahinvegetieren.

ORSINI: Die Pest ersticke ihn, Euern gnädigen Herrn! Er ist ein Mensch ohne Treu und Glauben.

DON MICHELE: Wieso denn, bitte?

ORSINI: Er will den Despoten spielen, und wenn er mit unserer Hilfe dazu gelangt ist, werden wir alle Mächte Italiens auf dem Pelz haben und als schlimmsten Gegner ihn selbst, der zuletzt, obschon er uns alles verdankt, seinen Frieden auf unsere Kosten machen wird. Liegt das nicht auf der Hand?

DON MICHELE: Da ich nicht hierhergekommen bin, euch in Illusionen zu wiegen, noch zwecklos auf unhaltbare Beschuldigungen zu antworten, so laßt uns bitte Ordnung in unsere Reden bringen. Um bei Euch anzufangen, Signor Pagolo, was wollt Ihr mit Euern Klagen? Ist Euch der Sold nicht regelmäßig, ja sogar vor der Zeit, ausgezahlt worden?

ORSINI: Ich . . .

DON MICHELE: Verzeiht mir, mein guter, mein liebenswerter Pagolo! Ihr könnt mir sogleich antworten, was Euch gut dünkt und so ausführlich wie es Euch paßt; zunächst aber müßt Ihr wissen, mit wem Ihr es in meiner Person zu tun habt, — und darum muß ich mich erklären. Ich bin ein freimütiger, aufrichtiger, ehrlicher, gerader, schlichter Mann, der keine Umschweife macht! Ich schwöre es Euch bei der echten Freundschaft, die ich für Euch hege, und bei meiner ewigen Seligkeit, um die ich nicht kommen möchte!

Warum sollte ich Euch denn etwas sagen, was nicht aufs Haar stimmte? Habt Vertrauen zu mir, alle vier, und laßt mich frei vom Herzen weg zu Euch reden! Nein, Pagolo, nein, Kamerad, der Herzog hat Euch nicht das leiseste Unrecht getan; im Gegenteil, er hat Euch ganz besonders geliebt und geehrt, und genau so ist er dem Hause Orsini und dem Hause Vitelli gegenüber verfahren. Und was ich Euch für Euch bezeuge, das beschwöre ich ebenso für diese übrigen Kapitäne. Was die Vergangenheit betrifft, habt Ihr meinem Herrn nichts vorzuwerfen.

OLIVEROTTO: Ich bitte Euch tausendmal um Verzeihung, Michele, aber . . .

DON MICHELE: Geduld! Geduld! Laßt mich zu Ende kommen! In der Vergangenheit, wiederhole ich, hat Euch nichts Anlaß zur Verstimmung gegeben. Aber die Zukunft? Ah! Ihr fürchtet die Zukunft? Ihr glaubt, der Herzog sei so sehr darauf aus, allein zu herrschen, daß es ihm begegnen könnte, Eure Dienste zu verkennen?

GRAVINA: Das wäre nicht unmöglich.

VITELLOZZO: Ich für meine Person würde mich nicht darüber wundern.

DON MICHELE: Ich aber würde mich sehr darüber wundern. Von der Undankbarkeit ganz abgesehen, wäre es dermaßen sinnlos und ungeschickt . . . Überlegen wir doch ein wenig. Der Herzog wird von den Franzosen gestützt?

OLIVEROTTO: Wieso, gestützt? Sie sind es doch, die ihn aus dem Lehm geschaffen haben, wie Gott Adam geschaffen hat!

DON MICHELE: Ja, aber was hat Adam getan? Er hat unverweilt gegen Gott ein Komplott geschmiedet, weil man seinen Schöpfer niemals liebt, dieweil er ein zu demütigender Gebieter ist. Versteht Ihr das?

VITELLOZZO: Um sich die Franzosen vom Halse zu halten, rechnet er auf den Papst.

DON MICHELE: Und wohl auch auf die Unsterblichkeit des Papstes? Wird Alexander VI. denn ewig leben? Steht Ihr uns dafür? Nein! Wenn man Seine Heiligkeit einmal in die Grube senkt, müßten wir also damit einverstanden sein, uns ebenfalls hineinzulegen? Ihr täuscht Euch, wir wollen leben, und um das zu tun und zu herrschen, rechnen wir auf Euch und auf niemand anders!

ORSINI: Das ist uns neu.

DON MICHELE: Ich bin vielleicht zu offenherzig, ich bitte Euch daher auf alle Fälle: sagt dem Valentino meine Worte nicht wieder. Sie müssen unter uns bleiben. Was ich Euch da versichere, ist die reine Wahrheit. Wir suchen weder, noch wollen wir andere Freunde als Euch! Denn, um Euch alles zu sagen, was ich denke: es wird einmal der Tag kommen, da wir mit den Florentinern werden brechen müssen, wenn wir auch gegenwärtig zusammenarbeiten.

DIE VIER KONDOTTIERI (*gleichzeitig*): Was erzählt Ihr uns da? Ihr steht gut mit den Florentinern? Seid Ihr Eurer Sache gewiß?

DON MICHELE: Aber gewiß! Einer ihrer Sekretäre, Messer Niccolò Machiavelli, ist in diesem Augenblicke bei uns. Ihr könnt Euch leicht davon überzeugen und . . .

ORSINI: Warum haltet Ihr inne? Heraus mit der Sprache! Michele, verschweigt uns nichts! Wir sind doch stets Freunde gewesen!

DON MICHELE: Nein! ich darf Euch nicht sagen, was ich auf der Zunge hatte. Ich lasse mich zu sehr gehen vor Euch! Ihr werdet nicht verfehlen, dem Valentino das eine oder andere meiner Worte wiederzusagen. Sei es auch noch so wenig, für meine Sicherheit wäre es schon zu viel! . . . Nein! . . . Sprechen wir von etwas anderem! . . . Dringt nicht in mich, ich bitte Euch darum! . . . Seht! Es ist mein Verderben, wonach Ihr trachtet! . . . Nein, hundertmal nein! . . . Meine Freunde, tut mir den Gefallen! . . . verständigen wir uns! Ich will Euch nur eine Einzelheit erzählen . . . eine einzige . . . Ihr müßt aber reinen Mund halten. Schwört Ihr?

DIE VIER KONDOTTIERI: Bei unsrer Ehre und bei allen Evangelien!

DON MICHELE: Gott! wie unrecht tat ich doch, mich gehn zu lassen! . . . Durch Messer Niccolò haben wir gehört, daß Ihr den Florentinern Bündnisvorschläge gemacht habt. Sie haben dem Valentino Eure eigenen Briefe geschickt und Geld und Truppen angeboten; sie haben an Giovanni Bentivoglio geschrieben, wenn er die unglückliche Absicht hätte, Euch sein Wort zu halten, würden sie sich sofort gegen ihn wenden. Das ist's, was ich Euch

anvertraue . . . Mehr werdet Ihr nicht erfahren, und solltet Ihr bis morgen in mich dringen. Übrigens kann ich gar nicht sagen, wie sehr mich all dies bedrückt!

VITELLOZZO: Mir ist unerfindlich, was dich so sehr betrübt. Die Bologneser verraten uns, nach deinen Worten zu schließen; die Florentiner sind Judasse, ein ganzes Korps schwerer Reiter folgt Euern Fahnen; du machst dich wohl lustig über uns mit deinem Getue?

DON MICHELE: Und in sechs Monaten, — was soll dann aus uns werden? Mit soviel Feinden auf dem Halse werdet Ihr sicherlich schon in wenigen Tagen aufgerieben werden. Alle Städte verabscheuen Euch, und solltet Ihr Euch auf die Seite der Spanier schlagen wollen, so werdet Ihr alle Wege versperrt finden. Aber wir? Was winkt uns in den Händen so vieler Beschützer? Ach! Ihr habt sehr unrecht gehabt, Euch zu empören. Denkt an das Gleichnis des Menenius, das genau auf Euch paßt.

ORSINI: Das Unglück ist nun einmal geschehen.

VITELLOZZO: Wenn man doch auf mich gehört hätte!

OLIVEROTTO: Ihr scherzt, Messer Vitellozzo! Ihr wart der Rabiatesteste!

VITELLOZZO: Ich erkläre Euch, daß ich mir diese anmaßende Art verbitte! Ihr vergeßt Euch!

GRAVINA: Gemach! Vertragt Euch! Ich bitt' Euch, keinen Streit!

DON MICHELE: In der Tat, gestritten habt Ihr Euch nachgerade genug! Jetzt täte es not, sich zu verständigen.

VITELLOZZO: Geschehen ist geschehen. Wir hätten vielleicht klüger getan, uns ruhig zu verhalten; aber es gibt keine Torheit, die nicht eine Lappalie wäre gegen die, uns hintergehen zu lassen. Ich kenne die Lockungen des Messer Borgia! ich kenne sie! ich kenne sie! Er sieht in der ganzen Welt weder Freunde, noch Feinde, sondern nur Marionetten, und keine einzige ist von ihm in Bewegung gesetzt worden, ohne daß er sie zerbrochen hätte.

DON MICHELE: Vielleicht habt Ihr recht; in diesem Falle führt Krieg mit ihm! Auf der einen Seite stehen der Papst, der König, die Florentiner; morgen die Bologneser; übermorgen alle Städte, alle Gemeinden, alle Parteien, alle Herren der Romagna, Euern Genossen Petruccio von Siena und selbst Giampagolo Baglioni von

Perugia einbegriffen. Auf der andern bemerke ich die Häuser Vitelli und Orsini, und dabei muß man in Anschlag bringen, daß die Klügeren unter Euch in Rom, in der Gewalt des Papstes sind. Aber vielleicht ist der Erfolg auf Eurer Seite.

ORSINI: Es sind noch keine acht Tage her, da haben wir Eure Leute bei Fossombrone geschlagen.

DON MICHELE: So schlägt uns denn weiter.

OLIVEROTTO: Setzen wir einen Augenblick den Fall, wir wären geneigt, uns zu vergleichen, hättest du uns dann einen vernünftigen Vorschlag zu machen? Ich meine Vorschläge, die geeignet sind, uns vor dem rachsüchtigsten aller Menschen zu sichern, ganz und gar, vollkommen zu sichern?

DON MICHELE: Ich verstehe nicht recht, welche Gefahr Ihr laufen könntet, da Ihr doch, wie ich sehe, an der Spitze Eurer eigenen Truppen steht. Ihr habt, denke ich, nicht die Absicht, Euch von ihnen zu trennen?

GRAVINA: Sicherlich nicht! Aber Ihr, Ihr habt gleichfalls Truppen, und wenn wir uns infolge eines übel angebrachten Vertrauens überrumpeln ließen . . .

DON MICHELE: In diesem Falle, ich wiederhole es euch, wären wir unsern Feinden auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert, und ich glaubte euch unsern Widerwillen in dieser Beziehung zu erkennen gegeben zu haben. Was ihr getan habt, hat außerdem den Herzog nicht so geärgert, wie ihr euch auszumalen beliebt. Er hat sich nicht in großer Gefahr geglaubt; er hat wohl gemerkt, daß ihr ihn in Imola geschont habt; überdies weiß er schon seit langem um die gehässigen Maßnahmen der Florentiner gegen eure Familien. Im Grunde betrachtet er euer Verhalten als einen recht unbesonnenen Streich sehr wenig überlegter wackerer Soldaten. Ihr seid nicht verpflichtet, tiefe und vorausschauende Politiker zu sein, ihr edlen Herren. Wollt ihr einen reicheren Sold, einen glänzenden Hof, schöne Feste, eine freundliche Aufnahme? Nun, so kehrt zu uns zurück; ihr findet offene Arme. Vor allen Dingen: setzt euch nicht alles mögliche in den Kopf; ihr seid bei weitem nicht so große Übeltäter wie ihr fürchtet! . . . Jetzt aber, bis ihr einen Entschluß gefaßt habt, gestehe ich euch, daß ich ganz gerne etwas zu Abend essen würde . . .

ORSINI: Ich nehme dich in mein Quartier mit, wenn du willst.

DONMICHELE: Nein! nein! macht euch meinetwegen keine Umstände! Beratet weiter; der erste beste wird mir den Weg zeigen.

GRAVINA: Orsini kann mit Euch gehen. Heute abend oder morgen früh werden wir Zeit haben, von all diesen Dingen zu sprechen. Genug des Kopfzerbrechens für eine Sitzung!

VITELLOZZO: Ich gestehe, daß mir der Kopf brummt; ich kann nicht mehr.

DON MICHELE: Ihr werdet aber, meine lieben Herren, meine Freunde, meine guten Freunde, euer Versprechen nicht vergessen, nicht wahr? Ihr werdet dem Herzog nichts davon verraten, was ich ausgeplaudert habe? Ich habe das Herz auf der Zunge gehabt, sehr unbedachterweise, wie ihr wißt, doch ohne böse Absicht, — der Himmel ist mein Zeuge.

DIE VIER KONDOTTIERI: Mach dir keine Sorge, wir sagen nichts, alter Fuchs.

Cesena

Das Kabinett Cesare Borgias. — Der Herzog, mehrere Vertraute, Kuriere und Sekretäre. Einige schreiben eilig Depeschen; andere stehen und umgeben ihren Herrn.

DER HERZOG: Keine Kuriere?

EIN SEKRETÄR: Nein, Hoheit, noch nicht!

DER HERZOG: Man melde mir sogleich, wenn einer kommt. Wir wollen keine Zeit verlieren. Antonio, du bist bereit?

ANTONIO: Jawohl, Hoheit, mein Pferd steht vor der Tür.

DER HERZOG: Suche in meinem Namen die Bauern des Apennin auf. Wende dich vorzugsweise an die Cerroni, und unter diesen an die Familien Ravagli. Wenn die Rinaldi dich anhören wollen, bezeigst du dich ihnen natürlich freundlich; mehr Einfluß habe ich aber auf die andern. Auf jeden Fall: vernachlässige niemand und mach' mir soviel Freunde, wie du irgend kannst.

ANTONIO: Jawohl, gnädiger Herr.

DER HERZOG: Versprich Geld, versprich Gerechtsame, versprich vor allem Rache und die Plünderung der Städte, die sich nicht sofort unterwerfen und mich dadurch zwingen, sie mit Sturm zu nehmen.

ANTONIO: Jawohl, gnädiger Herr. Der Bauer liebt es sehr, die Städte zu plündern.

DER HERZOG: Rede ihm vor, was ihm behagt. Trage auch Sorge, den Baronen zu schmeicheln, die mit den Bauern gut Freund sind und ziehe ihrer soviel wie möglich auf unsere Seite herüber.

ANTONIO: Ich kenne sie alle, und wenn ich ihnen Hoffnung auf die Vernichtung der Freischärler mache . . .

DER HERZOG: Tu, was du kannst, ich heiße alles gut; leb wohl! Nun zu dir, Alfonso!

ALFONSO: Zu Befehl, gnädiger Herr.

DER HERZOG: Geh nach Forli. Ich muß dort die Guelfen für mich gewinnen. Biete ihnen daher meinen Schutz gegen die Ghibellinen an. Da diese die Stärkeren sind, wollen wir jene, die eines Bündnisses mehr bedürfen, an uns fesseln. Ein Gleiches wirst du tun, wenn du nach Faenza und Ravenna kommst, gerade das Umgekehrte aber in Rimini, wo die Guelfen die Oberhand haben. Dort bearbeitest du vor allem die Ghibellinen. Geh' jetzt! Und ihr da, habt ihr eure Weisungen?

MEHRERE VERTRAUTE: Jawohl, gnädiger Herr!

DER HERZOG: So geht denn und bringt Erfolge heim!

Sie gehen ab.

Dich, Martino, will ich nach Urbino schicken. Folgendes mußst du tun, damit man mir Guidubaldo tötet oder davonjagt. Pass' gut auf!

Auf dem Platze vor der Zitadelle. — Die französischen schweren Reiter und Bogenschützen spielen Kegel und Bockspringen.

Ein schwerer Reiter geht mit zwei Bogenschützen an derselben Stelle auf und ab, wo Don Michele und Monsignor Burkard gingen.

DER SCHWERE REITER: Ich aber sage dir, daß die Eyquem eine der guten Familien von Bordeaux sind, und als der Vater das Schloß Montaigne kaufte, da hieß es allgemein: Um so besser, das ist ein gutes Geschlecht!

ERSTER BOGENSCHÜTZE: Ja, aber keins von den ersten der Stadt. Die Lestonnac sind weit älter!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Sie mögen älter sein, aber die Colomb sind es noch mehr. Das hab' ich meinen Vater immer sagen hören.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Dagegen läßt sich nichts sagen. Es scheint, daß sie Bürgermeister und Schöffen ihres Namens zur Zeit der Engländer gehabt haben!

DER SCHWERE REITER: Das hat man mir auch versichert! Eine gute Zeit, die Zeit der Engländer! Die Stadt zahlte keinerlei Abgaben; es gab keine Zölle, und der Wein kostete sogut wie gar nichts!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Möchtest du jetzt wieder englisch werden?

DER SCHWERE REITER: Beim Kap Saint-Fort! Ich würde werden, was man wollte, vorausgesetzt, man ließe mich wieder nach Mailand, wo ich ein kleines Fräulein zurückgelassen habe, dem mein Schnurrbart gar wohl gefiel.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Tatsache ist, daß man hier so gut wie gar kein Vergnügen hat; man schlägt sich so gut wie gar nicht und möchte umkommen vor Langerweile, daß man von früh bis spät die gelben Gesichter dieser Lumpenkerle von Italienern sehen muß. Kerle zum Lachen dumm! Das versteht kein Wort französisch, das trinkt nicht, das tanzt nicht, das hat genau soviel Verstand wie mein Gaul!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Ohe, Jeannot, sei vergnügt, mein Junge! Da! nimm das, damit du wieder munter wirst! *Er schlägt ihm seine Kappe herunter; die Bogenschützen und der schwere Reiter stoßen und schlagen sich unter schallendem Gelächter.*

Sinigaglia

Das Lager der Freischärler. — Das Zelt Pagolo Orsinis. — Pagolo hat eben mit Don Michele zu Abend gegessen. Diener räumen ab und ziehen sich zurück.

DON MICHELE: Ihr habt alle eine erhitzte Einbildungskraft, und keiner sieht die Dinge, wie sie sind. Der Herzog ist nicht der mildeste Mensch von der Welt, das ist richtig, darum ist er aber noch nicht der wenigst kluge, und deshalb kommt es auch ihm nicht in den Sinn, sich um das zu bringen, was Ihr ihm wert seid, indem er Euch hart behandelt.

ORSINI: Wenn wir ihn anhören, ist es um uns geschehen! Du wirst mich nie vom Gegenteil überzeugen. Vitellozzo hat in diesem Punkte gewiß recht.

DON MICHELE: Vitellozzo ist ein Esel, der sich für einen Löwen hält, weil er sich schlägt wie keiner. Das ist ein hübsches Talent, es genügt aber nicht für alles. Doch zur Sache! Du glaubst also, daß der Herzog dir sehr übel will?

ORSINI: Ja, ich glaube es!

DON MICHELE: Hier der Beweis. Er schickt dir diese Kette.

ORSINI: Donnerwetter! Rubine und Saphire! Hübsche Fassung! Florentiner Arbeit! Hab' ich recht?

DON MICHELE: Für einen Haudegen hast du ein feines Verständnis.

ORSINI: Ja Ihr, Ihr Hofleute! Ihr glaubt, Ihr hättet allein das Recht, die göttlichen Musen zu lieben und das wahrhaft Schöne zu begreifen! Wenn diese Kette nicht das Werk Robettas ist, was mich sehr wundern würde, so setze ich meine Venus, das vollkommenste Gemälde Guidos von Bologna, gegen dein Gläserbecken Guillaumes von Marseille, daß es die Arbeit Giovannis di Goro ist!

DON MICHELE: Das Gläserbecken ist dein; denn die Kette ist in der Tat von Robetta. Wir verstehen uns aufs Auswählen bei Hofe, gesteh's nur!

ORSINI: Wie geht es dem Grafen Castiglione?

DON MICHELE: Stets der getreue Diener des Hauses Orsini.

ORSINI: Wir lieben ihn um solcher Gefühle willen. Aber ich kann nicht mehr. Einen geschlagenen Tag im Sattel und Posten visitiert! Wie ärgerlich sind doch diese Mißverständnisse! Legen wir uns schlafen, willst du?

DON MICHELE: Ob ich will? Ich schlafe im Stehen!

ORSINI: Wenn du heute abend dem Herzog schreibst, so versäume nicht, Seiner Hoheit zu versichern, daß man ihn in bezug auf mich getäuscht hat . . . Doch nein, lieber nicht, sag' ihm gar nichts! . . . Ich möchte nicht, daß er glauben könnte . . .

DON MICHELE: Geh, großes Kind! Ich werde ihm sagen, daß du sein Freund bist, wie er der deine ist. Gute Nacht!

Cesena

Das Kabinett des Valentino. — Don Cesare Borgia; Machiavelli; Bautista.

BAUTISTA: Gnädiger Herr, eine Depesche.

DER HERZOG: Schön! gib sie her! Messer Niccolò, ich will nicht, daß der Signorie von Florenz irgendeine Einzelheit meines Streites mit den Kondottieri verborgen bleibe. Seht hier, was Don Michele mir schreibt.

Er reicht Machiavelli die Depesche, der sie liest.

Ihr seht, daß Pagolo Orsini auf dem Wege ist, zu vermitteln und seine Kameraden zurückzuführen. Vitellozzo widerstrebt; indes, er wird es machen wie die andern, er wird kommen wie die andern . . . ich werde ihn haben, hier, in meiner Gewalt, Messer Niccolò, wie die andern!

MACHIAVELLI: Ich sehe es wohl, Hoheit! er wird dahin gelangen! sie werden alle kommen! . . . Mit jeder Minute fällt ihr Herz tiefer, und ihr Kopf . . . ach! ihr Kopf hat sie bereits im Stich gelassen! Ich sehe, sie schlagen Euch vor, Euch mit ihnen zu vereinigen, um uns zu bekriegen.

DER HERZOG: Sie wissen nicht, was sie aussinnen sollen! . . . Da sie meine Weigerung voraussehen, unterbreiten sie mir einen andern Plan.

MACHIAVELLI: Sinigaglia zu nehmen und Euch zu übergeben?

DER HERZOG: Ich werde ihnen antworten, sie sollten den Platz zur Übergabe auffordern, und ich käme ihnen zu Hilfe, — und in der Tat, ich werde gehen.

MACHIAVELLI: Habt Ihr denn Leute genug, um in den Händen dieser Gesellen in Sicherheit zu sein?

DER HERZOG: Genug Leute? . . . Ich habe ihnen sagen lassen (denn sie waren es, die Furcht hatten!), ich würde alle Truppen bis auf die Kompagnie des Herrn de Candalle und eine kleine Zahl italienischer Reiter aus meiner Umgebung fortschicken. Ich habe Wort gehalten. Vor einer Stunde ist alles abgezogen.

MACHIAVELLI: Ihr wollt Euch auf diese Weise in Gefahr begeben, gnädiger Herr?

DER HERZOG: Es gibt Augenblicke, wo der sicherste Ort auf der Welt der vor dem Rachen des Löwen ist! Eines Tages werdet Ihr es verstehen. Ihr seid noch jung.

MACHIAVELLI: Ich bin gespannt, welche Gesinnung Ihr diesen Verrätern gegenüber zeigen werdet.

DER HERZOG: Ich werde ganz Sanftmut sein, Messer Niccolò, ganz Milde! Ihr lacht!

MACHIAVELLI: Ich lächle, Hoheit, weil der Honig Eurer Worte so wenig zu dem Feuer Eurer Blicke stimmt.

DER HERZOG: Die Staatshändel sind schwerwiegende Dinge, Messer Niccolò; man darf sich dabei nicht schlaff zeigen. Was gibt's, Bautista?

BAUTISTA: Gnädiger Herr, ein Billett!

DER HERZOG (*lesend*): Meiner Treu! unser Spiel läßt sich gut an! Bentivoglio bietet mir seine Freundschaft und eine Familienverbindung an.

MACHIAVELLI: Signor Giovanni hat indes nicht sehr viel Empfindung für Familienbeziehungen.

DER HERZOG: Er ist ein handfester Mann. In einer Nacht hat er die Meute seines Gegners tapfer aufgerissen. Zweihundert Windhunde auf einen Schlag! Das kann einem Frischling nur Ehre machen. Aber diese Leute aus den alten Familien verraten stets irgendwie die abgelebte Kreatur! Es genügt nicht, sich auf das Erdolchen und Erdolchenlassen zu verstehen! Dem Bentivoglio fehlt's an Verstand, und er hat noch nie folgerichtig zu denken vermocht... Da seht Ihr's! er läßt die Hand meiner Freischärler fahren!

MACHIAVELLI: Ihr habt diese Woche einen tüchtigen Weg gemacht!

DER HERZOG: Allerdings! Bleiben wir nicht auf halbem Wege stehen. Schreiten wir fest und geschwind gerade aus... Man gibt das Signal zum Aufsitzen. Wir brechen sogleich nach Sinigaglia auf.

MACHIAVELLI (*nachdenklich*): Es ist sehr wahrscheinlich... sehr wahrscheinlich... die Leute werden verrückt genug sein, Euch zu erwarten.

DER HERZOG: Wie! ob sie mich erwarten werden!... Sie werden mir sogar entgegenkommen, zweifelt nicht daran! Das Schicksal leitet den Menschen, oder es zerrt ihn. Ich habe sie zwanzigmal überlistet und hundertmal getäuscht! Sie wissen, wie wenig die Nebenrücksichten in meiner Hand wiegen, und seht, wie dennoch ihre Vernunft mit jeder Minute mehr ins Wanken

gerät! Die Florentiner wollen nichts von ihnen wissen! Gestern hat es ihr Freund Guidubaldo vor der Flammensaat meiner Aufreizungen mit der Angst bekommen und ist aus Urbino geflüchtet. Heute kehrt sich der Bentivoglio gegen sie. Die innere Unruhe benimmt sie, meine vier Helden! Don Michele bearbeitet sie; er betäubt Gravina mit Beweisgründen, Vitellozzo mit Schmeicheleien, Orsini mit Geschenken, Oliverotto mit versteckten Drohungen und Scheinversprechungen; alle miteinander aber wickelt er mit Beteuerungen ein, und, was wunderbar, aber, glaubt mir, gewiß, ganz gewiß, konsequent und in ähnlichen Fällen bewiesen ist: obwohl diese vier Eisenfresser aufs Haar genau wissen, welchen Wert sie meinem Entgegenkommen und meinem Erbarmen beimessen sollten, so werden sie kommen, werden gerannt kommen, sage ich Euch, blindlings mir zwischen die Beine; nichts kann sie davor retten. Ihre Natur und der Himmel wollen es so!

MACHIAVELLI (*streicht sich das Kinn*): Wahrlich, es gewährt einen packenden Reiz, die Welt zu studieren.

DER HERZOG: Auf denn, genug der Abschweifung! Zu Pferde! In Fano werden wir Halt machen. Dorthin, denk' ich, werden unsere Gegner kommen, mich um Gnade anzuflehen.

MACHIAVELLI: Wie Ihr befiehlt, gnädiger Herr.

Sinigaglia

Das Zelt der Orsini. — Pagolo Orsini, Vitellozzo Vitelli.

VITELLOZZO: Die Stadt ist genommen; das Kastell hingegen will sich nur dem Valentino persönlich ergeben. Soll ich dir sagen, was ich meine?

ORSINI: Nun?

VITELLOZZO: Der Schelm von Gouverneur ist vom Herzog selbst angewiesen worden, so zu handeln. Er steckt mit dem Borgia unter einer Decke.

ORSINI: Du witterst überall Ränke; vielleicht hast du recht. Aber was tun? Da wir wieder in den Sold des Borgia getreten sind, so können wir dergleichen Erklärungen nicht anfechten.

VITELLOZZO: Das Ergebnis wird sein, daß, obwohl wir mit Michele ausgemacht haben, daß wir in unserm Lager bleiben

sollten und er in dem seinigen, wir uns zwischen seinen Tatzten befinden werden; denn daß er kommen wird, ist gewiß.

ORSINI: Das ist klar. Ich tröste mich indes mit dem Gedanken, daß diese kritische Lage nicht lange andauern kann. Ich gestehe, daß ich beunruhigt bin; ich ziehe es vor, gleich zu wissen, woran ich bin. Der Herzog hat hoffentlich nur gute Absichten.

VITELLOZZO: Und was berechtigt dich zu dieser Hoffnung?

ORSINI: Soll er sich denn im Ernst mit den vier ersten Kondottieri Italiens überwerfen? Unser Beistand, unser Schutz ist Goldes wert! Unsere Köpfe, einmal abgeschlagen, würden nichts wert sein. Ferner haben wir diese beiden großen, berühmten, mächtigen Häuser der Vitelli und der Orsini hinter uns, die glänzendsten des römischen Landes, mithin der ganzen Welt. Wieviel Kardinäle, Bischöfe und Herren, die zu reizen nicht klug wäre!

VITELLOZZO: Wenn ich einmal umgebracht bin, gilt es mir gleich, ob derjenige, der es getan, unklug gehandelt hat.

ORSINI: Pah! die Unklugheit liegt darin, alles mögliche voraussehen. Überlassen wir uns dem Strome; mit einiger Geschicklichkeit werden wir ihn schräg durchschneiden und glücklich herauskommen.

VITELLOZZO: Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich voll düstrer Ahnungen bin.

ORSINI: Dann wirst du umkommen, ich hingegen, der ich Vertrauen habe, nicht.

Trompetenstöße. — Gravina, Oliverotto und Don Michele treten ein.

GRAVINA: Zu Pferde! Unsere Schwadronen sind aufgestellt.

ORSINI: Was gibt es?

GRAVINA: Der Herzog naht. Man sieht seine Kundschafter.

VITELLOZZO: Michele! Michele! . . . Du verrätst uns, Schurkel!

DON MICHELE: Wie! Ich verrate Euch? Erklärt Euch, Herr! Bin ich es, der zu entscheiden hat?

OLIVEROTTO: Er hat recht. Gravina und ich haben zum Aufsitzen blasen lassen. Da das Kastell sich nur dem Borgia ergeben will, ist es natürlich, daß dieser kommt. Es handelt sich um einen unvorhergesehenen Zwischenfall und um weiter nichts. Hast du Lust, dich zwischen dem Feinde und unserm Herrn fangen zu lassen?

VITELLOZZO: Ich weiß nicht mehr, woran ich bin; ich ver-

sichere Euch, ich schwöre Euch, wir sind verloren. Alle meine Warnungen werden umsonst gewesen sein. Auch die Trojaner wollten Cassandra und die Juden ihren Propheten nicht glauben! OLIVEROTTO: Hol' dich der Teufel! Du sprichst zu einem Manne, der sich auf Hinterhalte versteht; war ich's denn nicht, der Giovanni Fogliani, meinen Oheim, und seine Kumpanen töten ließ, während sie als richtige Pinsel friedlich bei mir zu Nacht zu speisen gedachten? Ihr geht dem Valentino höflich entgegen, während ich vor dem Tor der Stadt mit meinen Kompagnien Aufstellung nehmen werde. Wenn irgend jemand Miene macht, Euch anzurühren, so sind wir bei weitem die Stärkeren, und dann werden wir ja sehen!

DON MICHELE: Nichts einleuchtender als das. Man muß blind sein, um es nicht zu sehen, und wenn ein derartiges Übereinkommen uns einmal paßt, so dürft ihr überzeugt sein, daß wir es auch ehrlich meinen.

ORSINI: Das ist wahr. Vorwärts denn! zu Pferde! Der Herzog naht!

Das Gefilde vor Sinigaglia. — In einiger Entfernung im Hintergrunde das von den Fußtruppen der Freischärler besetzte Stadttor. Schwadronen in Schlachtordnung, Oliverotto mit seinen Offizieren an ihrer Spitze. Im Vordergrund die Schar des Valentino, den zur Rechten geschlossen aufgestellten Kompagnien der Kondottieri an Zahl unterlegen; der Herzog, Machiavelli, der Herr von Candalle, Baldassare Castiglione, Don Michele, Don Ugo, Marcantonio da Fano, Leniolo, Monsignore d'Allegri und andere Hauptleute, alle zu Pferde.

DER HERZOG: Michele!

DON MICHELE: Gnädiger Herr!

DER HERZOG: Bring' dein Pferd hier an die Seite des meinigen! Beuge den Kopf vor . . . Höre! Dort kommen sie, unsre Freischärler. Wenn ich mit ihnen gesprochen habe, so sollen zwei von Euch je einen von ihnen in die Mitte nehmen . . . um ihnen Ehre zu erweisen . . . Du verstehst mich wohl? . . . Und ihr werdet sie nicht mehr verlassen.

DON MICHELE: Nein, gnädigster Herr.

DER HERZOG: Was hat das zu bedeuten? Oliverotto ist zurückgeblieben?

DON MICHELE: Jawohl, Hoheit. Er steht dort hinten an der Spitze seiner Scharen: Sie haben diese Übereinkunft getroffen.

DER HERZOG: Reite hinter uns vorbei, mach' einen Umweg, sprengte zu Oliverotto und führe ihn her, — um jeden Preis! Du verstehst mich und hastest mir für ihn?

DON MICHELE: Aber, gnädiger Herr...

DER HERZOG: Du verstehst mich also nicht? ... Du hastest mir für ihn! Verliere keine Zeit; fort! fort!

Don Michele im Galopp ab. Die Kondottieri nähern sich und grüßen.

DER HERZOG: Seid willkommen, meine Freunde! Dem Himmel sei Dank gibt es kein Mißverständnis mehr zwischen uns. Ich hätte einigen Grund, euch wegen eurer Streiche zu grollen, aber, was verzeihen nicht Zuneigung und — ich darf es gestehen — wohlverstandenes Interesse! Eure Hand, Herzog von Gravina! Guten Tag, Vitellozzo! Guten Tag, Pagolo! Kommt an meine Seite! Ich fühle mich euch nie nahe genug. Meine Kraft liegt in den Lanzen meiner Freischärler.

GRAVINA: Wir haben gefehlt, gnädiger Herr, indem wir vergaßen, daß Ihr von dieser Gesinnung gegen uns beseelt wart. Wir werden unsern Fehler durch unsere Dienste wieder gut zu machen wissen.

DER HERZOG: Ich rechne fest darauf.

Zu den Höflingen.

Meine Herren, bemüht euch eifrig um unsere Gäste, und wenn ihr meine Freundschaft schätzt, so trachtet die ihrige zu gewinnen.

Die Kavaliers, die von Don Michele einen Wink erhalten haben, umringen die drei Kondottieri; Oliverotto erscheint mit Don Michele.

Ei! Signor Oliverotto, wo bleibt Ihr denn?

OLIVEROTTO (*ein wenig bleich*): Gnädiger Herr, ich war auf meinem Posten; ich hätte nicht gewünscht, daß irgendein verräterischer Streich der Leute im Kastell in diesen schönen Tag einen Mißklang brächte.

DER HERZOG: Wenn man aufrichtig ist, fürchtet man den Betrug nicht, und ich fürchte niemand. Gebt mir die Hand. Ich habe das Geschehene vergessen.

OLIVEROTTO: Danke, gnädiger Herr.

DER HERZOG: Obgleich wir ganz gemächlich plaudern, kom-

men wir doch vorwärts, und da haben wir auch schon, wie mir scheint, mein Quartier erreicht. Ich verdanke euch eine hübsche Stadt, ihr Herren Kapitäne!

GRAVINA: Wir möchten Euch deren tausend noch schönere geben, Hoheit.

DER HERZOG: An Gelegenheiten, diesen Wunsch zu erfüllen, wird es euch nicht fehlen. Steigen wir ab und gehen wir ins Quartier.

Der Herzog, die Freischärler und das ganze Gefolge steigen ab. Großes Gedränge und Gewühl.

Welcher Lärm! Ordnung, meine Herren! Nicht so hastig!... Monseigneur de Candalle, bitte auf ein Wort!

Er zieht ihn beiseite.

Eure schweren Reiter sind im Sattel geblieben?

DE CANDALLE: Jawohl, gnädiger Herr. Don Michele hat mir den Befehl überbracht.

DER HERZOG: Begebt Euch zu ihnen. Haut wuchtig auf die Freischaren ein, die von nichts etwas ahnen und ihre Führer nicht mehr haben. Die Beute ist Euer.

DE CANDALLE: Ich eile, gnädiger Herr! *(Ab.)*

DER HERZOG *(steigt die Treppe hinauf, gefolgt von den vier Kondottieri, die von allen Seiten von seinen Leuten umgeben sind. Er tritt in einen hohen Saal und dreht sich plötzlich um)*: Man verhafte diese Verräter und entwaffne sie!

OLIVEROTTO: Hah! Verruchter! *(Er wird durch einen Faustschlag zu Boden gestreckt. Die Höflinge und Soldaten werfen sich auf die andern und knebeln sie.)*

DER HERZOG: Führt diese Männer in das Nebenzimmer und laßt sie nicht aus den Augen... Ich möchte wissen, was Monseigneur de Candalle macht.

DON MICHELE *(an einem Fenster)*: Die Freischaren haben den Aufprall nicht abgewartet. Sie fliehen Hals über Kopf, und die Franzosen, die ein großes Blutbad unter ihnen anrichten, lösen sich auf und fangen an, die Häuser der Stadt zu plündern.

DER HERZOG: Eilt und laßt ein Dutzend von diesen Barbaren aufknüpfen! Ich leide es nicht, daß irgend jemand sich etwas erlaubt, was ich nicht anordne. *(Don Michele eilends ab.)* Wo ist Michelotto?

MICHELOTTO (*Henker*): Hier, gnädiger Herr!

DER HERZOG: Hast du neue Stricke?

MICHELOTTO: Ganz neue; mein Beil, meinen Hieber und meine Gehilfen.

DER HERZOG: Geh' dort hinein! Ich will dich arbeiten sehn. Einer nach dem andern sollen sie erdrosselt werden! Ich werde dir zusehen!

Michelotto rollt seine Stricke auf, die er um die Hüften geschlungen hat und tritt in das Nebenzimmer.

Kommt, meine Herren, ein wenig Vergnügen nach soviel Unruhe!

Er überschreitet, von seinem Hofe gefolgt, die Schwelle; Stampfen, entsetzliche Aufschreie, dann Stille und Gelächter.

Das vom Herzog bewohnte Haus. — Terrasse mit Ausblick aufs Meer; Mondschein. — Nach dem Abendessen; der Herzog halb auf Kissen hingelagert; Machiavelli; Don Michele; Musiker, die eben eine Motette beendigen.

DER HERZOG: Ich bin ein großer Freund dieser neuen Musik. Wir leben in einem großen Jahrhundert, Messer Niccolò. Alles erneuert sich. Neulich abend hat man mir einen Abschnitt aus Virgil vorgelesen, sehr schön, wie das geringste Erzeugnis dieses göttlichen Geistes, und mir sind darin die folgenden Worte aufgefallen: „Eine majestätische Ordnung tritt ans Licht.“ Es scheint, daß dies damals der Fall war. Doch in welchem Grade trifft es in unsern Tagen zu! Diese Melodie, die soeben ausgeklungen, ist von der süßesten Melancholie erfüllt. — Geht, meine Kinder, ich bedarf für diesen Abend eurer Dienste nicht mehr. Gebt jedem einen Goldtaler. — Michele, bist du ganz sicher, daß man die französischen Plünderer, die sich an Sinigaglia vergriffen, aufgeknüpft hat?

DON MICHELE: Ja, gnädiger Herr. Vielleicht hat man des Guten etwas zu viel getan. Ihr hattet gesagt, ein Dutzend, ich fürchte aber, daß ihrer mehr geworden sind.

DER HERZOG: Der Scherz ist nicht schlecht. Und die Plünderung? . . .

DON MICHELE: Hörte im selben Augenblick auf, gnädiger Herr!

DER HERZOG: Das war's, worauf es ankam. Laß die Gerichteten herunterholen. Man vierteile sie und befestige in den verschiedenen Straßen der Stadt ein Stück von ihnen. Es ist gut, wenn die Untertanen wissen, daß ich es nicht dulde, daß man sie bedrückt.

DON MICHELE: Sie wissen es bereits, gnädiger Herr, und segnen Euern Namen.

DER HERZOG: Sie müssen es noch besser wissen und darum tu, wie ich sage. Ermangle außerdem nicht unter der Hand zu verbreiten, daß es mir Herzenssache ist, die Franzosen zu vernichten. Man kann den Haß gegen die Barbaren bei unserm Volke gar nicht genug anfachen und muß ihm noch die Verachtung gesellen. Geh, Michele!

Don Michele ab.

So hätten wir denn die Schwierigkeiten unserer Lage behoben, Messer Niccolò.

MACHIABELLI: Darf ich mich erkühnen, Eurer Hoheit eine Bemerkung zu unterbreiten?

DER HERZOG: Sprecht! spricht bitte frei heraus!

MACHIABELLI: War es, nachdem Ihr der Gerechtigkeit vor der Gnade den Vorzug gegeben habt, nicht ganz unbedenklich, die beiden Orsini hinzurichten? Ihr Haus ist mächtig.

DER HERZOG: Ich hatte nach Rom geschrieben. Heute morgen nun habe ich erfahren, daß der Kardinal, der Erzbischof von Florenz und Messer Jacopo von Santa Croce überrumpelt und verhaftet worden sind, wie ich es dem Heiligen Vater empfohlen. Ohne diesen Erfolg hätte ich die Dinge etwas in die Länge gezogen.

MACHIABELLI: Nunmehr scheint mir die Rechnung untadelhaft.

DER HERZOG: Vergegenwärtigt Euch, daß damit in Italien nicht vier Schelme weniger sind, sondern die vier bei weitem furchtbarsten Kondottieri. Nach ihnen bleibt nur Ausschuß. Man kann seiner ohne große Mühe Herr werden. Mit Hilfe von Eisen und Hanf habe ich eine schreckliche Wunde zum Vernarben gebracht. In einigen Jahrhunderten wird man sich gar nicht mehr vorstellen können, daß es jemals etwas Ähnliches gegeben hat! Die Truppenführer von keiner Partei, von keinem

Staate, von keiner Regierung abhängig! nach ihrer Laune den Fürsten dienend und Schaden zufügend, ihnen die Kraft ausaugend unter dem Vorwande des Soldes und die ihrer Untertanen unter allen Formen, auf die sie verfallen! Welche Ungeheuerlichkeit! welcher Widersinn! Und daraus gingen die Sforza hervor, die Mailand nahmen und dann die Carmagnola, der Schrecken Venedigs! Beim Heil meiner Seele, ich habe Euch allen den größten Dienst erwiesen, den Ihr verlangen könntet! MACHIAVELLI: Ohne allen Zweifel, gnädiger Herr, und Dank Euch, kann auch ich Virgils Wort: *Magnus nascitur ordo* wiederholen. Jetzt werdet Ihr Euer Werk vollenden, indem Ihr Truppen ausbildet, die nicht aus Banditen, sondern aus Bauernsöhnen zusammengesetzt sind, und die nicht so sehr ihren Führern wie ihren Herrschern gehorchen werden.

DER HERZOG: Ich brauche Zeit! Ich brauche Zeit, nicht um mich zu erholen, sondern um dem Verstande der Völker die Möglichkeit des Reifens zu geben. Wo gilt es nicht Wandel zu schaffen! Die Großen gilt es zu bändigen, die Kleinen zu zügeln, das Geld an sich zu ziehen und für alle diese Notwendigkeiten sichere und angemessene Mittel herauszufinden! Wieviel verschiedene Maßnahmen werden da nötig! Sie sind die Früchte des Willens; sie treiben, sie entwickeln sich, sie schlagen aus, dann entfalten sie sich. Beschleunigen wir die Ernte nicht übermäßig, sonst verkümmert sie. Zeit, Geduld; keine Schläffheit, keine Schläfrigkeit, aber auch keine Hast!

MACHIAVELLI: Nicht so sehr die andern als sich selbst im Zaume halten, ist das Verdienst des Starken.

DER HERZOG: Welch schöne Nacht! Seht, wie wunderbar die Wirkung ist, die der Reflex des Mondlichts auf den bewegten Fluten unter einem so weiten Horizont hervorbringt! Wir müßten einige von unsern Künstlern und Dichtern hier haben, unsern entzückten Sinnen so viele Wunder zu erklären... Was mögen das wohl für Feuer sein, die sich die Berge hinaufziehen?... Dort hinten meine ich.

MACHIAVELLI: Ich möchte glauben, daß es die zerstreuten Biwaks der von Herrn de Candalle auseinandergejagten Freischaren sind.

DER HERZOG: Da urteilt Ihr richtig. Diese armen Reptilien

suchen Löcher, in denen sie sich verbergen und mir entwischen können.

MACHIAVELLI: Eure Hoheit hat als Wappen einen Drachen, der Schlangen verschlingt.

DER HERZOG: Und da sagt man, es fehle mir an Aufrichtigkeit! Ja, ganz recht, einen Drachen, Messer Niccolò! Ich bin nicht, wie der klägliche Herzog von Mailand, eine armselige Schlange, die einen Säugling hinunterschluckt! Ich bin die lernäische Hydra, ein Ungeheuer, wenn man will, aber eines, das die Ungeheuer in Stücke zerreißt und verschlingt; und ich werde diese Fürsten aus Kot, diese Kondottieri aus unechtem Metall, die mir den Weg versperren, bis auf den letzten vernichten. Aus den Trümmern ihrer Nester will ich meinen Horst bauen, und es wird der Tag kommen, da vom Fuße der Alpen bis ans sizilianische Meer keine Herrschaft existieren wird als die meine.

Ferrara

Eine Loggia im herzoglichen Palaste. — Madama Lucrezia Borgia sitzt in einem Lehnstuhl mit goldenen Fransen und blickt in die Weite; neben ihr, gegen eine der Säulen, die das Dach stützen, gelehnt, Don Alfonso d'Este, ihr Gemahl.

ALFONSO: Wahrhaftig, Euer Bruder hat sich gut aus der Schlinge gezogen. Er hat den gordischen Knoten zuerst mit Vorsicht angefaßt; er hat ihn mit kundigen Fingern angefühlt, dann hat er ihn entschlossen gepackt und wie Alexander durchgehauen.

MADAMA LUCREZIA: Er ist jetzt weit stärker und sicherer denn je. Solche Krisen erheben diejenigen, die sie glücklich bestehen; folglich scheint es mir notwendig, daß Ihr vor dem Herzog von Valentinois auf der Hut seid.

ALFONSO: Findet Ihr nicht, Lucrezia, daß er allen Fürsten einen hervorragenden Dienst geleistet hat? Fortab werden wir, die wir das Zepter führen, die einzigen sein, die auch das Schwert führen.

MADAMA LUCREZIA: Das ist möglich, ich richte meine Aufmerksamkeit jedoch vor allem auf den Zuwachs an Macht

und Ansehen, den der Herzog von Valentinois gewonnen hat. Ich frage mich, wozu er ihn wohl benutzen wird.

ALFONSO: Zunächst wird er sicherlich seine Stellung in der Romagna befestigen, dann wird er für einige Zeit hinlänglich mit den Venezianern und den Aragonesen zu schaffen haben. So nach wird er unserer bedürfen, und ich werde ihm unsere Hilfeleistungen in der Weise zumessen, daß ich ihn hindere zu fallen, ohne ihn jedoch sicher auf seine eigenen Beine zu stellen.

MADAMA LUCREZIA: Ich glaube, daß Ihr keine richtige Vorstellung von Don Cesare habt. Er ist nicht der Mann, um so an den Trauben des Glücks herumzunagen. Ihr dürft als ausgemacht ansehen, daß er sich die Romagna auf eine Art sichern wird, bei der er niemand schont. Über ein kleines wird er einen großen Schlag führen, und ich bin überzeugt, daß seine gegenwärtigen Besitzungen ihn schon in diesem Augenblicke am allerwenigsten beschäftigen.

ALFONSO: Was soll er denn unternehmen? Wenn ich auch annehme, er sei noch so unermüdlich, so muß er sich doch die Zeit nehmen, sein Gleichgewicht zu sichern. Übrigens habe ich nichts von ihm zu fürchten, aus dem einfachen Grunde, weil wir beide den nämlichen Stützpunkt haben — nämlich Frankreich — und ich bin gewiß, daß Ludwig XII. einen Angriff auf mich nicht zulassen würde.

MADAMA LUCREZIA: Ich sage nicht, daß der Herzog von Valentinois daran denkt, Euch anzugreifen, ich schmeichle mir sogar keineswegs zu erraten, worauf er sinnt. Betrachte ich aber bei meiner genauen Kenntniss seiner Sinnesart die Dinge im großen, so bin ich sicher, daß er seinen Besitz nicht dadurch zu erhalten trachtet, daß er ihn stützt, sondern daß er ihn vergrößert. Er wird also irgendeinem seiner Nachbarn zu Leibe gehen — welchem, weiß ich nicht; fraglos aber wird er diesen Nachbar überwältigen, und ich sage mir, daß jedes Mehr an Macht, das er erlangt, ihn für uns furchtbar macht, schon deshalb, weil der Herzog von Valentinois, selbst wenn das Schicksal ihm den Erdball in die Hand legen sollte, niemals sagen wird: Es ist genug. Was nun Ludwig XII. angeht, so hat er sicherlich gewichtige Gründe, Euch treu zu sein, und Ihr könnt ihm viel nützen oder schaden, aber seine grenzenlose Schwäche für seinen Minister d'Amboise,

und der krankhafte Ehrgeiz, der diesen Günstling zur Tiara hiniht, die Geschicklichkeit ferner, mit der ihn der Herzog von Valentinois zu überzeugen gewußt hat, daß er allein beim Tode Alexanders VI. darüber verfügen würde, das ist mehr als genug, um meinem Bruder die Herrschaft über die Entschlieungen der Franzosen zu sichern. Ihr werdet mir entgegen, sie würden einen großen Fehler begehen, wenn sie sich dazu hergäben, ihn über die Maßen groß zu machen — aber mich dünkt, daß im Gewebe der menschlichen Dinge die Fehler zum mindesten den Einschlag geben.

ALFONSO: Eure Einwände machen mich betroffen. Es dämmert mir in der Tat, daß die Größe Don Cesares gefahrdrohend wird. Ich vermag indes noch nicht zu erkennen, welcher Art die Vorsichtsmaßregeln sein müssen, auf die ich mich einzurichten habe. Mißtrauen zeigen . . .

MADAMA LUCREZIA: Wäre das Schlimmste, was Ihr tun könntet. Im Gegenteil, Ihr seid der natürliche Verbündete Don Cesares, und es ist nicht ratsam, den Anschein zu erwecken, als vergäbet Ihr das.

ALFONSO: Ich habe bereits einen meiner Offiziere abgesandt, damit er ihm meine Glückwünsche anläßlich der Hinrichtung von Sinigaglia überbringe.

MADAMA LUCREZIA: Wie wäre es, wenn Ihr auf alle Fälle insgeheim die Venezianer, die Florentiner und selbst die Aragonesen warntet, auf ihrer Hut zu sein, da man nicht weiß, auf wen der Herzog von Valentinois sich werfen wird? . . . Auf diese Weise würdet Ihr die Kraft des Widerstandes erhöhen, ohne den Anschein zu erwecken, und einem Feinde einen Dienst erweisen, der es Euch später Dank wissen würde.

ALFONSO: Ihr habt recht, so will ich's machen.

MADAMA LUCREZIA: Jedenfalls könnt Ihr nicht schlecht dabei fahren. — Daß ich's nicht vergesse, Euch mit diesem Briefe hier zu unterhalten.

ALFONSO: Von wem kommt er?

MADAMA LUCREZIA: Von Eurer Schwester, der Markgräfin von Mantua. Ihr kennt doch den jungen Florentiner Bildhauer, Michelagnolo Buonarroti, der jetzt so viel von sich reden macht?

ALFONSO: Er macht wundervolle Sachen, und ich habe große Lust, ihn an unsern Hof zu ziehen.

MADAMA LUCREZIA: Nun gut! dieser Michelagnioło hat eine Amorstatue von solcher Schönheit gemacht, daß Lorenzo de' Medici ihm geraten hatte, sie für ein antikes Werk auszugeben. Der Kardinal von San-Giorgio, der sich ein wenig auf schöne Dinge versteht...

ALFONSO: Er ist ein Ignorant und ein ausgemachter Dummkopf.

MADAMA LUCREZIA: Ihr seid streng; in diesem Falle straft er Euch jedoch nicht Lügen. Er hat die Statue gekauft. Durch Zufall erfährt er darauf, daß sie modern ist. Ein großes Unglück! nicht wahr? Er speit Feuer und Flamme, und in seiner Verachtung eines Werkes, das nicht mehr würdig ist, von ihm angesehen zu werden, will er es verkaufen. Der Herzog von Valentinois bekommt Wind von der Sache. Ihr wißt, wie fein sein Geschmack ist; er kauft ungesäumt das verachtete Werk und hat es soeben Eurer Schwester zum Geschenk gemacht; sie erzählt mir die Geschichte und weiß sich vor Freude darüber nicht zu lassen.

ALFONSO: Ja, gewiß, man muß Michelagnioło hierherziehen. Er ist jung, er ist ein tüchtiger Künstler und wird dereinst eine der Zierden Italiens werden!

MADAMA LUCREZIA: Ich bin vollkommen Eurer Meinung. Außerdem muß unser Hof vor den andern den Vorrang behalten, und jetzt, da die Franzosen sich in Mailand eingenistet haben, sind alle die Männer von Geist und Wissen, die Lodovico Sforza mit soviel Kosten um sich versammelt hatte, ohne Asyl. Möchtet Ihr nicht Antonio Cornazano hier aufnehmen, der mir seine beiden Gedichte über das Leben der allerheiligsten Jungfrau und unseres Herrn gewidmet hat? und ferner Giorgio Robusto von Alessandria, der mir seine Dichtungen zugeeignet hat?

ALFONSO: Seid bitte so gut und laßt gleich die erforderlichen Briefe aufsetzen, um so viele hervorragende Schriftsteller einzuladen. Man fasse diese Schriftstücke in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ab; ich will sie eigenhändig unterzeichnen. Ihr erfreut mich, indem Ihr mir Hoffnung macht, diese schönen Geister denen zu gesellen, die wir schon besitzen.

MADAMA LUCREZIA: Ach! wenn wir doch dem Hofe Eurer

Schwester Giampiero Arrivabene und den Spagnolo entführen könnten!

ALFONSO: Ich wünschte dasselbe, ganz gewiß; aber wir sind nicht so arm an Talenten, daß wir uns beklagen dürften. Allerdings hat uns der Tod den unnachahmlichen, den bewundernswürdigen Bojardo entrissen, aber es bleiben uns noch Francesco Cieco, Lelio, die beiden Strozzi und der junge Lodovico Ariosto, von dem man mir Wunderdinge erzählt.

MADAMA LUCREZIA: Er verdient das uneingeschränkteste Lob, und das lateinische Hochzeitsgedicht, das er anlässlich unserer Vermählung für uns geschrieben, ist eine der schönsten Sachen dieser Zeit.

ALFONSO: Ich zweifle nicht daran, da Ihr es mir sagt. Sicherlich versteht Ihr Euch besser auf Poesie und Literatur als ich; ich weiß und wiederhole nur, daß unser Ferrara keiner der italienischen Städte hinsichtlich der großen Talente etwas nachgeben darf, und ich gestehe Euch, daß ich sogar möchte sagen hören, daß mein Hof sie alle vereinige.

MADAMA LUCREZIA: Dieser Ehrgeiz ist Euer würdig, Herzog!

ALFONSO: Laßt sogleich an Eure drei Gelehrten schreiben; ich aber will mich mit den neuen Weisungen beschäftigen, die nach Venedig, Florenz und Neapel gesandt werden müssen; nachher will ich die Werkplätze besuchen, wo man an meinen Geschützen arbeitet. Wie schade, Lucrezia, daß Ihr für diese Dinge nicht ebensoviel Sinn habt, wie für die Poesie! Es würde mir Vergnügen machen, mit Euch darüber zu plaudern. Wißt Ihr wohl, daß nichts auf der Welt so interessant ist, wie die Auseinandersetzungen der Mathematiker und der Ingenieure?

MADAMA LUCREZIA (*lächelnd*): Ich glaube Euch, Don Alfonso, aber es ist nicht notwendig, daß ich darin sehr bewandert sei. Es freut mich sagen zu hören, daß Ihr darin ein größeres Wissen habt als alle andern Heerführer dieser Zeit. Das ist genug für meinen Ruhm, und ich werde, nehmt es nicht übel, während Ihr eine Feldschlange gießen seht, mit meinen Damen in den Gärten lustwandeln gehen, die wir jüngst angelegt haben.

ALFONSO: Geht, Lucrezia; ich küsse Eure Hände.

Ein Dorf der Romagna

Versammlung einer jener geheimen, „Pacifci“ genannten, Gesellschaften. — Bewaffnete Landleute; zwei Bravi.

ERSTER BRAVO (grüßend): Beati pacifici!

DER ANFÜHRER DER LANDLEUTE: Ihr seid sehr höflich; wir danken Euch, daß Ihr alle beide gekommen seid.

ERSTER BRAVO: Es kam uns gar nicht in den Sinn fortzubleiben. Ihr solltet, hochvortreffliche Herren, eine bessere Meinung von unserm Eifer haben, so ehrenwerten Herrschaften wie Euch unsre Dienste anzubieten.

DER ANFÜHRER: Dank für Eure freundlichen Worte. Seine Hoheit hat Euch also zu uns gesandt?

ERSTER BRAVO: In der Tat, Don Cesare Borgia, Herzog der Romagna, sendet uns zu Euch. Hier ein Ring, den er uns als Erkennungszeichen mitgegeben hat.

DER ANFÜHRER: Darüber waren wir uns nicht im unklaren. Nehmt Platz, Ihr Herren, Ihr dürftet müde sein.

ERSTER BRAVO: Sich setzen ist eine gute Sache. Dieser Reiter und ich haben eine Strecke von zwanzig Meilen ohne Aufenthalt hinter uns gebracht, und wenn man auch noch so sehr an die Mühen des Krieges gewöhnt ist, so ist es in einem solchen Falle doch erlaubt, ein wenig steife Beine zu haben.

DER ANFÜHRER: Ihr wißt vielleicht, weshalb man Eurer hier begehrt?

ERSTER BRAVO: Der Herzog hat uns eine Andeutung gemacht.

DER ANFÜHRER: Ohne Euch beleidigen zu wollen: seid Ihr Eures Genossen ebenso sicher wie Eurer selbst? Es handelt sich um eine kitzlige Sache, und man weiß gern, mit wem man zu tun hat.

ERSTER BRAVO: Ich billige Eure Vorsicht. Wisset denn, daß mein Freund einer der Helden unserer Zeit ist. Man könnte beinahe das berühmte Wort Plutarchs in der bewunderungswürdigen römischen Geschichte auf ihn anwenden, wo er von einem ausgezeichneten Feldherrn spricht und von ihm sagt: er würde nicht wagen, in einem Zimmer mit einem Spiegel allein zu bleiben, aus Furcht, sein Gesicht zu erblicken. In der Tat, wenn dieser

Degen seine martialische Miene aufsetzt, flößt er Entsetzen ein! Wenn er wenig spricht, so kommt das daher, weil er ganz Tat ist. DER ANFÜHRER: Wohlan denn, zur Sache! Es würde sich darum handeln, mit dem Malatesta ein Ende zu machen.

DER BRAVO: Nichts leichter.

DER ANFÜHRER: Aber wißt Ihr auch, daß er sich niemals blicken läßt, ohne ein langes Gefolge hinter sich herzuschleppen?

DER BRAVO: Das ficht mich wenig an! Mein Genosse und ich sind des gewohnt, mit den verwickeltesten Schwierigkeiten zu Rande zu kommen. Sagt nur, welche Art von Lösung Ihr wünscht.

DER ANFÜHRER: Ich verstehe Euch nicht.

DER BRAVO: Genügt es Euch, daß der Herr Malatesta das bekommt, was wir Ritter vom Stahl eine erste Verwarnung heißen, die ihn, sagen wir einmal, zwei oder drei Monate ans Bett fesseln würde? Wenn Ihr damit zufrieden seid, sagt es.

DER ANFÜHRER: Wir würden vorziehen, wenn ihm der Garaus gemacht würde.

ERSTER BRAVO: Vortrefflich! Ganze Arbeit machen, hm? ... Ausgezeichnet! Der Punkt ist abgemacht. Gut! Nun zu den Mitteln! Habt Ihr da eine besondere Vorliebe? Wie wünscht Ihr, daß Euer Mann befördert werde?

DER ANFÜHRER: So bald und so sicher wie möglich.

ERSTER BRAVO: Selbstverständlich; mein Freund und ich lassen nie eine Arbeit halbvollendet. Da es sich nun um eine Persönlichkeit handelt, die gewarnt und auf ihrer Hut ist, so möchte ich Euch zunächst dies vorschlagen.

DER ANFÜHRER: Was ist denn das für ein Gerät?

Die Anwesenden drängen sich, um zu sehen.

ERSTER BRAVO: Ach! mein Gott! ein kleines Meisterwerk! Und doch, scheinbar, eine Tischgabel und nichts weiter! Seht, wie hübsch sie ist, meine Gabel, ganz aus blankem und ziselier-tem Silber! Bewundert Ihr nicht diese kleine Figur, die über den drei Zinken angebracht ist? Seht her! seht! ich drücke so auf den Kopf ... Die Füße heben sich unmerklich ... Da seht ...! Da ist eine Höhlung. Seht Ihr diese Höhlung?

DIE LANDLEUTE: Gewiß, ja! ja freilich!

ERSTER BRAVO: Nun wohl! in diese Höhlung bringe ich ein Präparat, ein wenig Pulver, einige Tropfen Flüssigkeit, und wenn

der Truchseß in dem Augenblick, da er die Portion des Gastes, den ich auf dem Korn habe, abschneidet, seine Gabel geschickt handhabt . . . Ihr versteht? . . . Das Pulver oder der Trunk fällt auf das Stück, das der Hungrige zum Munde führen wird. Die Sache ist weiter nicht schwierig; denn für, sagen wir einmal fünfzig, Dukaten verschaffe ich mir die Freundschaft jedes beliebigen Dieners im Hause Malatesta.

DER ANFÜHRER: Sehr wohl; aber wenn dieser Diener, seine Gabel in der einen Hand und die Dukaten in der Tasche zu seinem Herrn ginge und ihm alles erzählte, in der Hoffnung, ein zweites Trinkgeld einzustecken, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, so wären wir unser Geld los. Nein! wir wollen lieber nur mit Euch allein zu tun haben.

DER BRAVO: Ich machte Euch diesen Vorschlag nur, weil seine Ausführung ganz fein und säuberlich und das Instrument noch unbekannt ist! Einer meiner besten Freunde hat es erfunden. Ihr wollt es nicht? Meinetwegen! Ich werde es zu einer andern Unternehmung verwenden, und was das Finden eines Mittels betrifft, so laßt das meine Sorge sein. Überlegen wir einmal! . . . Das Glasstilet, das in der Wunde zerbricht, wäre nicht übel am Platze . . . Übrigens, wird sich schon finden! . . . Legt Ihr Wert darauf, daß alles innerhalb einer bestimmten Zeit erledigt sei?

DER ANFÜHRER: Je eher, je besser.

ERSTER BRAVO: Ich verstehe! . . . Heute haben wir den 5. Mai. Mein Waffengefährte und ich müssen uns am 20. Juni in Vicenza befinden, wo uns die durchlauchtigste Signorie von Venedig mit einer Mission beehrt hat. Bis dahin soll Euer Streit mit dem Herrn Malatesta beendigt sein, verlaßt Euch drauf!

DER ANFÜHRER: Vielen Dank! Hier hundert Dukaten im voraus.

DER BRAVO: Laßt doch! . . . laßt doch! . . . Kinderspiel! . . . Alles für das Vergnügen, Euch gefällig zu sein. Immerhin, danke. Wir küssen Euch die Hände, hochedle Herren.

Die Bravi ziehen sich zurück. — Romagnolische Edelleute treten ein.

ERSTER EDELMANN: Guten Abend, Gevattern! Bereits versammelt und einig?

DER ANFÜHRER: Wir warten nur noch auf Euch.

DER EDELMANN: Nun wohl! da wären wir, lauter Landleute,

lauter gute Freunde und gute Nachbarn, lauter Pacifici, verbündet, um gegen die Parteien und die Tyrannen die gute Ordnung zu schaffen und aufrecht zu erhalten, weder Guelfen, noch Ghibellinen, weder Freunde des Malatesta, noch Handlanger der Baglioni, sondern unsre eigenen Freunde, die unserer Familien und des öffentlichen Friedens! Wohlan denn! hochedle Herren, laßt uns unsre Pläne durchsprechen und sehen, wie wir vorgehen müssen.

EIN LANDMANN: Solange es Städte auf der Welt geben wird, solange wird es Bürger geben, und mit Bürgern kann man nicht in Frieden leben. Ich habe einen Vetter, der in Rimini eines der Tore bewacht. Im Notfalle würde er sich nicht weigern, uns den Weg frei zu machen. Wie wäre es, wenn wir die Häuser dieser verruchten Stadt ein wenig in Asche legten?

EIN EDELMANN: Kein schlechter Einfall!

Allgemeines beifälliges Gemurmel.

DER ANFÜHRER DER LANDLEUTE: Hochedle Herrschaften, verständigen wir uns! Mit wem sind wir verbündet? Mit den Kondottieri?

DIE GANZE VERSAMMLUNG: Gott bewahre uns davor!

DER ANFÜHRER: Dann seid Ihr es dort, wo der Gebieter Ghibelline ist, mit den Guelfen, und wo er Guelfe ist, mit den Ghibellinen? Ist dem so?

Heftiges Murren.

Ebensowenig? In diesem Falle also reicht Ihr unbestechlichen, ehrenwerten und vortrefflichen Pacifici Don Cesare Borgia die Hand?

MEHRERE STIMMEN: Gewiß!

DER ANFÜHRER: Dann laßt die Hände von Rimini! Der Herzog will nicht, daß man dort Ordnung schaffe, wo er sie aufrecht erhält. Hören wir lieber, was er uns sagen läßt. Er ist willens, jetzt in der Toskana auszuführen, was er nunmehr in den romagnolischen Städten vollendet hat: die Tyrannenherrschaft in jeder Form zu zerstören, die Großen zu demütigen und die Kleinen in die Höhe zu bringen. Sind wir dabei?

DIE VERSAMMLUNG: Freilich! freilich! Es lebe der Valentino!

DER ANFÜHRER: Sollen wir dem Herzog schreiben, daß er auf uns zählen kann?

DIE VERSAMMLUNG: Schreiben wir! Es lebe der Valentino! Beati pacifici! Feuer nach Florenz hinein!

Mailand

Das Innere der Kathedrale.

Hochamt; zahlreiche Geistlichkeit im Chor; eine große Menge füllt das Mittelschiff und die Abseiten.

Im Chor.

EIN DOMHERR (*auf den Knien*): Wie schwach ist doch mein Herz! wie kalt meine Seele! Ach! es gelingt mir nicht, mich mit den unaussprechlichen Wohltaten meines Gottes zu durchdringen, wie ich sollte! O wie heiß ist mein Verlangen, mich bis zum Throne der Allmacht zu erheben, mich in dem Glanz, der von ihr ausgeht, zu verlieren! . . . Mein Gott! hilf mir! Mein Gott, steh' mir bei!

Er wirft sich nieder.

ZWEITER DOMHERR: Speist Ihr mit uns im erzbischöflichen Palast?

DRITTER DOMHERR: Ich speise dort! Es wird eine ganz großartige Forelle geben!

ZWEITER DOMHERR: Sie wird nicht genießbar sein, wenn dieser Trottel von Bruder Lorenzo sich mit seiner Messe nicht sputet.

Zu einem Chorknaben.

Pst, Kleiner!

DER CHORKNABE: Ja, Monsignore.

ZWEITER DOMHERR: Geh und sag' Bruder Lorenzo, er möge schnell machen.

DER CHORKNABE (*zum Offizianten*): Der Pater Dom Paolo bittet Euch, die Messe schnell zu beenden.

BRUDER LORENZO: Worein mengt er sich? Ich speise nicht im Palast! Paß auf, Dummkopf! Dominus vobiscum!

DIE SÄNGER: Et cum spiritu tuo.

Orgelspiel.

Im Hauptschiff.

EIN BETTELMÖNCH: Kauft Ablaß! Ablaß! In jeder Preislage zu haben! Brüder in Christo, kauft Ablaß!

EINE REICHGEPUTZTE FRAU: Mein Gott! welche Hitze!
Sie fächelt sich Luft zu.

ZWEITE FRAU: Es ist nicht auszuhalten. Reicht mir bitte Euer Riechfläschchen, Monna Bianca, ich habe das meinige vergessen!

DRITTE FRAU: Mit Vergnügen, hier ist es! Was dieser Filippo doch für ein niederträchtiger Mensch ist!

ERSTE FRAU: Meine Teure, er hat mir lang genug den Hof gemacht, daß ich wissen kann, was man von ihm zu halten hat.

VIERTE FRAU: Das mag sein, er sieht aber gut aus! Achtung! die Wandlung!

Alle Frauen werfen sich auf die Knie und schlagen sich an die Brust.

EIN MANN (*zu einer alten bebrillten Dame, die in ihrem Meßbuch liest*): Madonna . . . Madonna . . . Wollt Ihr vom Heiligen Vater geweihte Rosenkränze kaufen?

DIE ALTE DAME: Laßt mich in Ruhe!

DER MANN: Madonna . . . wollt Ihr eine Relique des großen heiligen Ambrosius kaufen? Einen Knochen vom Ellenbogen! . . . Nicht teuer! . . . Mit der Beglaubigung!

DIE ALTE DAME: Laßt mich in Ruhe, sage ich Euch!

DER MANN: Wollt Ihr feine Seife oder spanische Handschuhe?

DIE ALTE DAME (*außer sich*): Wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, so rufe ich die Kirchendiener!

Der Mann entfernt sich.

In den Abseiten.

Zwei Bürger beten in der Nähe einer Kapelle, die Mütze unterm Arm, ihre Rosenkränze ab.

ERSTER BÜRGER: Et benedictus fructus ventris tui . . . Das hindert nicht, daß der Schurke auf und davon ist, ohne mir die drei Mittagessen zu bezahlen, die er mir schuldet, und die Schwerenot soll mich kriegen, wenn er sie mir je bezahlt! . . . Jesus! amen! Ave, Maria, gratia plena, Dominus . . .

ZWEITER BÜRGER: Qui es in coelis, sanctificetur... Ich habe es Euch fünfzigmal gesagt! Warum seid Ihr auch so dumm und gewährt Studenten Kredit? Sprecht, Ser Guglielmo, habe ich es Euch gesagt, oder nicht?... nomen tuum, adveniat regnum... Den Teufel auch! Studenten — wenn sie bezahlten, wären sie ja keine Studenten mehr!

EIN KAVALIER (*zu einer alten Frau*): Also, liebe Lorenzina, hier ist das Briefchen!

DIE ALTE FRAU: Ich wiederhole Euch, es ist sehr schwierig! Sie hat mich entrüstet abgewiesen und gedroht, es ihrer Mutter zu sagen!

DER KAVALIER: Nimm noch diese Zechine!

DIE ALTE FRAU: Ich will versuchen, sie zu überzeugen... aber nur weil Ihr es seid! Wenn ich Euch winke, so setzt Euch hinter sie; Ihr mögt dann mit ihr reden, soviel Ihr wollt.

DER KAVALIER: Möge der Himmel dir Worte leihen, sonst verliere ich meine Wette.

Der Sanctus beginnt.

ZWEI BETTELMÖNCHEN (*wie die Zahnbrecher schreiend*): Für den Kreuzzug! Für den Kreuzzug! Gebt für den Kreuzzug! Befreit das Heilige Grab! Für den Kreuzzug! Ihr Herren und Damen, habt Erbarmen mit den armen Christen, die täglich von den wilden Türken hingeschlachtet werden! Für den Kreuzzug!
Drei Burschen von verdächtigem Aussehen bei einem Pfeiler.

ERSTER BURSCHE: Der Edelmann dort hinten?

ZWEITER BURSCHE: Der mit dem sonnverbrannten Gesicht und dem kleinen schwarzen Schnurrbart?

DRITTER BURSCHE: Ganz recht... und dem schwarzen Wams.

ZWEITER BURSCHE: Mit der Halskrause, die rechte Hand in einem geschlitzten Handschuh... die andre frei?

ERSTER BURSCHE: Ganz richtig.

ZWEITER BURSCHE: Seinem Aussehen nach schlägt er mich nieder, wenn er sich umwendet. Ich werfe das Stilet auf zehn Schritte nach ihm und verdufte.

ERSTER BURSCHE: Wenn er dich verfolgt, so tun wir, als hätten wir große Eile und werfen ihn zu Boden.

ZWEITER BURSCHE: Sicher?

ERSTER BURSCHE: Du hörst es ja, Tropf! . . . Daß du dich aber nicht irrst! Triff ihn quer über die Hüfte. Der Stich braucht bloß einen halben Zoll tief zu sein. Wir sind im voraus bezahlt.
ZWEITER BURSCHE: Wartet einen Augenblick, bis ich dem heiligen Nikolaus eine Kerze angezündet habe.

ERSTER BURSCHE: Mach schnell und komm zurück . . . Wir folgen dem losen Vogel in das Gäßchen hinter der Kirche. Du wirst dich in dem Mauerwinkel auf die Lauer legen.

ZWEITER BURSCHE: Seid unbesorgt. Ich bin meines Stiches sicher. Er wird vierzehn Tage das Bett hüten!

Orgelspiel. — Explosion einer Petarde.

DIE MENGE: Ach! Großer Gott! Alles ist verloren! Die Franzosen machen uns nieder! Heilige Madonna, alles ist verloren!

STIMME IN DER MENGE: Nein! nein! nein! Fürchtet nichts! Es sind Gassenbuben, die sich einen Spaß machen! Jesus! man hat mir meine Börse gestohlen! Wollt Ihr wohl meinen Mantel loslassen!

EINE FRAU (*auf den Knien in einem Winkel*): Danke, mein Gott! dank dir! Mein armer Bruder, mein armer Bruder! Er wird nicht sterben! Du hast es nicht gewollt! Du gibst ihn mir wieder, dir verdanke ich ihn. Alle Tage meines Lebens will ich innig zu dir beten! Nie werde ich des Dankes ein Ende finden! O wie ich dich liebe! Wie ich dich in deiner unvergleichlichen Güte sehe! Mein Gott, vergiß mich nie! Schütze meinen armen Bruder, den du mir wiedergegeben hast!

Sie weint.

EIN NOTAR (*zu seiner Frau*): Seid Ihr bald fertig mit Eurer Andacht? Wenn wir nicht machen, daß wir herauskommen, werden wir im Gedränge erstickt werden. Kommt, wir wollen die Tür gewinnen! Eilt Euch!

DIE FRAU: Ich nehme nur mein Kleid auf, damit man's mir nicht zerknittert.

DER NOTAR: Sagt lieber, daß Ihr Euch bemerkbar zu machen trachtet! Meint Ihr denn, Monna Pomponia, ich konnte diese Schliche nicht? Soll ich betrogen werden?

DIE FRAU: Wer denkt daran, Euch zu betrügen? Laßt mich noch ein Ave sprechen.

DER NOTAR: Ihr könnt es im Gehen sprechen. Was wollt Ihr noch?

DIE FRAU: Ich will versuchen, Weihwasser zu nehmen; es drängen sich aber eine Menge Menschen um das Becken.

EIN KAVALIER: Gestattet Ihr mir, Madonna, Euch solches darzureichen?

DIE FRAU: Sehr gerne, Herr . . . (*ganz leise*) Komm um zwei Uhr . . . Er wird den ganzen Tag abwesend sein. Komm!

DER KAVALIER: Wohin?

DIE FRAU: Ins Erdgeschoß . . . Geh', er dreht sich um!

DER NOTAR: Spute dich! Wird's heute überhaupt noch? Wer ist der Edelmann, der Euch Weihwasser gereicht hat?

DIE FRAU: Ich weiß es nicht; ich hab' ihn mein Lebtag nicht gesehn.

BEWAFFNETE BEDIENTE (*die Menge in großer Hast zurücktreibend*): Platz! Platz! Platz für die Frau Herzogin!

Alles verläßt die Kirche; das Orgelspiel dauert fort.

Rom

Die Vigne des Kardinals Corneto. — Ein Saal mit großen rebenumrankten Fenstern, die auf die Gärten hinausgehen. Papst Alexander VI.; Don Cesare Borgia.

DER PAPST: 's ist wahr! obgleich die Sonne untergegangen, ist die Hitze noch drückend. Dennoch habe ich mich noch nie so kräftig gefühlt. Die Größe Eurer Pläne, die Kühnheit Eurer Entschlüsse steigern meine Willenskraft. Alles macht sich gemäß unsern Absichten. Wir stehen vor einem entscheidenden Augenblick, nicht allein für Euch, Don Cesare, und für mich, sondern für ganz Italien. Unser Triumph wird der seinige sein; denn ein kläglicher Staatsmann ist, dessen Erfolg nur ihm allein dient, und es liegt in der Ordnung dieser Welt, daß, wenn der überlegene Geist seine Pläne gelingen sieht, die trägen Massen der Kleinen ihren Nutzen davon haben. Die Notwendigkeit der Mittel findet dann ihre Rechtfertigung. Wir stehen im Begriffe, einen gewagten Schlag auszuführen. Ich verhehle es mir nicht. Ihr fühlt es ebensogut wie ich. Morgen beim Erwachen wird

Rom die Namen der Kardinäle erfahren, die heute nacht fallen werden. Ich wiederhole es: es ist ein gewagter Schlag; aber er ist notwendig. Es gilt, unsere Feinde in Schrecken zu setzen und durch eine ausgedehnte Einziehung der Güter, die die verstorbenen Kardinäle uns ledig lassen werden, die gebieterischsten Bedürfnisse Eures Unternehmens in der Toskana zu befriedigen. Haben wir dort unser Spiel gewonnen, so werden wir für immer auf Frankreichs Hilfe verzichten können.

DON CESARE: Niemand soll uns dann mehr kümmern. Durch seine eigene Bewegung angeregt, wird das Schiff unserer Hoffnungen dahinsegeln, selbst wenn kein Wind es treibt. Was mich anlangt, so fordere ich Fortuna heraus, die Kette zu zerbrechen, mit der ich ihr die Arme gefesselt habe.

DER PAPST: Unsere Gäste nahen . . . mir ist, ich höre sie . . . Hm! Don Cesare, wer von ihnen ahnt, daß er diesen Saal nicht lebend verlassen wird? . . . Aber ich merke, ich habe sie nicht . . . Nein! ich habe sie nicht! . . . Sonderbar! . . . Wie habe ich sie nur vergessen können?

DON CESARE: Was habt Ihr vergessen?

DER PAPST: 's ist nicht schlimm! . . . aber ich muß sie schon bei mir haben . . . Ruft Caraffa!

DON CESARE: Hier ist er, im Vorzimmer . . . Tretet ein, Caraffa; der Heilige Vater will Euch sprechen.

DER PAPST: Caraffa, kehre schnell in den Vatikan zurück . . . Geh' in mein Gemach . . . Such' und bring mir die kleine goldene Büchse, in der . . . Du weißt?

CARAFFA: Eine geweihte Hostie ist?

DER PAPST: Ganz recht. Geh!

CARAFFA: Wie! Ihr habt sie nicht bei Euch?

DER PAPST (*zuckt die Achseln*): Zu dumm! stell' dir vor, ich habe sie vergessen!

CARAFFA: Wie kann man den Schild gegen alle Gefahr so aus den Gedanken verlieren?

DER PAPST: Du hast wohl recht . . . Geh' und such' meine Büchse und verliere nicht eine Minute, verstehst du? Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich meine Büchse in der Tasche habe.

CARAFFA: Ich eile.

Ab.

DER PAPST: Habt Ihr Eure Vorsichtsmaßregeln getroffen, Don Cesare, damit alles sicher vonstatten geht?

DON CESARE: Es sind sechs Flaschen spanischen Weines da. Euer Kellermeister Mattia hat vor meinen Augen das Kantharellpulver hineingeschüttet, und ich habe ihm eingeschärft, diese Mischung nur denen zu reichen, die ich ihm bezeichnen würde. Mattia ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann.

DER PASPT: Sicherlich. Ich wiederhole Euch aber auf alle Fälle: trifft Eure Vorsichtsmaßregeln wohl.

DON CESARE (*lächelnd*): Seid unbesorgt.

DER PAPST: Ich liebe Euern entschlossenen Geist . . . Nein welche Hitze! Holla! He!

EIN DIENER: Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Sag Mattia, er solle uns Wein bringen; ich sterbe vor Durst.

DON CESARE: Ich trinke auch gerne einen Schluck, und dann wollen wir den Schatten des Gartens aufsuchen, bis unsre Gäste kommen. *Zwei Diener treten ein, die auf einem Präsentierteller zwei Trinkschalen und eine Flasche Wein bringen.*

DER PAPST: Warum kommt Mattia nicht selbst, wenn ich es befehle.

ERSTER DIENER: Allerheiligster Vater, er ist in die Stadt zurückgekehrt, um Pfersiche zu holen, weil keine vorhanden waren.

DER PAPST: Woher hast du den Wein genommen, den du uns da gibst?

ERSTER DIENER: Vom Büffet, Allerheiligster Vater.

DON CESARE (*lächelnd*): Solltet Ihr beunruhigt sein?

DER PAPST: Nein! Aber Mattia hätte besser getan, hierzu bleiben. Auf Eure Gesundheit, Don Cesare!

DON CESARE: Ich danke Euch und trinke darauf, daß Euer Leben lang, blühend und ruhmreich sein möge!

Sie trinken.

Der Vatikan

Das Schlafgemach des Papstes.

CARAFFA: Mich bei einer derartigen Hitze einen solchen Weg machen zu lassen! . . . Nur dieser Alexander ist fähig, einen so un-

würdig zu behandeln! Seine Hostie! seine Hostie! Seit man ihm versichert hat, solange er sie bei sich trüge, könnte ihm kein Unglück begegnen, wird er närrisch, wenn er sie aus dem Auge verliert! . . . Wie töricht doch die Menschen sind! Welche Gefahr läuft er denn? . . . Na! . . . wo mag diese verwünschte Büchse wohl sein? . . . Wahrscheinlich auf dem Tische neben dem Bett . . . Was ist denn das? . . . Heilige Madonna! . . . Oh! was sehe ich? Ein Mann auf dem Lager des Heiligen Vaters ausgestreckt! . . . Oh! w . . . w . . . wie ist mir? Verliere ich den Verstand? . . . Meine Haare sträuben sich! . . . Meine Zähne klappern! . . . Mein Gott! mein Gott! . . . ich sterbe! . . . O wär' ich doch weit weit weg! . . . Das ist doch nicht möglich! . . . Der Papst selbst! . . . Hier! . . . O Jesus! . . . o alle Heiligen! . . . Was bedeutet das? Der Papst Alexander auf seinem Bette ausgestreckt! . . . Und eben habe ich ihn doch erst verlassen, dort draußen! . . . Er ist bleifarben! sein Gesicht ist ganz schwarz . . . Er ist tot! tot! tot! Hinaus!

Er stürzt schreiend nach der Thür, öffnet sie mit Mühe und sinkt ohnmächtig auf dem Treppenabsatz nieder, wo die Bedienten ihn aufheben.

Die Vigne des Kardinals Corneto

Der Speisesaal. Statuen, Gemälde, reiche flandrische Gobelins, große geschnitzte Kredenzische, Mosaikfußboden. Eine mächtige Tafel, bedeckt mit Gold- und Silbergeschirr; auf einer großen Platte in der Mitte ein gebratener Pfau, mit seinen Pfedern geschmückt und mit ausgebreitetem Schwanze; Pyramiden von Früchten; große Vasen voller Blumen. — Der Papst Alexander, Don Cesare Borgia; die Kardinäle Castelar, Romolino, Francesco Soderini, Copis, Niccolò de' Fieschi, Sprata, Corneto, Iloris, Casanova, Valentini; Kämmerer, Kellermeister, Diener, päpstliche Gardien auf Wache an den Türen.

DER PAPST (nimmt an der Tafel Platz): Ein schöner Abend heute! Seien wir vergnügt und, soviel möglich, geistreich. Ich kenne nichts, was sich einem Abendessen in guter und glänzender Gesellschaft vergleichen ließe.

DER KARDINAL CORNETO: Welches Glück, welch' unbe-

schreibliche Freude, so mit Eurer Heiligkeit die außerordentliche Gunst zu feiern, die Sie uns allen zu gewähren geruht hat, indem Sie uns zur Kardinalswürde erhob!

DER PAPST: Es gewährt eine ganz besondere Genugtuung, gleichzeitig seinen Freunden und der Gerechtigkeit einen Gefallen zu erweisen!

DER KARDINAL COPIS (*leise zu seinem Tischnachbarn, dem Kardinal de' Fieschi*): Findet Ihr den Heiligen Vater nicht außerordentlich bleich?

DER KARDINAL DE' FIESCHI (*ebenso*): Just war ich im Begriffe, Euch auf die matten Züge des Valentino aufmerksam zu machen.

DER KARDINAL ROMOLINO (*leise zum Kardinal Valentini*): Wenn ich eine Entschuldigung gehabt hätte, wäre ich nicht gekommen. Ich bin mißtrauisch gegen diese Art Feste!

DER PAPST: Kardinal Romolino, seit dem Prozeß des Ketzers Savonarola habt Ihr nie aufgehört, uns Beweise Eurer hervorragenden Freundschaft zu geben. Ihr seht, daß ich es wohl bemerkt habe.

DER KARDINAL ROMOLINO: Allerheiligster Vater, meine Ergebenheit gegen Eure Person kennt keine Grenzen und wird sie niemals kennen!

DER KARDINAL SODERINI (*leise zum Kardinal Castelar*): Der Papst ist heute abend wahrhaft aschfahl. Was mag er gegen uns im Schilde führen? Ich wollte, ich wäre nicht hier.

DER KARDINAL CASTELAR: Ich ebenfalls. Es ist zum Erstickten in diesem Saal.

DON CESARE BORGIA: Mir ist nicht wohl . . . Ich weiß nicht, was ich habe . . . Ich muß hinaus . . . Ich kämpfe vergebens dagegen . . . Mir schwindelt . . . Was fehlt Euch, Allerheiligster Vater?

DER PAPST: Ich weiß nicht . . . Ich glaube, ich . . . Ach! wie ich leide!

Er fällt zu Boden. Die Gäste springen entsetzt auf. Don Cesare Borgia will einige Schritte machen, er wälzt sich auf dem Boden. Tumult im Saale.

Zum ersten Kellner, der ihn aufhebt:

Höre . . . höre . . . Entfernt Euch alle! Wo hat man den Wein hergenommen, den man mir soeben gegeben?

DER KELLNER: Es war eine der Flaschen, die Seine Hoheit, der Herzog, bereitgestellt hat.

DER PAPST: In diesem Fall . . . sind wir verloren, mein Sohn und ich!

Er wird ohnmächtig.

DON MICHELE (*tritt ungestüm ein*): Man sagt, daß Seine Hoheit sich schlecht befinde? (*Er geht zum Herzog.*) Sprecht zu mir, gnädiger Herr!

DER HERZOG: Nähere dein Ohr . . .

Don Michele kniet neben ihm nieder.

Ich bin vergiftet . . . Der Papst gleichfalls . . . Laß uns in den Vatikan tragen . . . Mach alle meine Truppen mobil . . . Bemächtige dich der Engelsburg! . . . Rette den Schatz! Wenn man uns angreift, so verteidige dich wie ein Tiger! verteidige mich!

Er verliert die Besinnung.

DER KARDINAL CORNETO: Monsignori, der Heilige Vater befindet sich sehr schlecht. Wir müssen an die Kirche denken . . . an die öffentliche Ruhe! . . . Ich kehre nach Rom zurück!

ALLE KARDINÄLE: Trennen wir uns nicht! Wir gehen mit Euch! zu Euch! Wir werden entscheiden, was zu geschehen hat!

Alle ab.

DON MICHELE (*zu der Dienerschaft und den Soldaten*): Nehmt die ersten besten Sänften! Schnell! zum Vatikan! Den ersten, der stolpert, den töte ich auf der Stelle!

Die Piazza del Popolo

Großer Volksauflauf, Bürger, Frauen, Kinder, Schiffer, Lastträger, Vagabunden. — Geschrei, Tumult. Man errichtet an den Straßenausgängen Barrikaden.

DIE MENGE: Er ist tot! Der Teufel hole seine Seele! Die Seele Alexanders! Die Hölle fürchtet sich vor ihr! Das Ungeheuer! Er wollte alle Kardinäle vergiften! Er hat sich selbst vergiftet! Er hat seinen Sohn nicht vergessen! Das ist recht! — Sind sie tot? Sie sind tot! Nein! Doch! Man beerdigt sie diese Nacht! Der Valentino ist nicht tot! Doch, er ist's, wenn ich's Euch sage! Wir wollen sie ausgraben! In den Tiber mit ihnen! in den Tiber!

In den Tiber mit ihren Gerippen! Keine geweihte Erde für den Antichrist!

EINE NEUE SCHAR (*kommt gerannt*): Zu den Waffen! Die Leute der Borgia brechen in die Häuser ein! Auf die Barrikaden! Verteidigen wir uns!

Trompetenstöße, Trommelwirbel, Büchschüsse.

EIN MANN (*erbittert*): Die Orsini plündern die Freunde der Borgia! Man hat eben einen ganzen Haufen von ihnen niedergemacht!

DIE MENGE: Bravo! Brennt, plündert, tötet!

Kanonendonner.

Was ist denn los?

RUFE AM ANDERN ENDE DES PLATZES: Die Engelsburg feuert auf die Orsini! Zu den Waffen! Gegen die Borgia und die Barone! Die Spanier und die Colonna wollen in die Stadt und alles verwüsten!

EINE STIMME! Da sind die Franzosen! Sie geben keinen Pardon!

DIE MENGE: Auf die Barrikaden! Verteidigen wir uns! Ins Wasser mit dem Papst!

Eine Kompagnie Soldaten Borgias wirft sich auf das Volk.

DIE MENGE: Rettet euch! Rette sich, wer kann!

Salven auf beiden Seiten, Tote, Verwundete; das Volk flüchtet, sammelt sich wieder in den Straßen und feuert von neuem; Handgemenge. Anhaltender Kanonendonner.

Ein Palast der Orsini

Fabio Orsini, der Graf von Petigliano, Bartolommeo d'Alviano, andere Orsini, alle in Waffen!

FABIO: Michele hat unser Haus in Montegiordano angezündet.

PETIGLIANO: Laßt euch das nicht anfechten, meine Brüder und meine Vettern! Sein Herr wird alles zugleich bezahlen. Zweihundert Kürassiere, tausend Armbrustschützen, Arkebusiere und Pikenträger bilden unsere Streitmacht. Laßt uns unverzüglich handeln. Prospero Colonna ist mit aragonesischen Truppen in die Stadt gekommen. Er will den Valentino vernichten, das

ist wohl wahr — aber, wenn er einmal im Zuge ist, wird er uns ebenfalls angreifen, darauf könnt ihr euch verlassen. Wir haben gegen uns die Borgia, die Colonna, die Kardinäle, das Volk, die Spanier . . . Kommen wir unsern Feinden zuvor!

D'ALVIANO: Der Valentino erbietet sich, uns unsere festen Plätze zurückzugeben, wenn wir ihm einige Tage Schonung gewähren. Trotz der Einäscherung unseres Hauses, die wir später rächen werden, möchte ich mich darauf einlassen.

EIN ORSINI: Nein! Zerschmettern wir den Borgia und verständigern wir uns mit den andern!

FABIO: Mit den Colonna ist es unmöglich, und mit dem Volke, niemals! Keine Verbindung mit der Kanaille!

PETIGLIANO: Verhandeln wir mit dem Borgia! Er ist verloren! Ein paar Tage Aufschub werden ihn nicht retten! Die ganze Romagna ist in diesem Augenblick bereits im Aufstand! Mit ihm einig, werden wir die Kardinäle zittern machen; das ist für den Augenblick die Hauptsache. Soll es gelten?

DIE ORSINI: Abgemacht!

PETIGLIANO: Zu den Waffen denn! Auf die Straße!

Er befestigt seinen Helm; alle ab unter dem Klirren ihrer Rüstungen und ihrer Sporen.

Das Haus des Kardinals Corneto

Ein großer, ausgemalter Saal. — Versammlung der Kardinäle; Beamte aller Art, Sekretäre, Mönche.

KARDINAL COPIS: Ich habe meine Fassung noch nicht wiedergewonnen! Diese Ungeheuer beabsichtigten uns zu vergiften und haben sich selbst vernichtet!

KARDINAL DE' FIESCHI: Man versichert, Cesare sei nicht tot. Er hat sich eine Stunde in Eiswasser halten lassen, wo seine heftigen Schmerzen ihm schreckliche Krämpfe verursachten. Man behauptet sogar, die Ärzte hätten zwei lebendigen Maultieren die Eingeweide geöffnet und ihn ganz und gar in dieses entsetzliche Grab gesteckt, in der Hoffnung, daß er dort wieder zu Kräften kommen werde!

KARDINAL CASTELAR: Ich glaube, Michele würde es nicht

wagen, so viele Gewalttaten zu begehen, wenn er nicht auf die Wiederherstellung seines Gebiets rechnete.

KARDINAL CORNETO: Alexander indes ist tot, ganz tot! Es ist schrecklich: Lastträger haben ihn in seinen Sarg geworfen! Und als der durch das Gift aufgedunsene Leichnam drin lag, haben sie ihn mit Fußritten traktiert, daß er in Fetzen auseinanderfiel! Die Soldaten haben die Priester beschimpft, die beten wollten! Es ist scheußlich!

KARDINAL SODERINI: Monsignori, Monsignori, wir sind hier nicht zusammengekommen, um uns zu unterhalten, sondern um diese unglückliche Stadt zu retten. Alle Dämonen, von denen Alexander besessen war, scheinen seinem Leichnam nur entflohen zu sein, um desto ungebundener gegen uns zu wüten. Mord, Plünderung, Brandstiftung, Verbrechen, Ruchlosigkeiten, nichts fehlt! Und wir, die wir in diesem Augenblicke die einzige gesetzmäßige Gewalt vertreten, wollen wir untätig verharren? Wollen wir unsere Zeit mit Plaudern, Zittern und Weinen hinbringen? Auf denn! Was befiehlt Ihr? Macht Euern Geist frei, faßt Mut und Selbstvertrauen, ich beschwöre Euch! Möge ein mannhafter Entschluß Euern Köpfen wie eine gerüstete Minerva entspringen! Gebt uns eine Ägis, um die Stadt und die Welt zu schirmen!

KARDINAL VALENTINI: Man muß unverzüglich Truppen ausheben und sie den Parteien entgegenstellen!

KARDINAL CASANOVA: Ich trete dieser Meinung bei, und wenn das heilige Kollegium mich damit beauftragen will, so mache ich mich anheischig, einen schnellen Erfolg zu erzielen. Mehrere von den in Rom anwesenden Kapitänen werden meine Vorschläge annehmen.

ALLE: Recht so! Handelt denn!

KARDINAL CASANOVA: Ich eile, mich meiner Aufgabe zu entledigen. Ihr dürft auf meinen Eifer zählen!

Ab mit seinem Gefolge.

KARDINAL ROMOLINO: Wir müssen sofort die Gesandten vor uns entbieten, sonst werden sich die Colonna mit Spanien und die Orsini mit Frankreich verständigen, werden die Venezianer in der Romagna Intrigen spinnen und die Florentiner uns unentwirrbare Schwierigkeiten mit dem Pöbel bereiten. Wenn wir ohne Säumen die christlichen Fürsten auffordern, unsere allein

rechtmäßige Gewalt — sind wir doch das künftige Konklave! — zu stützen, so machen wir es ihnen unmöglich, uns zu schaden.

Allgemeine Zustimmung.

KARDINAL VALENTINI: Daß ich's sage: Ich hatte die Meinung unseres ehrwürdigen Bruders vorausgesehen und habe die Gesandten auffordern lassen, sich hierher zu bemühen. Man benachrichtigt mich, daß sie auf eure Befehle warten.

ALLE: Sie mögen eintreten! sie mögen eintreten!

Die Gesandten Frankreichs, Spaniens, des Reiches, die von Venedig, Florenz, Mailand und von den Schweizerbünden treten ein. — Unter den Fenstern großer Tumult. — Die Büchsenalven dauern an. Man hört die Geschütze des Vatikans und der Engelsburg.

KARDINAL CORNETO: Willkommen, ihr Herren Gesandten. Die Kirche Christi bedarf ihrer Kinder! Wir rufen euch, um den Beistand in Anspruch zu nehmen, den die christlichen Fürsten ihrer heiligen Mutter schulden. Die Umstände drängen. Welche Antwort gebt ihr uns?

DER GESANDTE FRANKREICHS: Hochwürdigste Kardinäle, vor allen Dingen gebietet mir meine Pflicht, feierlich gegen eine Beschimpfung zu protestieren.

DIE KARDINÄLE: Eine Beschimpfung? Von unserer Seite?

DER GESANDTE SPANIENS: Ich werde feststellen, wie es sich in Wahrheit verhielt.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Wäre ich als Privatmann hier, würden sich Euer Gnaden nicht zweimal eines derartigen Ausdrucks bedienen. Aber die Ehre meines Gebieters geht der meinen vor. Hört, was eben geschehen ist; ich will meine Ent-rüstung darüber nicht verbergen.

KARDINAL CORNETO: Herr Gesandter, die Stadt brennt, der Aufruhr ist offenbar; ginge es nicht an, Eure Klagen auf einen geeigneteren Augenblick zu verschieben?

DER GESANDTE FRANKREICHS: Wenn man mich nicht anhört, verlasse ich diese Versammlung. Ich bin vor dem Herrn Gesandten Spaniens am Tor dieses Palastes angekommen. Seine Edelleute sind über die meinen hergefallen, und während man die Degen zog, ist er vor mir vorbeigeschritten und hat sich den Vortritt angemaaßt. Das ist der Tatbestand! Wie! hochwürdigste Herren, hat ein Fürst von Aragon das Recht auf den Vorrang

vor dem allerchristlichsten König? Soll, wenn es gilt, vor euch zu erscheinen, der älteste Sohn der Kirche, hinter den andern hergehen? Ich fordere augenblicklich eine glänzende Genugtuung!

Die Kardinäle Giuliano della Rovere und Piccolomini treten ein.

DER GESANDTE DES KAISERS: Es ist zum mindesten sonderbar, daß in meiner Gegenwart andere Kronen den Vorrang beanspruchen.

DER GESANDTE FRANKREICHS (*aufbrausend*): Wie meint Ihr das, Herr?

DER GESANDTE SPANIENS (*die Hand an den Degen legend*): Ich habe nur eine Art zu reden und eine Art zu antworten.

KARDINAL DELLA ROVERE: Das ist's also, was ihr dem heiligen Kollegium zu sagen habt, meine Herren? In dem Augenblick, da die heilige Stadt die Beute der Aufrührer wird, da ihr von hier aus die Sprache der Kanonen, das Knattern der Büchsen vernehmt und das Heiligste lästern hört, da durch diese Fenster, jawohl durch diese Fenster, der Widerschein des Brandes sich unsern empörten Blicken darbietet, zwingt ihr uns, anstatt uns zu Hilfe zu kommen, den kläglichen Wettstreit eurer Eitelkeit mit anzusehen! Bei meines Heiland Jesus Wunden und Tod, Ihr macht Euch über uns lustig, Herr Gesandter von Frankreich!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Giuliano della Rovere, ich gestatte Euch diesen Ton nicht, und es gibt keinen roten Hut, der mir einen Unverschämten entziehen könnte!

KARDINAL DELLA ROVERE (*geht gerade auf ihn zu*): Lest diesen Brief, lest diesen Brief und senkt die Stirn. Senkt sie, Herr, tiefer, ganz tief! und gehorcht! Unser verehrungswürdiger Bruder, der Kardinal d'Amboise, der verehrte Minister des Königs, Eures Gebieters, schreibt Euch dies! Ihr erkennt doch Unterschrift und Siegel? Nun denn, so lest! Er befiehlt Euch, augenblicklich die französischen Truppen dem Konklave zur Verfügung zu stellen, und das Konklave befiehlt Euch, sie die Stadt räumen zu lassen!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Kardinal, es bleibt darum doch wahr, daß . . .

KARDINAL DELLA ROVERE (*leise ihm ins Ohr*): Ihr werdet

eine vollkommene Genugtuung erhalten, wenn der Augenblick günstiger ist.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Alle Schwierigkeit ist beseitigt. Unsere französischen Kompagnien werden die Stadt verlassen . . . da Ihr es wünscht. Ich möchte indessen noch bemerken, daß der Herzog von Valentinois sich erbietet, Eure Autorität zu schützen.

MEHRERE KARDINÄLE: Er ist also nicht tot?

KARDINAL PICCOLOMINI: Er ist sehr krank, aber alles weist darauf hin, daß er seinem Körper gebietet, wie er stets dem Willen der andern geboten hat. Ich bin nicht der Meinung, daß wir seine Vorschläge annehmen sollten.

KARDINAL COPIS. Seht Euch vor! er hat sich mit den Orsini wieder ausgesöhnt. Man sollte diese mächtigen Leute, die uns zu helfen begehren, nicht wie Feinde behandeln.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Ich möchte raten, sich nicht mit dem Herzog von Valentinois zu überwerfen. Er ist ein Mann von hervorragendem Geist; er behauptet die festesten Stellungen; seine Artillerie ist zahlreich, und seine Kassen sind übervoll.

DER GESANDTE SPANIENS: Wenn man sich mit dem Herzog von Valentinois verständigt, so verlange ich im Namen seiner katholischen Majestät, daß man gleichfalls unsere Truppen und unsere Verbündeten, unter andern Don Prospero Colonna und alle Mitglieder seines Hauses zulasse.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Das hieße, die Anarchie zulassen.

DER GESANDTE SPANIENS: Sie scheint mir durch Euch noch besser vertreten als durch uns!

KARDINAL DELLA ROVERE: Vernehmt die EntschlieÙung des heiligen Kollegiums. Das Konklave wird so schnell wie möglich zusammentreten, um die Sedisvakanz aufzuheben. Nie war die heilbringende Gegenwart eines souveränen Hohenpriesters dringender erwünscht, als in dieser schrecklichen Krise, da die Seelen und die Leiber gleicherweise in Gefahr schweben! Es geht nicht an, daß eine so erlauchte Versammlung inmitten des Waffenlärms abgehalten werde. Nein, meine Herren, nein! Das geht nicht an, das wird nicht geschehen! Franzosen, Aragonesen, Colonna, Or-

sini — alles, was den Degen in der Faust hat, wird die Stadt verlassen; der Valentino wird sie ebensogut verlassen, wie die andern! Nur päpstliche Truppen werden hier bleiben!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Kardinal, es fällt mir schwer zu glauben, daß der König, mein Herr, derartige Maßnahmen billigt.

KARDINAL DELLA ROVERE: Mein Herz ist noch begeistert von den edlen Gesinnungen, die unser verehrungswürdiger Bruder d'Amboise mir ausgedrückt hat. „Kardinal della Rovere,“ hat mir dieser wahrhaft große Mann gesagt, „ich würde mich schämen, als Fürst der römischen Kirche den leisesten Anschein zu erwecken, als beabsichtigte ich dem Konklave Gewalt anzutun; das Konklave muß in seiner Wahl frei sein! Die Truppen des allerchristlichsten Königs werden sich aus den Mauern Roms entfernen!“ Dies die eigenen Worte dieses bewunderungswürdigen Geistes! Ihr werdet ihm Rechnung tragen, hochwürdigste Herren, ja, ihr werdet ihm Rechnung tragen für soviel Großherzigkeit, und ich zweifle nicht, daß der Heilige Geist euch eingibt, was ihr zu tun habt, um solche Tugenden zu belohnen!

Die Gesandten von Venedig und Florenz blicken sich sehr erstaunt an.
DIE KARDINÄLE: Ganz gewiß! ganz gewiß! es ist ein schöner Zug!

KARDINAL CASANOVA (*leise zum Kardinal Romolino*): Ein feiner Teufelsstreich fürwahr, den Giuliano da ausgeführt hat! Da hätten wir den französischen Papst glücklich vom Halse!

KARDINAL ROMOLINO (*ebenso*): Ich hatte Angst, wir könnten ihm nicht entgehen! Gedenkt Ihr für Giuliano zu stimmen?

KARDINAL CASANOVA: Niemals! Er ist zu gerieben und zu streng. Was wir brauchen, ist eine unbedeutende Persönlichkeit.

KARDINAL ROMOLINO: Was würdet Ihr zum alten Piccolomini sagen?

KARDINAL CASANOVA: Nicht übel. Wir wollen darauf zurückkommen. Hören wir, was sie sagen.

KARDINAL DELLA ROVERE: Ein Brevensekretär wird sich zum Herzog von Valentinois begeben und ihn auffordern, sich zurückzuziehen. Und Ihr, Herr Gesandter von Spanien, was beschließt Ihr?

DER GESANDTE SPANIENS: In dem Augenblick, da die Franzosen den Platz räumen, werden unsere Krieger und Verbündete ebenfalls abziehen, da der König, mein Herr, niemand an Ehrerbietung für das Konklave nachgibt.

KARDINAL DELLA ROVERE: Übermittelt dem König unsern Dank dafür.

Leise zum Gesandten Frankreichs.

Schreibt unverzüglich an Seine Heiligkeit . . . Verzeihung! ich irre mich! ich will sagen, an den verehrungswürdigsten Kardinal von Amboise, daß, dank seiner weisen Mäßigung seine Wahl auf den päpstlichen Thron beschlossene Sache ist!

DER GESANDTE FRANKREICHS: Das alles verwirrt mich!

Der Vatikan

Ein Zimmer, dessen Vorhänge zugezogen sind. — Don Cesare Borgia auf seinem Lager, abgemagert und bleich; Don Michele.

DON CESARE BORGIA: Komm näher . . . Ich vermag nicht laut zu sprechen . . . Was hast du ausgerichtet?

DON MICHELE: Wir sind Herren des Viertels geblieben, vollkommen. Eure Leute sind fest und treu. Ich habe sie durch die Plünderung einiger Häuser kompromittiert. Sie wissen, daß, wenn sie auseinanderlaufen, ihr letztes Stündlein geschlagen hat.

DON CESARE: Hölle und Teufel! wie ich leide!

DON MICHELE: Die Kardinäle lassen Euch auffordern, die Stadt innerhalb dreier Tage zu verlassen. Die Franzosen sind abgezogen.

DON CESARE: So hat also der Kardinal d'Amboise darauf verzichtet, Papst zu werden?

DON MICHELE: Giuliano della Rovere hat ihn überzeugt, daß er es mit mehr Ruhm sein würde, wenn er dem Konklave alle seine Freiheit ließe.

DON CESARE: Ich hatte vergessen, daß bei den Franzosen die Eitelkeit den Ruhm erstickt.

DON MICHELE: Ihr werdet sehn, Giuliano bringt es dazu, daß er gewählt wird.

DON CESARE: Ich bezweifle es. Man fürchtet sich zu sehr vor

seinen Gaben und seiner Gewalttätigkeit. Ich habe keine Mittel, mich hier zu halten. Weichen wir freiwillig, solange wir noch verhandeln können. Verlange von den Kardinälen, daß sie mich mit meiner Artillerie, meinen Truppen, meinen Kassen, und unter der Gewähr, daß ich nicht angegriffen werde, abziehen lassen.

DON MICHELE: Eine böse Geschichte!

DON CESARE BORGIA: Stände ich aufrecht, so würde ich anders handeln. In diesem Augenblick aber habe ich keine andere Sorge als Zeit zu gewinnen.

DON MICHELE: Ihr laßt den Mut also nicht sinken?

DON CESARE BORGIA: Solange ich atme, ist die Welt mein! Ich habe den Fuß darauf!

Florenz

Das Kloster und Hospiz de' Tintori bei Sant'Onofrio. — Ein großes Atelier; Marmorskulpturen, angefangen und vollendet, rohe Blöcke; Bänke, Schemel. — Michelagnio Buonarroti arbeitet eifrig an einem mächtigen Karton. — Man klopft an die Tür. — Michelagnio geht und schaut durch ein Guckfenster, dreht den Schlüssel im Schlosse herum und öffnet.

MICHELAGNIOLO: Du, du darfst eintreten.

FRANCESCO GRANACCI: Ich komme aus dem Palast; dein Ruhm ist vollkommen.

Umarmt ihn.

MICHELAGNIOLO (*begibt sich wieder an seine Arbeit*): Erzähle mir, was vorgeht.

GRANACCI: Dein Ruhm ist vollkommen, sage ich dir! Alle die Meister, die in Florenz sind, drängen sich entzückt vor deinem Werke. Ah! der Karton des pisanischen Krieges ist ein unsterbliches Werk! Niemand bestreitet es! Man wird nicht müde, dieses Wunder zu bestaunen, und diejenigen, die es kopieren, entdecken darauf tausend Schönheiten, welche die Durchschnittsbewunderer niemals ahnen werden!

MICHELAGNIOLO: Es ist von meinen besten Arbeiten.

GRANACCI: Du wirst jedoch noch Größeres leisten!... Es ist zwar kaum glaublich, aber ich glaube es.

MICHELAGNIOLO: Ich werde das leisten, was die heilige Gnade meines Schöpfers in meine Macht gelegt hat. So gut wie ich bis auf diesen Tag gearbeitet habe, werde ich fortfahren. Daß der Karton den Beifall gefunden hat, den er verdient, das bewegt mich in tiefster Seele; wenn ich aber niemals etwas Besseres vollbringen sollte, so möchte ich lieber tot sein, denn ich habe noch viel mehr zu sagen. Wer sind die Meister, die du vor meiner Zeichnung gesehen hast, und die sie gelobt haben?

GRANACCI: Vor allem ist Leonardo mit allen seinen Schülern gekommen. Er hat sich in unendlichen Lobsprüchen ergangen.

MICHELAGNIOLO: Das ist der falscheste Mensch, den ich kenne, und in geschwätzigem Höflichkeit tut es ihm keiner gleich. Alles, was er spricht, ist honigsüß . . . wie seine Malerei, Meister Leonardo trägt ein listiges, kein freies und starkes Herz in der Brust . . . Er verabscheut mich . . . Ich vergelte es ihm. Er ist aber doch ein großer Maler. Und wer ist dann noch gekommen?

GRANACCI: Ridolfo Ghirlandajo.

MICHELAGNIOLO: Er, er, ja er ist ein Freund! Der Himmel segne ihn, den würdigen Sohn seines Vaters! Ich habe Domenico viel zu verdanken! Möge der Himmel sich von mir abwenden, wenn ich ihn jemals verkennen sollte!

GRANACCI: Dann habe ich in der Menge Baccio Bandinelli bemerkt, Berruguete, Andrea del Sarto . . .

MICHELAGNIOLO (*lebhaft den Kopf erhebend*): Und der, was hat der gesagt?

GRANACCI: Ah! der . . . als er hörte, daß einige Ignoranten eine Verkürzung für zu gewaltsam oder eine Nase für zu lang erklärten, hat er sie kalt angeblickt, einen Schemel ergriffen, sich hingesezt, einen Karton vor sich genommen und angefangen zu kopieren.

Michelagnuolo beißt sich auf die Lippe, bekreuzt sich und fährt in seiner Arbeit fort.

GRANACCI: Dasselbe hat übrigens auch Sanzio getan.

MICHELAGNIOLO: Der . . . der . . . dieser Raffaello . . . dieser junge Bursche . . . das ist kein Kind Gottes! Ich liebe ihn nicht sonderlich, Granacci . . . Indes, ich möchte nicht sagen . . . offen

gestanden, wonach er strebt, davon will ich nichts wissen und . . .
einerlei! Ich will nicht schlecht von ihm sprechen!

Er wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

GRANACCI: Ich aber will morgen anfangen und es machen wie
Andrea del Sarto und der, den du den jungen Burschen nennst.
Ich will nicht eher ruhen, als bis ich das Meisterwerk ganz und
gar kopiert habe.

MICHELAGNIOLO: Du mußt auch etwas aus dir heraus er-
finden.

GRANACCI: Ach! ich, ich werde wie bisher Dekorationen für
die Feste anfertigen; das ist mein Los; ich habe kein Genie und
bin mir dessen wohl bewußt. Ich liebe die Schönheit, weiter
nichts, und es ist für mich mehr wert, ein Verliebter als ein Maler
zu sein.

MICHELAGNIOLO (*entrüstet*): So sind sie alle! Was für demü-
tige Hunde sind doch die Männer! Wenn du durchaus nicht
ohne Knechtschaft auskommen kannst, so wähle dir wenigstens
eine würdigere; aber wenn ein elendes Weib dich einmal belogen,
betrogen, verkauft und dich zuletzt in einen Winkel geworfen
hat, mit blutendem Herzen . . . Bei Gott! du machst mir Schande!

GRANACCI: Allein schon durch die Küsse in der Liebe würde
das aufgewogen.

MICHELAGNIOLO: Wenn du mein Freund bist, dann bitte
keine derartigen Reden; du weißt, daß ich sie nicht vertrage.

GRANACCI: Doch, Scherz beiseite! was soll ich denn versuchen?
Ich bleibe vor deinen Werken stehen . . ., sagen wir einmal vor
deiner Pieta! Nun wohl! ich stehe von Staunen erfaßt; du denkst,
was ich niemals denken würde; du gewahrst deutlich, du betrach-
test, was mir für immer verschleiert sein wird; du ersinnst, was
ich niemals ersinnen könnte, und ich fühle mich so klein, so schwach,
so ohnmächtig neben dem, was du zu ersinnen und zu schaffen
vermagst, daß die Mutlosigkeit mich überfällt, und ich keine Lust
mehr habe, etwas zu versuchen.

MICHELAGNIOLO: Bist du eifersüchtig auf mich?

GRANACCI: Kein Gedanke!

MICHELAGNIOLO: Das ist ja das Schlimme! Du, ein Künst-
ler, stellst dich vor das Werk eines andern, du bewunderst es,
und du bist nicht eifersüchtig? Du zerfleischst dir nicht voller

Wut die Brust und verwünschst nicht den Tag, da dieser Feind gefunden und gepackt hat, was dir gehört? Du bist ein Künstler, und du liebst die Muse so schwächlich, daß du sie ihre Gunst dem, der nicht du ist, gewähren siehst, ohne dich von Empörung und Wut überwältigt zu fühlen? Aber was für Honig, was für Milch, was für ein fades Zuckerwasser hast du denn statt Blutes in den Adern? Weißt du denn nicht, daß man den Himmel nur mit Wut, Zorn, Ungestüm und Heftigkeit erstürmt? Ja, lächle nur! Ich sage ja nicht, daß du mir mit dem Dolch in der Faust nachlaufen sollst, ich würde es aber begreiflich finden, wenn du mich verabscheuest, und ich würde dich darum nur um so mehr lieben! Reiß dich zusammen, werde ein Mann; ich will dich alles lehren, was ich weiß, ich will dir zeigen, was ich kann. Auf, Granacci! Überlaß dich einem rücksichtslosen Entschlusse! Setz' dich dorthin! Arbeite! Arbeite! Nur die Arbeit und der Schaffensrausch geben dem Leben Geschmack. Für sich allein taugt es nichts!

GRANACCI: Ich will tun, was du verlangst, nur nicht auf dich eifersüchtig sein. Da würde ich mich ja selbst auslachen. Weißt du das Neuste?

MICHELAGNIOLO: Das läßt mich ganz kalt.

GRANACCI: Man hat einen neuen Papst gewählt — den Piccolomini. Er nennt sich jetzt Pius III.

MICHELAGNIOLO: Da er Papst ist, muß man ihn ehren.

GRANACCI: Es heißt, daß Cesare Borgia . . .

MICHELAGNIOLO: Mich kümmern weder die Borgia, noch die Sforza, noch sonst wer. Ich bin ein Künstler und sehe in der Welt nichts als meine Arbeit und vor allem die heilige Religion. Ich zerbreche mir nicht den Kopf darüber, warum Gott, der Herr, gepriesen sei sein Name! soviel Fürsten, Kondottieri und Podestàs in die Welt gesetzt hat, die einander auffressen. Sie sollten kein anderes Streben haben, als sich durch edle Taten auszuzeichnen, das Laster zu bestrafen und die Künste zu beschützen. Sie tun aber gerade das Gegenteil . . . Gott sollte ein Ende mit ihnen machen. Freilich würde man dann in die Hände des Pöbels fallen, des unsaubersten Tieres, das je auf dem Erdboden gekrochen. Hast du schon jemals bemerkt, daß ein aus nichts hervorgegangener Mensch ein guter Künstler geworden wäre?

GRANACCI: Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.
MICHELAGNIOLO: Wenn meine Familie nicht von den Grafen von Canossa abstammte, wäre ich nicht das, was ich bin, und ich wollte, es wäre diesen Emporkömmlingen bei Todesstrafe verboten, jemals einen Meißel oder Stift anzurühren. — Glaube mir! die Welt ist schrecklich. Ich verliere mich in der Bitterkeit meiner Gedanken, wenn ich sie mir vergegenwärtige... Der Tag sinkt, man sieht nicht mehr recht. Komm, laß uns am Arno auf und nieder gehen; den Abend wollen wir dann mit der Lektüre Dantes hinbringen.

Neapel

Der Palast des Vizekönigs. — Ein reich mit Malereien und Vergoldung geschmückter Saal. Vor einem Tisch mit roter von goldenen Fransen eingefasster Decke sitzen auf Brokatsesseln mit geschnitzten Lehnen der Vizekönig, Don Gonsalvo de Cordova, und Cesare Borgia einander gegenüber. Sie drücken sich die Hände.

DON CESARE BORGIA: Ich setze mein ganzes Vertrauen in Eure Exzellenz.

DON GONSALVO: Ihr tut recht daran.

DON CESARE BORGIA: Ihr seid ein großer Feldherr, der Ruhm dieses Jahrhunderts. Der glänzende Ruf Eures Namens bürgt mir für Eure Aufrichtigkeit.

DON GONSALVO: Ihr laßt mir Gerechtigkeit widerfahren.

DON CESARE: Ich habe in der letztvergangenen Zeit nur ehrlose Handlungen erlebt. Ich hatte mich bereit finden lassen, den Kardinälen des Konklave den Vatikan und die Engelsburg, die mich zum Herrn von Rom machten, abzutreten, und damit eine so augenfällige Mäßigung bewiesen, daß selbst meine Feinde sie nicht leugnen können. Jawohl, Don Gonsalvo, wenn ich Rom verlassen habe, so geschah es freiwillig. Nachdem ich aber diese Großmut bewiesen, sind die Versprechungen, die man mir gemacht hatte, nicht gehalten worden. Der Kardinal d'Amboise hat übrigens wie ein Dummkopf gehandelt, als er seine Truppen vor den schönen Phrasen Giulianos della Rovera aus Rom entfernte. Der hat dann nicht verfehlt, Piccolomini wählen zu lassen, der nur zweiundzwanzig Tage gelebt hat, und dann hat er die Tiara

für sich selbst genommen. Ihr und ich, wir haben in diesem ehrgeizigen, gewalttätigen, falschen, treulosen und räuberischen Julius II. den grimmigsten Feind. Infolge der Machenschaften dieses Mannes hat sich die Romagna gegen mich empört; die Venezianer haben mir die besten meiner festen Plätze weggenommen; das Waffenglück hat mich im Stich gelassen; man hat mich gefangen gesetzt und dann wieder freigelassen. Die Franzosen haben sich unwürdig gegen mich betragen. Ich habe ihnen zu gut und zu lange gedient. Heute gehöre ich Euch, dem König, Euerm Herrn, und Ihr dürft auf mich zählen, wie ich auf Euch zähle. Habe ich Anlaß dazu?

DON GONSALVO: Ich bitte Eure Hoheit davon überzeugt zu sein. Im übrigen habt Ihr ja mein Wort, Don Cesare.

DON CESARE: Diese Versicherung ist mir sehr angenehm und tröstet mich über so viele getäuschte Erwartungen. Noch einmal: Ich habe nur den Wunsch, Euch aufs beste zu dienen, und da Ihr mir Truppen anvertraut, um in der Toskana zugunsten der Medici tätig zu sein, so dürft Ihr nicht zweifeln, daß ich meine ganze Kraft dafür einsetze und fortab nur die Interessen des katholischen Königs im Auge habe.

DON GONSALVO: Ich bin Euch außerordentlich dankbar für soviel Eifer.

DON CESARE: Ich habe die Absicht, mich noch heute auf den Galeeren Seiner Majestät, die im Hafen liegen, einzuschiffen und verabschiede mich daher von Euch.

DON GONSALVO: Geht mit Gott, Hoheit, und möge seine Allmacht mit Euch sein!

DON CESARE: Ich danke Eurer Exzellenz noch, daß Sie im Übermaß meiner Mißgeschicke ein Freund für mich gewesen ist.

Sie erheben sich.

Verfügt, bitte, über mich, Don Gonsalvo, wie über Euern hingebendsten Diener.

DON GONSALVO (*ihn umarmend*): Das ist eine Ehre, die mich aufs tiefste rührt.

DON CESARE: Gott behüte Eure Exzellenz!

Der Wartesaal vor dem Arbeitszimmer des Vizekönigs. — In dem Augenblick, da Don Cesare das Zimmer des Don Gonsalvo verläßt,

erheben sich die Hofleute, Offiziere und Bittsteller, die das Gemach füllen, und entblößen das Haupt.

DON NUNNEZ CAMPEIO (*Kapitän der Garden des Vizekönigs, zu Don Cesare*): Gnädiger Herr, ich verhafte Euch im Namen Seiner Majestät!

DON CESARE (*weicht zwei Schritte zurück*): Was bedeutet das?... Ich bin der Freund des Vizekönigs!... Ich habe sein Wort!

DON NUNNEZ CAMPEIO: Hier sein Befehl! Lest!

DON CESARE (*wirft einen Blick auf das Pergament*): Das ist ein teuflischer Verrat!

DON NUNNEZ CAMPEIO: Ihr dürftet Euch darauf verstehen. Euern Degen!

DON CESARE (*da er, in die Runde blickend, nichts als Spanier sieht*): Noch nie ward eine ähnliche Niederträchtigkeit begangen!

DON NUNNEZ CAMPEIO: Außer zu Sinigaglia. Euern Degen! sage ich Euch, Hoheit, oder soll man ihn Euch abnehmen?

Don Cesare schleudert seinen Degen heftig zu Boden; man hebt ihn auf. Der Herzog wird von den Soldaten fortgeschleppt.

EIN HÖFLING (*zu einer schwarzgekleideten Persönlichkeit, die eifrig auf ihrem Knie schreibt*): Was macht Ihr da, Herr Sannazaro? Sollte diese Szene Euch zu einem Gedicht inspiriert haben?

SANNAZARO: Als ich diesen großen Bösewicht ansah, fiel mir sogleich sein Wahlspruch: Aut Caesar aut nihil ein, und da habe ich eben dieses Distichon abgefaßt.

DIE HÖFLINGE: Laßt sehn! laßt sehn!

SANNAZARO (*liest*):

Omnia vincebas, sperabas omnia, Caesar;

Omnia deficiunt, incipis esse nihil.

DIE HÖFLINGE: Reizend! allerliebste! Wie geistvoll!

Rom

Der Palazzo Borgia. — Doña Maria Henriquez, die Witwe Giovanni Borgias, Herzogs von Gandia; ihre Tochter Doña Isabella Borgia; ein Dominikaner.

DER DOMINIKANER: Jawohl, Frau Herzogin, und sogleich hat ihn der Vizekönig, Don Gonsalvo de Cordova auf den Galeeren

seiner Majestät einschiffen und nach Spanien schicken lassen. Dort wird er, so versichert man, wenn man ihn nicht tötet, zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt werden.

DIE HERZOGIN: Möge Gott ihm verzeihen! seine Untaten vergeben . . . Die sündige menschliche Natur weiß kaum von einer, mit der er sich nicht befleckt hätte . . . Ich habe ihn niemals auch nur einen Augenblick vor dem Bösen zurückschrecken und niemals eine Anwandlung von Reue ihn überkommen sehen. Er hat sogar bis zu dieser Stunde kein Gefühl für die einzige Tugend der Hölle gehabt: für die Gewißheit, daß Gott den Sieg davonträgt. Ach! mein Vater, ich frage Euch . . . Bevor Ihr ins Kloster gingt, habt Ihr ja das Leben kennen gelernt . . . Und es ist kein gewöhnliches Blut, das in Euern Adern rollt . . . Ich frage Euch: was macht eine Familie wie die unsrige auf der Welt? Sie besudelt sie! Sie ist aus der Sünde hervorgegangen, ist von der Sünde getragen worden, hat sich in der Sünde gewälzt, ist auf den wildesten, schäumendsten, schlammigsten Fluten der Sünde dahingetragen worden und nun — hat sie die Vernichtung ereilt! Wo ist nun unser beleidigendes Glück? Nirgends! Trümmer ringsum! Keine Fanfaren mehr, keine Triumphfeiern, keine Gotteslästerungen . . . Wir sind zum Spott geworden für die Massen; ist unser Beispiel vielleicht ein Gegenstand der Erbauung?

DER MÖNCH: Jawohl, gnädige Frau, wengleich in andrer Weise als Ihr glaubt.

DONNA ISABELLA BORGIA: Laßt mich Euch schildern, was mich bewegt, gnädige Frau, und Ihr, Vater. Ich bin freilich erst sechzehn Jahre alt und sollte Euch schweigend, in geziemender Bescheidenheit lauschen; ich habe jedoch das Bedürfnis, Euch zu unterbreiten, was ich an diesem Tage, da wir so furchtbare Dinge vernommen haben, empfunden. Mein Oheim, Don Cesare, hat meinen Vater getötet . . . Was er anderwärts getan, das weiß ich nicht genau und sehne mich auch nicht danach, es zu erfahren. Mir genügt, daß ich unter einer traurigen Düsternis einen rötlichen, todverkündenden Schein wahrnehme, der von unserem Namen auszugehen scheint. Ich weiß nicht, wie ich Euch das Gefühl beschreiben soll, das dieser Anblick mir einflößt, und ich möchte es doch . . . Dieser Anblick, sage ich Euch, denn ich glaube fest daran, und der Eindruck, den ich davon empfangen, und die fort-

währenden Tränen meiner Mutter, all das beunruhigt mich nicht, wie es mich vielleicht beunruhigen sollte. Meine Vernunft gebietet mir, mich ganz der Traurigkeit hinzugeben. Ich tue es nicht. Die einzige Wirkung, die dieses Leid auf mich ausübt, ist, daß ich mich vollkommen, doch ohne Haß, ohne Verachtung, ohne Erregung, von dieser Welt löse, wo solche Dinge begangen werden, und wo der Anblick der Strafen und die fortwährende Erfahrung von der Nichtigkeit der Siege, die das Böse davonträgt, dieses Böse nicht zurückzuhalten und zum Nachdenken zu veranlassen vermögen. Ich hasse die Welt nicht! sie schreckt mich nicht; sie bedeutet mir nichts! Ich habe nirgends Berührung mit ihr; ich weiß nicht, ob sie mich umgibt, — jedenfalls hat sie keine Macht über mich, und wenn ich an sie denke, überkommt es mich wie eine reine ungetrübte Freude, weil ich inne werde, daß ich nichts gemein habe mit dem, was sie liebt, noch mit dem, was sie will.

DIE HERZOGIN: Und dennoch sind wir von den schlimmsten Kindern dieses Bösen; unser Fleisch gehört ihm an, und es drückt ihm jeden Augenblick seine Dornen ein.

DER MÖNCH: So zieht ihr beide aus den gleichen Gegenständen eine ganz verschiedene moralische Nahrung. Auf Euch, Madonna, sind die Streiche der Bosheit niedergefahren und haben die unauslöschlichen Spuren des Schreckens und der Seelenqual in Euch zurückgelassen. Ihr, Donna Isabella, Ihr habt erzählen hören, aber nicht aus eigener Erfahrung empfunden. Nur das Echo der Bosheit hat auf Euch gewirkt. So bemächtigen sich die Handlungen der Menschen in ihrer Schwäche nur eines engen Kreises; sie haben nur die Dauer eines Blitzes und lassen eine Schwingung zurück, die gradweise schwächer wird und verschwindet. Ihre Verheerungen fallen wenig ins Gewicht, und was danach bleibt . . . was bleibt, das ist . . ., wißt Ihr's? . . . der ewige Glanz des Lebens! Und keine Macht der Hölle vermag diesen Glanz jemals auszulöschen! So wandelt ihr denn alle beide, die eine niedergedrückt von der Last ihrer Entsagung, die andere froh ihrer Weltabkehr, gleichen Schrittes der ewig gleichen Region des Guten und der Wahrheit zu.

DIE HERZOGIN: Wir, wir beide, mein Vater? Ihr vergeßt, aus welcher entsetzlichen Höhle wir kommen!

DER MÖNCH: Das ist eben das wunderbarste Mysterium des Weltalls, und sogar die Achse seiner Existenz. Der Theriak ist aus

dem Gifte der Viper gewonnen, und aus der aus unreinen Stoffen bestehenden Dammerde erhebt sich das erlesene Haupt der seltensten Blumen! Glaubt ihr, daß für mich, daß für dieses ganze Volk von Rom, das seit so langen Jahren zu euch aufschaut, euch bewundert und verehrt, nicht schon eure Gegenwart allein eine Wohltat sei? Wenn ihr die so verschiedenen Eindrücke erlebt, die der Name, den ihr tragt, hervorruft, solltet ihr da die Absicht einer Vorsehung verkennen? Und wenn man voll Wut und Abscheu: „Cesare Borgia“ schreit, ist es da etwa gleichgültig, daß man mit Innigkeit, mit Tränen der Liebe in den Augen hinzufügt: „Maria und Isabella Borgia“? Ach! Madonna, ach! meine Tochter, es fehlt nicht an Narren, die da schreien, es gebe keinen Gott, weil sie Alexander VI. mit der Tiara geschmückt und Savonarola zur Hinrichtung geschleppt sehen! Wenn ich ihnen antworten würde, indem ich euch ansehe: Nein! das Böse gibt es vielmehr nicht! sollte da mein Schluß nicht soviel wert sein wie der ihrige? . . . Es gibt Böses, es gibt Gutes, und das Gute gewinnt die Oberhand; es macht nicht soviel Lärm, es brüstet sich nicht, es spreizt sich nicht, es erhebt kein Gebrüll, es windet sich nicht empor, um sich der ersten Stellen zu bemächtigen, aber es ist da, es handelt, und die Hand, die sich zuletzt auf das Werk der sieben Tage legt, wird die seine sein!

DONNA ISABELLA (*läßt sich vor ihrer Mutter auf die Knie sinken*): Weint nicht, Madonna! Madonna, schüttelt bitte nicht den Kopf! Der Pater spricht die lautere Wahrheit! Es schmerzt mich sehr, Euch so niedergeschlagen zu sehen! . . . Und doch, ich gestehe es Euch . . . ich habe den Himmel im Herzen! . . . Gott ist so groß! . . . Glaubt mir! Das Böse . . . es hat so wenig zu bedeuten! DIE HERZOGIN (*trocknet ihre Augen*): Wir müssen für diesen Unglücklichen beten, und wir wollen in seinem Namen reichliche Almosen austeilen.

DONNA ISABELLA (*umarmt ihre Mutter, indem sie ihren Halsschmuck abnimmt*): Ich werde all meine Kleinodien hingeben.

DER MÖNCH: Gebt sie, meine Tochter. Was ich sehe, wiegt alle Untaten des Sünders auf, ja überwiegt sie.

In Spanien

Viana.

Die navarresischen Truppen belagern die Stadt. — Es ist Nacht; es schneit und regnet. — In der Ecke des Laufgrabens, nach der Stadt zu eine Schildwache; der Himmel ist so schwarz, daß man ihn kaum wahrnimmt. — Ein Fähnrich mit einigen Soldaten löst die Vorposten ab.

DER FÄHNRICH: Haben wir's?

EIN KORPORAL: Es bleibt noch eine Wache. Dort hinten steht sie.

DER FÄHNRICH: Teufelsnacht! Ich kann nichts unterscheiden! Es ist eine Hundekälte . . . Vorwärts.

DIE WACHE: Wer da?

DER FÄHNRICH: Navarreser! . . . Halt! . . . Die Losung! . . . San Jago!

DIE WACHE: Und Pampeluna! . . . Ihr erkennt mich nicht wieder, Don Michele!

DER FÄHNRICH: Welche Stimme! . . . Ist es möglich? Korporal, bring die Laterne! . . . Ihr seid es also, gnädiger Herr?

DIE WACHE: Hier Cesare Borgia!

DER FÄHNRICH: Wie tief sind wir gefallen! . . . Und ich bin Euer Vorgesetzter! . . . Welch ein Jammer!

DIE WACHE: So lange man lebt, bewegt man sich fort und kann man wieder emporsteigen!

DER FÄHNRICH: Seid Ihr nicht entmutigt?

DIE WACHE: Narr! . . . Man hat mir meinen Kerker geöffnet, weil man mich für ungefährlich hält. Welche Täuschung! Frankreich hat mich im Stich gelassen und geplündert! . . . Italien prahlt damit, daß es mich für tot hält! . . . Ah! heilige Rache!

DER FÄHNRICH: Was mich betrifft, ich denke nicht daran. Ich verlange nicht mehr als mein Brot zu verdienen und es ohne Zank und Streit zu verzehren. Tut desgleichen; glaubt mir, wir sind besiegt.

DIE WACHE: Feigling! So lange ich noch einen Atemzug habe, atmet er Haß und Begehren.

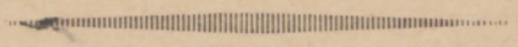
DER FÄHNRICH: Wohl bekomm's Euch! Ihr werdet Euch Eure letzten Zähne daran ausbeißen . . . Unterdessen löse ich Euch ab;

kommt und wärmt Euch. Schon graut der Tag; der Feind fängt wieder an, auf uns zu schießen.

Ein von einer Bastei kommender Falkonettschuß trifft die Wache mitten in den Leib.

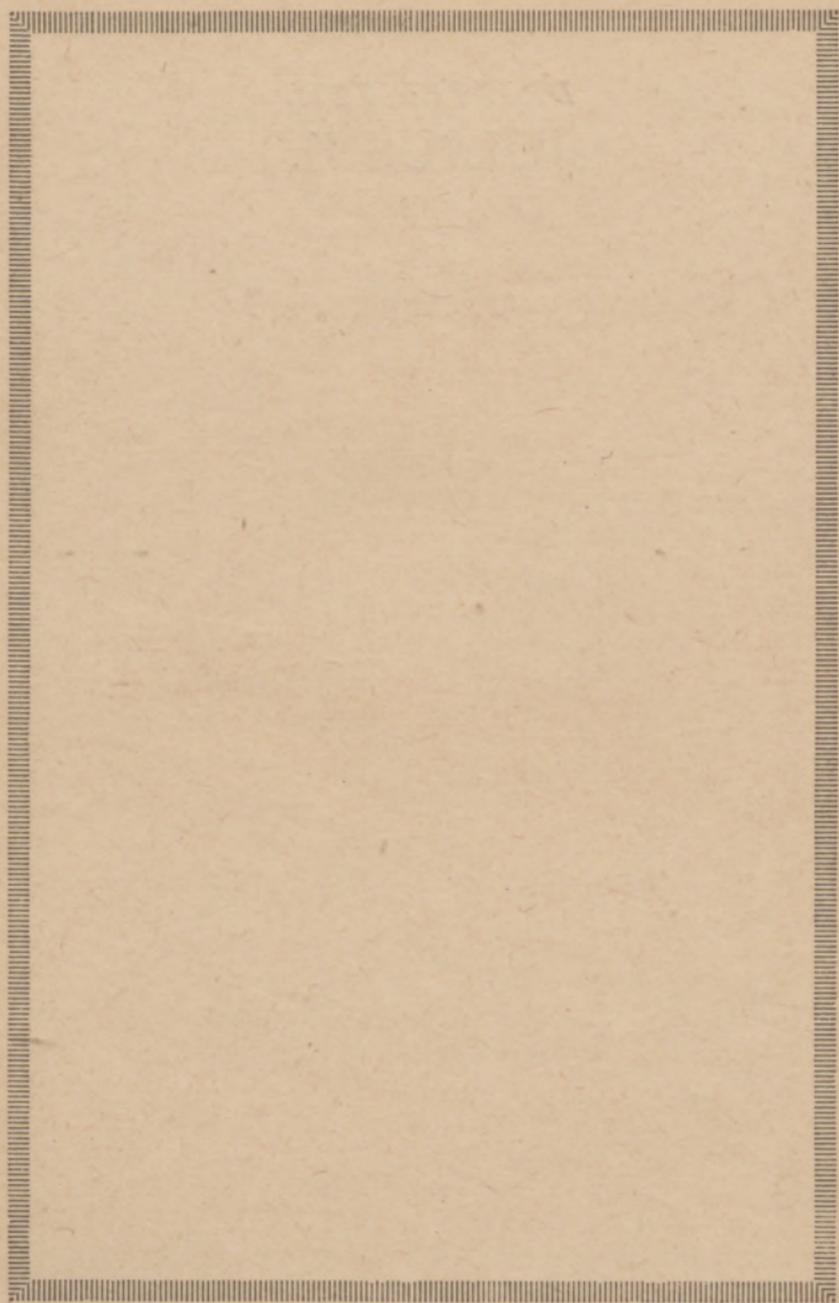
Allmächtiger Himmel! Da liegt er!... Don Cesare!... Tot! ... Zertreten im Kot wie ein Wurm, er, der stolzeste der Dämonen!... Tausend Millionen Teufel!... Fort von hier!... Wärmen wir uns!

Der Fähnrich und die Soldaten entfernen sich; Troßknechte fallen über den Leichnam der Wache her, plündern ihn rein aus und werfen ihn nackt in den Graben.





DRITTER THEIL
JULIUS II.



Rom

Ein Gemach im Vatikan. — Julius II., Bramante.

JULIUS II.: Du bist zwar nur ein Künstler; aber ich, der ich ergründe, welcher Seelenkraft es bedarf, um Wesen aus Stein zu erschaffen und ihnen Leben einzuhauchen, ich will zu dir reden wie zu meinesgleichen.

BRAMANTE: Auch ich, Allerheiligster Vater, verstehe das Werk, das Eurem geistigen Auge vorschwebt.

JULIUS II.: Du verstehst, wie schwierig es ist, Ordnung zu stiften in dem Bereich der Trümmer, die wilde Jahrhunderte und die Verbrechen meines Vorgängers über Italien aufgehäuft haben. Dieses unglückliche Land ist schlimmer besudelt, als die Ställe, zu deren Reinigung es eines Herkules bedurfte. Inmitten von umgestürzten Steinblöcken, Dornestrüpp und Giftpflanzen blähen sich die Schlangen und Kröten mit Behagen, und dennoch, Bramante, sind diese Schuttfelder, ist dieses unsaubere Gestrüpp der geheiligte Überrest einer glänzenden Vergangenheit! Ich will ihn in ein Paradies verwandeln, nicht weniger schön als das der heiligen Schrift.

BRAMANTE: Ein solches Werk wird seinen Schöpfer mit Ruhm bedecken.

JULIUS II.: Aber wir sind alt, du und ich. Wollen wir das Werk vollenden, so ist es hohe Zeit. Die Tage sind uns zugemessen; wir müssen uns daher beeilen. Es gilt unsere Pläne auf den ersten Wurf zu fassen und sie mit einem Schläge auszuführen, ohne zu zögern, ohne zu warten und mit diesen unsern Händen, welche die Altersschwäche bald zittern machen wird. Schaffen wir viel und schnell, schaffen wir wuchtige, gute, starke Werke, die vernichtend sind für all das Schlechte, das unterdrückt werden muß. Hilf mir dabei aus ganzem Herzen und aus aller Kraft.

BRAMANTE: Ich will mich ganz und gar dieser Aufgabe hingeben. Der Himmel strafe mich, wenn ich über meine Mühe klage!

JULIUS II.: Während ich ausrotte, was in der Romagna noch an kleinen Tyrannen übrig ist und für immer die Macht des heiligen apostolischen Stuhles sichere, ja, während ich, bei meinem Eide! keine Gelegenheit vorübergehen lassen werde, in unserem Lande die Barbaren auszutilgen und die Spanier wie die Franzosen, die

Deutschen wie die Schweizer zu verjagen, und das mit Feuer und Schwert, mit dem Kirchenbanne und allen Blitzen aller Flüche . . . Vor Gewalttaten schrecke ich nicht zurück und Gewissensbedenken sollen mich nicht anfechten! Denn, versteh' mich wohl, mein Sohn! es gibt Zeiten, da die Gewissensbedenken gut sind für den Beichtstuhl, sonst aber einfach strafbar, sintemal die Tugend einzig und allein im Gelingen besteht: während ich also nichts schone und spare, übertrage ich dir, Bramante, die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß das Feuer des Geistes zu einem Scheiterhaufen von so verzehrender Kraft werde, daß die Unwissenheit und die Roheit der vergangenen Jahrhunderte darin vergehen, und daß die Flamme in solchem Glanz erstrahle, daß die Nachwelt sie wie ein Leuchtfeuer gewahre, nach dem sie sich für immer richten kann.

BRAMANTE: Eine Welt strömt aus Eurem Haupte in das meine über. Eure Gedanken rufen mit zu: Schaffe, Bramante!

JULIUS II.: Gehorche ihnen, und da ich dich nicht habe kommen lassen, um die Zeit mit Abschweifungen zu verlieren, so vernimm meine Pläne: der Vatikan ist zu klein! Das ist nicht mehr ein Palast würdig des souveränen Hohenpriesters der Christenheit, dieses Nachfolgers des Apostels, der die Tore der Welten öffnet und schließt. Ich bedarf einer Behausung, die imstande ist, die Nationen mit Überraschung und Ehrerbietung zu erfüllen. Du wirst mir also hier zwei lange prunkvolle Galerien errichten, welche die Breite der Talsenkung durchlaufen und mir den Vatikan mit dem Belvedere verbinden sollen. Du wirst dort alle Schönheit, alle Grazie, alle Erfindung deiner Kunst häufen und auch all ihre Kühnheit entfalten. Fürchte nicht, zu weit zu gehen! Scheue nicht vor den Kosten zurück! Vergiß nicht und halte dir stets vor Augen, daß deine Phantasie, so mächtig sie auch sein mag, an der Größe meines Willens gemessen, nie anders als zwerghaft erscheinen kann.

BRAMANTE: Ich will versuchen, mich emporzurecken, so sehr ich kann. Es wird eine lange und mühevoll Arbeit werden.

JULIUS II.: Mühevoll? Das ficht mich nicht an. Lang? Das verbiete ich dir! Du wirst unverzüglich beginnen, wirst dich Tag und Nacht dem Werke weihen. Du wirst dir nicht eher Ruhe noch Rast gönnen, als bis ich zu dir sage: Halt ein! aber dieser Augenblick wird niemals eintreten! Bevor ich sterbe, will ich selbst schauen, was ich vollbringe. Wenn du schläfst, wenn du issest,

bestiehst du mich! Hör' weiter. Rom ist durch eine Menge düsterer, schmutziger Gäßchen entstellt. Du wirst sie verschwinden machen. An ihrer Stelle und auf die Art, die dir gut scheint, wirst du eine ausgedehnte, breite, stolze Straße ziehen und sie mit Palästen und prächtigen Gebäuden einfassen.

BRAMANTE: Laßt mich vorerst die Galerien des Vatikans beginnen, dann werden wir weiter sehen. Ihr erschreckt mich.

JULIUS II.: Mattherziger! Ich wiederhole dir: ich bin alt, ich kann nicht warten. Eile tut not. Ist es meine Schuld, wenn die Menschen, die Ereignisse, die Langsamkeit des Erfolges, die Schicksalstücken, die es zu überwinden gilt, diese unendliche Reihe unfruchtbarer Tage, Monate, Jahre, unter denen das menschliche Leben verschüttet liegt, mir solange den Weg versperrt haben? Wäre ich früher ans Ziel gelangt, würde ich vielleicht auf deine Einwände hören, und doch . . . nein! Du wirst alsbald ausführen, was ich dir befehle, und was noch nicht einmal der Anfang ist. Das eigentliche Werk, das ich dir auftrage, kommt jetzt.

BRAMANTE: Wie! Allerheiligster Vater, das ist noch nicht alles?

JULIUS II.: Ich verlange deine Werke, nicht deine Beklemmungen. Während ich, ja ich, dieser Giuliano della Rovere, der zu dir redet, das Hohepriestertum so schwer auf den Schultern der Könige lasten lassen und so hoch emporheben werde, daß das Erbe des heiligen Petrus schon in dieser Welt das Erbe Israels in der andern aufwiegen wird, sollst du gleichzeitig hier das sichtbare Zeichen dieser Oberhoheit schaffen. Du, Bramante, wirst der heiligen Kirche einen würdigen Tempel bauen! Die alte Basilika steht uns nicht mehr an, ebensowenig wie der alte Vatikan. Reiß nieder, zerstöre, zerbrich und zeige mir an Stelle dessen, was du beseitigt hast, all das, was du zu ersinnen vermagst.

BRAMANTE: Ich werde mich mit den größten Künstlern Italiens umgeben. Wenn nur Michelagnuolo zurückkehren wollte! Aber er hat zu viel Angst vor Euch, nach der Beleidigung, die er Euch angetan hat!

JULIUS II.: Er wird kommen, freiwillig oder gezwungen, das schwöre ich dir. Ich leide es nicht, daß die Sixtina unvollendet bleibe.

BRAMANTE: Auf jeden Fall habe ich Raffaello von Urbino, und wenn der Buonarroti auf seinem Kopf beharren sollte . . .

JULIUS II.: So würde ich auch auf meinem Kopf beharren, und dein Raffaello würde ihn mir nicht ersetzen. Auf denn! geh', spute dich, eile dich! Andere Geschäfte harren meiner. Die Venezianer und die Franzosen liegen sich in den Haaren. Wohlan denn, geh!

Venedig

Die Menge füllt die Straßen und die Kirchen. Kanonendonner in der Ferne. Der Senatssaal; von den Fenstern gewahrt man den Marcusplatz, auf dem sich das Volk drängt. — Die Senatoren bilden in Erwartung der Sitzung Gruppen und unterhalten sich mit ernster Miene.

GIOVANNI CONTARINI (zu denen, die ihn umgeben): Die Lage ist folgende: die Schlacht von Agnadello verloren, sechstausend Mann geblieben, d'Alviano sehr schwer verwundet, und alle unsere Provinzen auf der terra ferma an Feigheit miteinander wett-eifernd.

PIETRO BEMBO: Nur zu wahr. Aber Bürger und Bauersmann haben, wo man die letzte Hoffnung auf sie setzte, ein unglückliches Vaterland niemals anders verteidigt.

GIOVANNI CONTARINI: Gewiß; ich mache ihnen auch keinen Vorwurf und betrachte nur die Tatsachen — Caravaggio, Bergamo, Crémone haben sich aus freien Stücken ergeben. Brescia hat es noch besser gemacht. Um den Franzosen Unterpfänder zu geben, haben die Einwohner die Besetzung überrumpelt und ihre Tore geöffnet. Kurz, was zu verschmelzen und an unsere Verwaltung zu gewöhnen uns Jahrhunderte gekostet hat, das hat sich in einem einzigen Tage aufgelöst.

FRANCESCO NANI: Vielleicht muß man die entsetzlichen Grausamkeiten in Anschlag bringen, deren sich die Franzosen schuldig gemacht haben. Die Einwohner waren in Angst und Schrecken.

MARCO CONTARINI: Setzt den Fall, es hätte sich um sanftmütige Sieger gehandelt, so wäre das Ergebnis das gleiche gewesen. Unsere Besitzungen in Italien verloren; der Kaiser in Friaul eingedrungen und alles in Verwirrung setzend; die Truppen des Papstes uns von Ravenna her bedrohend; der Gonzaga Herr von

Lunato und Asola; der Herzog von Ferrara im Polesinischen, und die Franzosen selbst unter unsern Augen in Fusina, ihre Kanonen auf uns richtend . . . Ihr vernehmt sie! . . . Welcher Worte man sich auch bedienen mag, — das sind die Tatsachen.

FRANCESCO NANI: Seit dem Kriege von Chioggia ist die Republik niemals von einer so großen Gefahr bedroht gewesen.

PIETRO BEMBO: Um das Unglück voll zu machen, kommen wir unsern Vätern nicht gleich. Sie zeigten sich unbeugsam, und wir verlieren, fürchte ich, den Kopf.

GIOVANNI CONTARINI: Ich bin nicht Eurer Meinung. Die Zehn besitzen die nötige Kaltblütigkeit. Was ist denn das für ein Lärm auf der Treppe?

FRANCESCO NANI: Man bringt den Prokurator Paolo Barbo in einem Sessel. Seit zehn Jahren ist er nicht mehr im Senat erschienen; er ist gebeugt von der Last der Jahre und halb gelähmt.

GIOVANNI CONTARINI: Er hat Eure Zweifel vorausgesehen, Herr Bembo, und bürgt durch seine Anwesenheit dafür, daß die Patrizier von Venedig angesichts der Franzosen dieselben Männer sind, wie ihre Ahnen, die Senatoren von Rom, es angesichts der Gallier waren.

MARCO CONTARINI: Da ist der durchlauchtigste Doge und die Signorie. Nehmen wir unsere Plätze ein, ihr Herren!

Auf dem Markusplatz

EIN KAUFMANN (*einen vorübergehenden Senator anhaltend*): Magnifico, kann ich Euch sprechen?

DER SENATOR: Macht schnell, Meister Antonio. Ich fürchte zu spät zur Sitzung zu kommen.

DER KAUFMANN: Magnifico, die Kaufleute des Rialto haben vernommen, daß der durchlauchtigste Senat der Republik das Vermögen aller seiner Mitglieder zur Verfügung gestellt hat; sie halten es mit dem ihrigen ebenso. Man komme nur und hole unsere Geldtruhen; sie sind voll, und wir geben sie mit Freuden hin!

DER SENATOR: Ich danke Euch, Meister Antonio, und die Signorie wird von Eurem Anerbieten in Kenntnis gesetzt werden.

Jetzt aber laßt Euch raten und geht nach Hause und veranlaßt Eure Freunde ein Gleiches zu tun. Die eitle Neugier und die zwecklose Unruhe müßt Ihr dem niedern Volke überlassen. Ehrsame Bürger dürfen, komme, was da wolle, niemals aufhören, ihrer Geschäften zu obliegen. Auf den Plätzen herumstehen, ist Unordnung, und die Unordnung ist das schlimmste der Übel.

DER BÜRGER: Ihr habt recht, Magnifico. Kommt, Meister Geronimo, und du, mein Neffe, gehen wir nach Hause. Die Sorge, den Staat zu retten, kommt Einsichtigeren zu.

Sie gehen. Der Senator tritt in den Palast.

EIN SBIRRE (*verkleidet, zu einer Gruppe von Fischern und Gondelführern*): Auf! ihr da, zum Arsenal! Man wirbt dort für die Flotte an.

EIN MATROSE: Wir möchten gern wissen, was der durchlauchtigste Senat beschließen wird.

DER SBIRRE: Er hat bereits beschlossen, daß du ausgepeitscht wirst, wenn du so weiter den Tagedieb machst, statt dem Vaterland zu helfen. Vorwärts, Kinder! genug des Geschwätzes! Geht!

DAS VOLK: Es lebe San Marco!

Eine Gondel kommt mit Macht herangerudert und legt an den Stufen der Landungstreppe an. Der Provveditore Andrea Gritti und mehrere Bewaffnete entsteigen ihr. Die Senatoren verlassen in diesem Augenblick den Palast.

GIOVANNI CONTARINI: Was! Ihr, Andrea? Wie seid Ihr durch die französischen Linien gekommen?

ANDREA GRITTI: Es mußte gehen.

PIETRO BEMBO: Was habt Ihr für Nachrichten?

ANDREA GRITTI: Ausgezeichnete! Ihr baut Mühlen, ich sehe Zisternen graben; Korn ist überreichlich vorhanden; die Bojen auf den Kanälen sind entfernt. Wenn die Gefahr außerordentlich ist, so ist die Entschlossenheit es nicht minder; Gott ist mit dem Vaterlande!

FRANCESCO NANI: Der Senat hat die Absicht, Euern General zu beglückwünschen, da er am Glücke nicht verzweifelt hat.

ANDREA GRITTI: Er handelt damit gerecht und weise. Der Graf von Petigliano hat bei Agnadello getan, was man tun konnte, und seine geschlagenen Truppen sind bereits wieder gesammelt. Wir werden so lange standhalten, als es irgend geht.

GIOVANNI CONTARINI: Die Zehn beraten. Sie haben soeben Gesandte an den Papst geschickt, um ihn zu bitten, der Liga den Rücken zu kehren. Was machen die Franzosen in Fusina?

ANDREA GRITTI: Narrenpossen. Sie vergnügen sich damit, auf den Campanile zu schießen, obwohl sie wissen, daß ihre Kugeln nicht halb so weit fliegen. Sie nennen das, uns verhöhnen.

GIOVANNI CONTARINI: Frisch zu! frisch zu! Das Vaterland wird nicht verderben! Wackerer Gritti, Euch aufrecht, lebend zu sehen, Euch die Hand zu drücken nach den Gefahren, die in dieser letzten Zeit an Euch vorübergegangen sind, das ist gewiß ein Beweis des göttlichen Schutzes.

ANDREA GRITTI (*mit Tränen in den Augen*): Es lebe San Marco! Er tritt mit seinem Gefolge in den Palast. Die Senatoren entfernen sich.

Bologna

Das Gemach des Heiligen Vaters. — Julius II., Kardinäle, Bischöfe, Kämmerer, Offiziere der schweizerischen und italienischen Garden.

JULIUS II.: Ah! hier fühle ich mich wohl! Die Herren Bologneser wären nunmehr zur Vernunft gebracht! Sie sollen nur versuchen, noch einmal auszuschlagen, und der Sporn wird ihnen ein wenig tiefer ins Fleisch dringen! Fortab gehören sie der Kirche. Sie mögen sich bemühen, es nicht zu vergessen. Ihr werdet ihnen meine Worte hinterbringen... Und jetzt laßt Michelagniole Buonarroti eintreten... Ah! da bist du ja!... Endlich!... Das ist ein Glück!... Hätte ich nicht gedroht, dich in eigener Person in Florenz zu holen, du wärest nicht wiedergekommen!

MICHELAGNIOLO: Allerheiligster Vater, ich war der Meinung, Ihr bedürftet meiner nicht.

JULIUS II.: Ah! du warst der Meinung? ... Es wäre mir nicht unangenehm, zu erfahren, was dich auf diese Meinung brachte. Äußere dich, rückhaltlos und ohne Furcht! Ich denke mir, daß du, gerade du, keine Angst vor mir hast!

MICHELAGNIOLO: Ich habe Angst vor Euch, Allerheiligster Vater, aber die Wahrheit ist die Wahrheit.

JULIUS II.: Ah! du hast Angst vor mir? Gut denn! tu', als ob

es nicht der Fall wäre. Wie hast du auf den Gedanken, auch nur auf den Gedanken kommen können, dich aus Rom davonzumachen, da du doch recht wohl wußtest, daß ich dich dort gegenwärtig zu sehen wünschte?

MICHELAGNIOLO: Allerheiligster Vater, während ich gleichzeitig an den Malereien in der Sixtina und an Euern Statuen arbeitete und eben den Moses beendigt hatte, den Eure Heiligkeit zu billigen schien . . .

JULIUS II.: Ah! ich schien dir deinen Moses zu billigen? . . . Ich schien dir . . . Ah! ich schien dir! . . . Doch, fahre fort . . . nun!

MICHELAGNIOLO: Hatte ich Marmor bestellt; er kam auch an. Die Seeleute mußten bezahlt werden, und während diese Leute die Blöcke an der Ripa ausluden, bin ich gekommen, um von Eurer Heiligkeit das nötige Geld zu erbitten.

JULIUS II.: Ich war mit meinen romagnolischen Angelegenheiten beschäftigt! Sie sind nunmehr geordnet, und ich werde nicht mehr fahren lassen, was ich besitze. Alle Welt soll das erfahren; es war doch wohl das mindeste, daß die Interessen der Kirche vorangingen . . . Doch, nein! weiter, immer weiter! Erkläre dich!

MICHELAGNIOLO: Allerheiligster Vater, Ihr seid unzufrieden; ich sage lieber nichts.

JULIUS II.: Ich habe dir befohlen zu reden, — ich finde es ein wenig stark, daß du mich den Befehl wiederholen läßt!

MICHELAGNIOLO: Also, weil es denn sein muß, so sage ich's: Ihr habt mich nicht empfangen. Ich habe Euern Marmor mit meinem eigenen Gelde, von meinen eigenen kärglichen Mitteln bezahlt.

JULIUS II.: Bin ich für Eure verrückten Ausgaben verantwortlich, Messere?

MICHELAGNIOLO: Ich trinke Wasser und esse Brot. Meine Kleider sind keine zehn Scudi wert. Ihr verwechselt mich mit Euerm Raffaello.

JULIUS II.: Ich verwechsle dich mit . . . Einerlei! Einerlei! . . . Fahr fort!

MICHELAGNIOLO: Ich bin wiedergekommen — dreimal! Beim drittenmal hat mir ein Bedienter in unverschämtem Tone gesagt, ich könnte mich mit Geduld wappnen, dieweil er Befehl

habe, mich überhaupt nicht mehr vorzulassen; und als er gefragt wurde, ob er wisse, was er rede, antwortete er: Ich weiß es recht wohl; ich gehorche aber seiner Heiligkeit, meinem allergnädigsten Herrn.

JULIUS II.: Und dann, was hast du ihm dann erwidert? Laß einmal sehn! Es ist dir ja doch eine Antwort auf die Zunge gekommen! So geduldig bist du ja nicht, daß du nicht manchmal sogar... Doch... nein! Kurz, was hast du ihm entgegnet?

MICHELAGNIOLO: Nun denn! ich habe geantwortet, daß...

JULIUS II.: Du hast geantwortet: Wenn der Papst mich nötig haben wird, so wird er erfahren, daß ich mich anderswohin gewandt habe!

MICHELAGNIOLO: Das ist wahr.

JULIUS II.: Ah! das ist wahr? Fahr fort.

MICHELAGNIOLO: Ich habe nichts fortzufahren. Ihr wißt ebensogut Bescheid wie ich. Ich habe sofort meinen Hausrat an die Juden verkauft und bin nach Florenz gegangen.

JULIUS II.: Und ich, was habe ich dann getan? Denn es ist nicht gerade meine Art, mir Respektlosigkeiten gefallen zu lassen, soviel ich weiß! Ich habe doch sicher etwas getan?

MICHELAGNIOLO: Ich verstehe nicht, welches Vergnügen es Eurer Heiligkeit machen kann, mich auf diese Weise zu quälen. Eure Heiligkeit weiß besser als ich, was sie getan hat.

JULIUS II.: Nun, wird's bald?

MICHELAGNIOLO: Da Ihr mich zum Äußersten treibt, so will ich sagen, was Ihr getan habt! Ihr habt mir Schlag auf Schlag fünf Kuriere gesandt, mit dem Befehl, unverzüglich bei Gefahr Eurer Ungnade zurückzukehren; aber ich bin nicht der Ansicht, daß man mich wie den ersten Besten behandeln darf. Ich habe Euch bitten lassen, einen andern Bildhauer zu suchen.

JULIUS II.: So ist es also doch wahr, daß er die Kühnheit so weit getrieben hat, mir wörtlich diese Botschaft zu senden!... Aber weiter, immer weiter!

MICHELAGNIOLO: Messer Piero Soderini hat mich bedeutet, die Signorie habe drei Breven erhalten mit dem Befehl, mich bei Strafe der Exkommunikation nach Rom zurückzusenden. Ich habe also gehen müssen. Ich bin gegangen, und da bin ich nun.

JULIUS II.: Du bist demnach nicht ganz freiwillig zurückgekehrt?

Und obendrein noch erzählen Unverschämte überall, du habest mich töten wollen, indem du mir in der Sixtina, in die ich gegen deinen Willen gekommen war, von deinem Gerüst herab Balken auf den Kopf warfst. Sage mir jetzt gefälligst, welcher Fürst ist so schwach, so sanftmütig, so albern, daß man ihm zumuten könnte, derartige Beleidigungen hinzunehmen, ohne daß er sich dafür rächte?

Ein Augenblick des Stillschweigens.

EIN BISCHOF: Allerheiligster Vater, Eure Heiligkeit möge geruhen, Mitleid mit diesem armen Mann zu haben. Er ist sich der Tragweite seiner Handlungsweise nicht bewußt. Solche Leute haben wenig Hirn und verstehen nichts weiter als ihr Handwerk.

JULIUS II. (*springt wütend auf und fällt mit Stockschlägen über den Bischof her*): Unverschämter! Schulfuchs! Idiot! Was erlaubst du dir, meinen Künstler zu beleidigen? Habe ich es etwa auch nur mit einem Worte getan? Marsch! Man werfe ihn mir vor die Tür, diesen elenden Tropf, diesen Esel! diesen Lumpenkerl! Und du, Michelagnio, komm her, näher! so komm doch! . . . Knie nieder! . . . Da hast du meinen Segen! Küsse den Fischer-ring! Sei nicht mehr böse, mein Sohn; geh' an die Arbeit. Du sollst soviel Geld haben, als ich nur geben kann. Mach' mir eine Fülle des Schönen! Du bist ein Schöpfergott! Geh, mein Sohn! Denke nie mehr daran, mich zu verlassen! Du bist der Ruhm des Papstes, bist der Ruhm Italiens!

Michelagnio erhebt sich, macht das Zeichen des Kreuzes, grüßt und geht.

EIN KÄMMERER: Die Gesandten Venedigs sind zum drittenmal seit heute morgen wiedergekommen. Sie bitten Eure Heiligkeit dringend, sie zu empfangen.

JULIUS II.: Sie sind verwegen! Wissen sie nicht, daß ich mich geweigert habe?

DER KÄMMERER: Man hat es ihnen ausdrücklich gesagt, Allerheiligster Vater!

JULIUS II.: Diese Venezianer! Italiener und doch keine, Christen ohne den Willen es zu sein! Sie haben mir die Romagna streitig machen wollen und mich wider meinen Willen gezwungen, mich mit den Franzosen zu verbünden! Jetzt sind sie in der äußersten Bedrängnis; was wollen sie nun?

EIN VENEZIANISCHER KARDINAL (*dem Papst leise ins*

Obr): Allerheiligster Vater, die Gesandten sind mit den denkbar weitgehendsten Unterwürfigkeitserklärungen beauftragt. Folgendes sind die Punkte, die Ihr verlangt habt, und die sie zugestehen: öffentliche Buße dafür, daß sie Euch beleidigt haben, Verzicht auf die vom Staate abhängigen Pfründen . . . Wir treten Euch Ferrara ab und geben Euch das Recht der Schifffahrt auf dem Adriatischen Meere ohne Zollbeschwerung.

JULIUS II.: (*ebenso*) Das lasse ich mir gefallen. Führt Eure Gesandten zu mir. Wenn wir zu einer Verständigung gelangen, gebe ich nicht allein das Bündnis mit den Franzosen auf, sondern Ihr sollt mir auch helfen, Italien von ihnen zu befreien.

DER KARDINAL.: Jawohl, Allerheiligster Vater.

JULIUS II.: Die Gesandten sollen mich heute nacht aufsuchen. Ich weigere mich, sie öffentlich zu empfangen. Dazu ist es noch nicht Zeit.

Rom

Ein Garten. — Zypressen, dichte Rosengebüsche; eine Marmorbank inmitten von Grün und Blumen; hinter der Bank eine antike Venusstatue. — Raffael, eine Dame.

DIE DAME: Ich liebe Euch mehr und anders als Ihr glaubt.

RAFFAEL: Ich glaube, daß Eure Liebe zu mir groß ist. Wenn ich sie erwidere, oder vielmehr, wenn ich sie Euch gebe, und wenn Euer Herz mir nur die Zärtlichkeit, die ich über Euch ausgieße, gleich einem treuen Spiegel in bezauberndem Glanze zurückstrahlt, ist das nicht gerecht?

DIE DAME: Raffaello, Ihr versteht mich nicht. Ich liebe Euch aus mir selbst, durch mich selbst und so vollkommen, daß der geringe Sinn, den Ihr dafür habt, mich nicht in Erstaunen setzt.

RAFFAEL: Warum sprecht Ihr so, Geliebteste?

DIE DAME: Es schmerzt mich zu sehen, daß ein Herz, wie das Eure, die Fülle des wahrhaft Kostbaren, das man vor ihm verschwendet, nicht wahrnimmt und sich bei dem aufhält, was seiner und meiner am wenigsten würdig ist. Warum wolltet Ihr mir denn das Hochgefühl des Glaubens nicht gönnen, daß meine Liebe mehr als meine Schönheit gelte?



RAFFAEL: Ich bin so sehr davon überzeugt, als Ihr nur wünschen könnt. Ist mein Herz denn so klein geartet, daß ich an Euch nur die Größe und das Feuer Eurer strahlenden Augen, die weiche Rundung und den Schimmer Eurer Wangen, die leise Öffnung Eurer Granatlippen und die Biagsamkeit Eures unvergleichlichen Wuchses gewahren sollte? O glaubt das nicht! Ich erkenne gleichermaßen und mindestens ebensogut, wie groß und hochgemutet Euer Herz ist, und wie hoch sich dieser Geist emporschwingt, den mehr als ein Dichter mit vollem Recht dem kühnen Fluge des Vogels verglichen hat, der Jupiter in den Schoß des obersten Himmels hinaufträgt. Hätte ich eine hehre Sibylle zu malen, so würde ich Euch zum Vorbild ausersehen; der göttliche um Eure Schläfe gewundene Lorbeer hätte nie eine würdigere Stirn umfassen! Wer erkennt in Euch nicht die glänzende Jüngerin der erhabensten Philosophie, die Tochter Platons? Sah man Euch nicht vor einer Versammlung bewunderungs- und freudetrunkener Weiser an jenem Tage, da Ihr den Phaidon mit einer Beredsamkeit auslegtet, die der Kunst der Redner von Athen und Rom nichts nachgab? O Schönste, Gelehrteste, Erleuchtetste und zugleich verführerischste der Frauen, wie könnt Ihr denken, daß ich Euch verkenne?

DIE DAME: Die Ihr geschildert, bin ich nicht; ich bin die, die Raffaello liebt und vielleicht von ihm geliebt wird.

RAFFAEL: Vielleicht?

DIE DAME: Es gibt keinen Ruhm, der höher wäre. Ist es nicht begreiflich, wenn ich manchmal fürchte, daß dieser Raffaello, der in diesem Augenblicke — in diesem Augenblicke, der einer ganzen Ewigkeit von Glück gleichkommt — hier auf diesem smaragdgrünen Rasen zu meinen Füßen sitzt, seinen Arm auf meinen Knien, sein schönes Haar, sein bezauberndes Haupt so zärtlich in meine Hände geschmiegt, die . . . du, nicht wahr? vor Erregung und tiefster Glückseligkeit beben fühlst! . . . Ja, ja, ich glaube zuweilen, daß dieser Raffaello, indem er an mir allzusehr nur das, was ein Ende nehmen muß, gewahrt und schätzt, zu wenig an meine unverwelkliche Liebe denkt! . . . Seht mich an . . . Seht mich fest an . . . ja . . . seht mich so an . . . Was findet Ihr, was erfaßt Ihr in dem offenen Blick meiner Augen, wenn nicht den unablässigen Ausdruck meiner heißen Anteilnahme an Euern Triumpfen, Euerm Ruhm, an dem Wachsen Eures Genies?

RAFFAEL: Gott verhüte, daß ich es nicht erkennte! Die leichtfertige Zuneigung, liebe Freundin, die wandelbaren Wünsche, die flüchtigen Launen, sind Strahlen einer tiefstehenden Sonne. Sie erwärmen nicht sonderlich, sie erleuchten nicht sehr; sie hellen aber ganz nett die fernen Punkte im Lebensgewebe auf. Wer sich daran erfreut, hat nicht unrecht. Auch sie sind Früchte, Weintrauben, Zweige voll Kirschen, grüne schmackhafte Feigen, die an der Spitze eines Zweiges unter dem beweglichen Laubwerk hängen. Der fröhliche Wanderer täte unrecht, wollte er sie nicht kosten, wenn er sie erlangen kann und sie nicht vom Verlangen zu grüßen, wenn er nicht hinaufzureichen vermag. Glaubt indessen nicht, daß ich mich besonders eifrig dem Aufsuchen dieser unzähligen Gaben widme, die aller Orten vor der flüchtigen Begier der Vögel des Himmels ausgestreut sind! meine Torheit oder vielmehr die Schwäche meines Herzens wäre zu groß.

DIE DAME: Es freut mich, daß Ihr so denkt, Raffaello. Ich fürchtete, daß dies nicht Eure Meinung wäre.

RAFFAEL: Ihr kennt mich schlecht, wenn Ihr mir eine solche Beschränktheit der Einbildungskraft und des Herzens zugetraut habt. Laßt mich ein Kind sein, das lacht und immer lacht . . .

DIE DAME: Wie ein Bach, indem er über die Kiesel hineilt, dem Echo die Perlen seines Lachens hinwirft. Wer möchte dich darum tadeln? Ich etwa, mein süßes Kind?

RAFFAEL: Ich weiß aber auch, welche Kluft das Vergnügen vom Glücke trennt, und wenn der Engel der reinen Hingebung sich in seinem weißen Gewande auf den geborstenen Stein des Grabes setzt, aus dem er das Leben hat hervorquellen lassen, so frage ich ihn nicht: Wer bist du? denn ich fühle in mir die Kraft zu dem, was er getan hat. Die Dutzendphantasien und Flachköpfe glauben vielleicht, wenn man nicht glauben darf; sie zweifeln, wenn man nicht zweifeln sollte. Sie nehmen das Kleine für das Große, und das Große für das Unförmliche und . . . Daß ich aber dich verkennen könne, das glaube niemals! Wähne nicht, daß der Adel deiner Natur ein unsichtbarer Glanz für meine blinden Augen sei. Ich erkenne, was du bist, ich fühle deinen Wert, ich greife mit Händen, was du mir gibst und wäge mit rechtem Gewicht alles Glück, das mir daraus erwächst . . . Es ist dein Geliebter, gewiß, es ist dein Geliebter, der zu dir redet . . . aber es ist auch dein

Freund! Oh! Geliebteste! Es ist dein Gefährte, — wie soll ich es dir ausdrücken? Es ist deinesgleichen! Er hört seinesgleichen sprechen und nimmt seine Ratschläge auf, wie sie es verdienen. DIE DAME: Tränen füllen meine Augen... aber gar süße Tränen! Und ich weiß nicht, wie ich Euch dafür danken soll! Was habe ich denn so Gutes getan, daß der Himmel mich Euch geschenkt hat? Wie habe ich es verdient? Wahrhaftig, ich weiß es nicht.

RAFFAEL: Ich weiß ebensowenig, durch welche guten Werke ich dich, mein Kleinod, habe erkaufen können; doch wozu nach den Gründen suchen? Ist man weniger glücklich, wenn man sie nicht kennt?

DIE DAME: Du hast es vorhin gesagt. Ich bin eine Tochter Platons und suche gerne den Ursprung der himmlischen Dinge zu ergründen.

RAFFAEL: Die Blumen sind mehr wert als die Keime, und die Früchte mehr als die Blumen.

DIE DAME: Eure Sache ist das Erschlossene, das Reife, das was man sieht, kostet, genießt. Ihr bemüht Euch nicht, die Leier zu zerlegen, um in ihrem tönenden Innern den genauen Ort zu finden, wo der Klang sich bildet.

RAFFAEL: Das ist wahr. Der Himmel hat mir diese Aufgabe nicht zugewiesen. Immerhin dürft Ihr mir doch nicht vorwerfen, daß ich dem Untergrund der Dinge keine Beachtung schenke. Wenn diese Wissenschaft dazu beiträgt, das Leben selbst zu entwickeln, so schätze ich sie, wie sich's gehört; dagegen bin ich für die dunkeln Studien nicht sehr eingenommen, die bestimmt sind, Geheimnissen nachzuforschen, deren endliches Erfassen nicht immer sehr nützlich ist. In der Tat, ich liebe das, was der Sonne Licht trifft und badet; alles andere berührt mich nur nebenbei.

DIE DAME: Ja, in diesem angebeteten Haupte herrscht das Licht, überall und in Fluten. Die Wahrheit wird dort ohne Mühe gesehen, und der Irrtum findet dort keine Stätte für seine Dunkelheiten.

RAFFAEL: Du täuschst dich. Ich habe niemals von selbst, aus mir allein, erkannt, was es zu finden galt. Stets hat mir jemand meinen Weg gewiesen, und einzig wenn eine fremde Hand die Bilder, die ich betrachten muß, der Hüllen entledigt hat, die sie

mir verbergen, dann gewahre ich sie, und von diesem Augenblick an sehe ich sie ohne Zweifel klar und deutlich.

DIE DAME: Wie soll ich das verstehen?

RAFFAEL: Hätte ich nicht eines Tages Peruginos Werkstatt auf immer verlassen, so hätte ich mein lebelang nur das begriffen, was er mir zeigte. Als ich in Florenz war, offenbarte mir die Einsicht Masaccios, was ich ohne diesen Meister nie erraten haben würde. Das war aber noch nichts. In Wirklichkeit kam ich aus den Kindheitswindeln erst, als ich mich in Baccio d'Agnolos Werkstatt befand und den ganzen Tag mit großen Künstlern zusammenlebte, mit Andrea Sansovino, Filippino Lippi, Benedetto da Majano, Cronaca, Francesco Granacci und von jedem hörte, was er wußte, was er sozusagen stündlich in der Welt seiner Träume entdeckte, — mochte er nun Bildhauer, Maler oder Architekt sein. Und als ich, auf diese Weise vorbereitet, die Binden des frühesten Alters gelöst, abgeschüttelt hatte, und meine Glieder sich frei fühlten, da, liebe Freundin, aber auch erst da, vermochte ich die Lehren zu begreifen, die der große Leonardo mir, jedem von uns, allen kommenden Zeitaltern geschenkt hat. Du siehst also: ich bin nicht aus mir selbst hervorgegangen, aus mir selbst geboren, und, von den Vorbildern des Altertums abgesehen, haben gar viele andere dem, was du mein Genie nennst, zur Richtschnur, zum Führer, zur Quelle gedient.

DIE DAME: Nun ja! gut! Du bist nicht wie die Pallas von Athen in voller Rüstung dem Haupte eines Gottes entsprungen. Du bist kaum erst ein junger Mann; die Schönheit deines Antlitzes bewahrt noch viel von den beinahe weiblichen Linien, diesen Blüten der Jugend. Man kann sich nicht wundern, wenn du zuerst den Rat deiner Vorgänger hast hören und ihre Entdeckungen sehen und beurteilen müssen. Nun aber weißt du alles. Achilles kann der Unterweisung der Kentauern entraten, und mein Alexander der Verweise des Philosophen. Was in deine Hände gelegt ward, hat dort Früchte getragen; du weißt mehr als der Peruginer, mehr als Masaccio, mehr als Leonardo, mehr als alle andern zusammen, und du stehst erst am Anfange deines Lebens. Die Welt wird von dir lernen, du aber wirst von niemand mehr zu lernen haben.

RAFFAEL: Du irrst wiederum. Ich werde stets und von allen lernen. Soll ich dir bekennen, worin ich mich vielleicht als glück-

licher denn meine Vorgänger achte? Es ist dieses: Jeder von ihnen blieb in einem bestimmten Kreise eingeschlossen. Er kannte die Künstler seiner Stadt, er verkehrte mit keinen andern. Er glaubte, wie du, die natürliche Begabung habe keine Grenzen und genüge, alle Erfolge zu erringen. Nichts verkehrter als dies! Ich werde groß sein, ich, dein Raffaello, weil ich überall und von allen lerne; ich mache niemals Halt in meinem Suchen. Ich frage wenig danach, ob der Fruchtbaum, unter dessen Wurzeln ich grabe, jedermann gehört, — aber ich will den Baum und will die Früchte, und das, Geliebteste, ist der Grund, warum ich Ich bin . . .

DIE DAME: Du bist die Anmut, du bist der Zauber, du bist alles . . .

RAFFAEL: Nein! ich wiederhole es dir, ich bin nicht alles. Ich bin vielleicht die Vernunft, bin die Mäßigung, bin das gute Urteil, bin, wenn du willst, die Besonnenheit und der aufgeklärte Geschmack; aber ich bin nicht die Tiefe und vor allem nicht die Erhabenheit.

DIE DAME: Wer ist denn beides?

RAFFAEL: Michelagnuolo.

DIE DAME: Michelagnuolo? Diese düstere, traurige, enge, finstere, gequälte Seele? . . . Das ist nicht Euer Ernst, Raffaello! Wie ließe sich ein solcher Mann mit Euch vergleichen! Er gleicht dem Geist der Finsternis, während Ihr das Abbild des Erzengels seid, dessen Namen Ihr tragt. Welche Grille macht Euch in diesem Augenblick so bescheiden?

RAFFAEL: Wenn ich in diese schwermütige Seele hinabsteigen würde, fände ich dort manch verräuchertes Geheimnis, aus dem er funkelndes Gold zu machen weiß. Vulkan war auch ein mißgestalteter Gott und lebte rußbedeckt inmitten der rötlichen Schlacken seiner Schmieden auf Lemnos. Aber keiner der durch den Azur wandelnden Götter, weder Phoebus, der Sonnengott, noch der Flötenspieler Merkur, wurde jemals ein so großer Künstler wie er!

DIE DAME: Nein! Ihr täuscht Euch! keine Gemeinschaft besteht zwischen diesem Überschwang an Leben, der aus Eurer Natur in Eure Werke überströmt, zwischen dieser liebenswürdigen begeisternden Kraft und der wilden Roheit jenes Mannes, den Ihr zu beneiden scheint.

RAFFAEL: Hätte ich nicht als sein Schüler, als der aufmerksamste und bescheidenste von seinen Schülern den unnachahmlichen Karton von Pisa nachgezeichnet; hätte mir mein Oheim Bramante, indem er mich heimlich in die Sixtina einließ, nicht das unschätzbare Glück zuteil werden lassen, die Schöpfungen dieses allmächtigen Mannes zu betrachten, — ich wäre nicht, was ich bin, ich könnte nicht einmal im Traume sehen, was mir jetzt gelingen wird. Warum läßt du den Kopf sinken? Ich werde größere, edlere Werke vollenden als er, obgleich er ein größerer Erfinder ist als ich. Er findet, er weiß zu finden; aber es ist ihm nicht gegeben, das Silber vom Blei zu scheiden, noch die Reinheit seines Gedankens von tausend Rußflecken zu befreien. Ich für mein Teil, teure Freundin, bin vielleicht nicht in dem Maße wie er der Jehovah einer Welt; ich habe überall her und aus allen Händen empfangen; was mein ist, hat andern gehört. Doch, was will das sagen? ich habe alles erweitert, alles erhöht, alles aufgehellt! Ich bin ein Ordner! Ich habe mich nicht damit abgegeben, den einen zu kopieren, den andern zu bestehlen und ärmlich Lappen zusammenzuflicken, die ich jedermann heimlich entlehnt, und die jedermann später das Recht gehabt hätte, als sein Eigentum zu beanspruchen. Nein! ich habe alles zusammengeschmolzen, und aus diesen ungleichartigen Bestandteilen habe ich mir eine Kraft aus einem Gusse geschaffen. Aus einem festen, mein eigen, ganz mein eigen gewordenen Stoffe rüste ich mich fortab, meine Werke aufzubauen, indem ich immer noch hinzutue; dieser Stoff ist gemischt, wie ich es für richtig halte, gefärbt, wie es mir paßt, hart, genau bis zu dem Grade, der mir gefällt, und so will ich die Denkmäler errichten, denen ich meinen Stempel aufprägen werde, und die niemand mir streitig machen soll! Du siehst, ich lobe mich selbst, um dich zu beruhigen und dir zu gefallen. Aber ich zeige dir meinen Geist so, wie der Himmel ihn geschaffen hat und nicht, wie eine überschwängliche Liebe ihn sich mit Unrecht vorstellt. Ich erhöhe mich nicht, aber ich mache mich auch nicht kleiner, und ich habe vor Michelagnuolo und vielen andern etwas voraus, wovon du mir nichts sagst, und was für sich allein mehr wert ist als alles, was sie besitzen.

DIE DAME: Ich weiß, was es ist, ich sehe es, ich atme es!

RAFFAEL: Nun, was ist es denn, bitte? ist es so offenkundig?

DIE DAME: Oh! und ob es das ist! Strahlt es doch in deinen Blicken, erkennt man es doch in deiner Haltung, in dieser göttlichen Anmut, die deine geringste Bewegung bestimmt! Dein Vorzug, Raffaello, ist glücklich zu sein! Du bist glücklich. Das Glück hat seinen rosenfarbenen Schleier über das Lager deiner Mutter hingebreitet, in dem Augenblicke, da du geboren wurdest. Von deinem ersten Schritte, von deinem ersten Lächeln an hat man dich geliebt. Es könnte scheinen, als hätten die Jahre, deren Folge dein Lebensalter bildet, nur Lenze gehabt. Du hast gedacht, hast gesonnen, hast gearbeitet, du arbeitest fortwährend; aber stets verwandelt sich das, was für die andern Mühe ist, für dich in spielendes Vergnügen. Du kennst keine undankbare Arbeit. Man hat dich geliebt, sagte ich? Man liebt dich! Die Großen, die Fürsten, die Päpste, die gefeiertsten Damen beten Raffaello an; sind sie bejaht, so lieben sie ihn wie den Sohn ihrer sehnsüchtigsten Träume, und prangen sie in der Frische ihrer Jugend, so tun sie, was ich tue . . . sie vergöttern ihn! Ich wundere mich nicht, dich die Reinheit, die Tugend, die Unschuld, den Zauber so gut ausdrücken zu sehen . . . Es ist dem Bösen verwehrt worden, sich dir zu nahen, und da du nie etwas anderes als Liebe gesehen und erfahren hast, wie könntest du anders sein als du bist? Leb wohl . . . Leb wohl, mein Freund; leb wohl, mein Geliebter . . . Leb wohl, mein Abgott!

RAFFAEL: Du gehst schon?

DIE DAME: Schon! . . . Ja, du hast recht — schon . . . es ist zu früh! . . . Indes bin ich seit heute morgen hier, und die Sonne sinkt, und das Gold ihrer Strahlen scheint in dem funkelnden Purpur ihrer ersterbenden Gluthen zu ertrinken. Und dann höre ich Stimmen hinten im Garten. Deine Freunde kommen, dich aufzusuchen. Ich möchte nicht, daß sie mir begegnen.

RAFFAEL: Bleib einen Augenblick, meine angebetete Geliebte; ich will ihnen sagen, daß sie im Hause auf mich warten. Geh noch nicht, ich beschwöre dich! . . . Du hast mich von allem sprechen lassen, aber was haben wir einander von uns selbst gesagt?

DIE DAME: Oh! was das anlangt, so wissen wir davon genug. Leb wohl . . . Ich sehe die Bianchina! Sie gibt mir ein Zeichen. Meine Sänfte steht schon lange in der Gasse. Wie unvorsichtig wir doch sind!

RAFFAEL: Wie wenig zärtlich du doch bist!

DIE DAME: Undankbarer!

RAFFAEL: Auf morgen denn, nicht wahr? Hier? ... bei dir? ... auf der Tiberbrücke? ... Wo?

DIE DAME: Nein! ... Morgen ... Wie das anfangen? ... Wohlan denn! wagen wir etwas! Komm um zehn Uhr morgens in die Apostelkirche; ich werde dorthin gehen, um die Messe zu hören und allein mit der Bianchina sein. Leb wohl!

RAFFAEL: Leb wohl! ich vergöttere dich!

Beatrice geht.

FRANCESCO PENNI („*Il Fattore*“): Meister, Bramante ist da! Er will Euch dringend sprechen.

RAFFAEL: Bringe mir einen Karton und Reißkohle. Wo sind meine Schüler?

DER FATTORE: Einige in den beiden Werkstätten; die meisten im Vatikan; die einen führen dort an den Fresken der Sala della Segnatura aus, was Ihr befohlen habt, die andern fördern die Entwürfe zum Heliodor. Einige ferner sind frühzeitig aufgebrochen und arbeiten bei dem Herrn Agostino Chigi an dem Psychezyklus.

RAFFAEL: Laß ihnen allen sagen, daß ich gleich kommen werde! ... Ich will in meine Ateliers, in den Vatikan und zu Signor Chigi gehen. Gib mir die Reißkohle.

Er beginnt das Bildnis der Beatrice d'Este.

BRAMANTE: Guten Tag, Neffe. Der Papst will dich sprechen. Er findet, daß die Arbeiten nicht voranschreiten. Mach dich auf ein gehöriges Donnerwetter gefaßt, aber laß dich's nicht allzusehr anfechten.

RAFFAEL: Vor allen Dingen will ich diese Skizze zu Ende bringen. Ich habe sie im Kopfe! Sie soll mir nicht entschwinden. Setzt Euch doch, Oheim ... hier im Schatten dieser Oleander. Ein Blätterdach wie geschaffen für Euch! Eine Limonade für Signor Bramante!

BRAMANTE: Soviel steht fest: ich weiß nicht mehr wohin vor Ermüdung. Dies Leben ist in meinem Alter nicht auszuhalten.

RAFFAEL: Für Euch, wie für mich ist das Leben wundervoll.

Wie matt würde alles in unsern Seelen werden, wenn es uns weniger Gewalt antäte!

BRAMANTE: Für gewisse Augenblicke, ja, da magst du recht haben; es gibt aber andere, wo man keinen Wert mehr darauf legt! Julius II. ist ein großartiger Gebieter; seine Ansprüche sind so groß wie sein Genie.

RAFFAEL: Er schont uns nicht; aber ist er denn nachsichtig gegen sich selbst? Doch gewiß nicht. Grund genug, uns bei guter Laune zu erhalten. So, das wäre eine Skizze, deren ich mich nicht zu schämen haben werde, denke ich. Sie pulst in meiner Seele und drängt sich lebendig unter meinem Stift hervor! . . . Was den Papst betrifft, so tue ich für meine Person, was in meinen Kräften steht. Worüber hat er sich zu beschweren? Die Stanze der Sacra Segnatura ist nahezu fertig; was noch übrig ist, wird bald erledigt sein. Das Gemälde der Theologie, wie ich es im Einklang mit den Ideen des Grafen Castiglione und des Signor Lodovico Ariosto entworfen habe, ist vollendet. Das der Philosophie will ich eine Zeitlang ruhen lassen, weil ich Lust zu der Messe von Bolsena bekommen habe, und dieses Bild mir so wichtig ist, daß ich nicht eher Ruhe haben werde, als bis ich es zu meiner Zufriedenheit durchgeführt habe. Schneller machen kann ich nicht; der Heilige Vater beklagt sich mit Unrecht; wir machen ihm schöne Sachen.

BRAMANTE: Das ist's ja gerade, was ihn reizt, und wenn ich es ihm sage, wird er zornig und schwört, eben weil er es wisse, wolle er aus uns herauspressen, was wir irgend hergeben können. Er beklagt sich über dich, er beklagt sich über Michelagnuolo, über Sansovino, über Sebastiano del Piombo, über alle Künstler, die er nach Rom hat kommen lassen, über mich, über die ganze Welt. Er sieht in allen Menschen nichts weiter als Schildkröten; der Erdball dreht sich nicht schnell genug um seine Achse, und überall und vor allen Dingen und für einen jeden möchte er die Bewegung verdoppeln und verdreifachen. Indessen, sieh dich vor! Seine besondere Neigung zieht ihn zum Buonarroti. Ich möchte nicht, daß er dir unter dem Vorwande, du zeigtest dich nachlässig, Arbeiten entzöge und sie diesem Caligorante übertrüge.

RAFFAEL: Ich wiederhole Euch, Oheim, man tut, was man kann. Aber da kommen Freunde, die uns mit ihrem Besuch beehren.

Ruft die Diener! Holla! Limonade, Früchte, Kuchen! Stühle! stellt überall Stühle hin!

Reich gekleidete Diener bringen Sessel, Stühle, Faltstühle; andere reichen Erfrischungen aller Art herum. Es erscheinen Bibbiena, Agostino und Sigismondo Chigi, die Architekten Baccio Pintelli und Baldassare Peruzzi, der Musiker Giacomo Sansecolo, der Dichter Tebaldeo; der Stecher Marc-Antonio Raimondi und andere.

AGOSTINO CHIGI: Ei, Meister, immer an der Arbeit! Welch entzückendes Gesicht!

RAFFAEL: Hochwürdigster Herr, vielele Herren, meine trefflichen Freunde, seid willkommen! Alle fröhlich, frisch, zufrieden! Nehmt bitte Platz! Erlaubt ihr mir, in der begonnenen Arbeit fortzufahren? Ich muß heute damit fertig werden, und ich habe kaum die Zeit dazu; denn Seine Heiligkeit verlangt nach mir.

BIBBIENA: Fahrt fort, Meister. Die Augenblicke, die man Euch rauben würde, wären ein unverantwortlicher Diebstahl an der Nachwelt wie an unsern edelsten Freuden.

TEBALDEO: Ist es wahr, daß Seine Heiligkeit so entzückt von Eurem Heliodorbild ist, daß Sie, unbekümmert um den Anachronismus, sich selbst inmitten dieses großen Gerichtes und dieses mächtigen Tumults von ehemals schauen will?

RAFFAEL: Durchaus wahr. Ich habe diese Nacht den Karton gezeichnet. Bring ihn her, Francesco. Ihr sollt ihn sehn und mir Eure Meinung darüber sagen.

AGOSTINO CHIGI: Der Herrscher, der durch Vernichtung der kleinen Fürsten Italiens unter dem Hirtenstabe des heiligen Petrus zu einigen und uns für immer von den fremden Verwüsterern zu befreien sinnt, dieser Herrscher, unser Oberpriester, hat sich gewiß vor Freude nicht zu lassen gewußt, als ihm durch Eure Hand, Raffaello, der Anblick wurde, wie die Gottlosen durch das feurige Schwert des Engels des Herrn aus dem Tempel gejagt werden! Er selbst ist dieser Engel!

BIBBIENA: Ah! da sind die Kartons!

Diener stellen die Kartons unter Leitung des Fattore auf Staffeleien.

SIGISMONDO CHIGI: Der Papst ist überraschend ähnlich!

SANSECOLO: Das ist genau seine hoheitsvolle, vernichtende Haltung seinen Feinden gegenüber!

PERUZZI: Erkennst du dich dort wieder, Marc-Antonio? Du bist einer der Träger des päpstlichen Tragstuhls!

MARC-ANTONIO: Ich bin nicht der einzige, den Raffaello einer solchen Ehre gewürdigt hat. Habt Ihr meinen Genossen noch nie gesehen?

TEBALDEO: Wahrhaftig! Ist das nicht Signor Giampietro de' Foliari von Cremona?

BACCIO PINTELLI: Was! Der Memorialensekretär?

RAIMONDI: Derselbe. Der arme Mann weiß sich nicht zu lassen vor Freude und erzählt es in der ganzen Stadt.

BIBBIENA: Er hat recht. Ihr habt für ihn getan, Meister, was Gott uns allen verweigert hat; Ihr habt ihn unsterblich gemacht.

BRAMANTE: Nimm diese Kartons mit dir in den Vatikan. Es gibt kein besseres Mittel, den Papst zu beruhigen. Kommst du vorwärts mit deiner Skizze? Es dürfte Zeit sein, zu gehen; die Sonne neigt sich.

RAFFAEL: Ich bin bereit. Fattore, mein Sohn, laß bitte dieses teure Haupt in mein Schlafzimmer bringen. Ich will heute abend, wenn ich heimkehre, daran arbeiten. Meinen blauen Sammetmantel! mein Barett mit der Perlenschnur! Sag einem Dutzend von meinen Leuten, daß sie mich begleiten! Du kommst mit uns! Monsignore Bibbiena und ihr alle, meine Freunde, bleibt und unterhaltet euch! Das Haus ist wie sein Herr: es gehört euch. Signor Agostino, wenn ich aus dem Vatikan komme, werde ich zu Euch gehen und sehen, was meine Schüler machen.

AGOSTINO CHIGI: Ich eile, Euch zu empfangen. Ich habe auch mit Euch über die Arbeiten in meiner Kapelle in Santa Maria della Pace zu reden. Wann werdet Ihr sie beginnen?

RAFFAEL: Unfehlbar nächste Woche. Ihr vergeßt nicht, Messere, daß heute Sankt-Annentag ist. Wir essen bei unserem wackeren Deutschen, bei Johannes Goricius, zu abend.

AGOSTINO CHIGI: Die Signora Imperia dürfte sich dort einfinden. Es ist demnach nicht zu befürchten, daß Signor Bibbiena fehle.

BIBBIENA: Ganz gewiß nicht; ich denke, man kann dasselbe von Euch sagen. Die Imperia hat einen Magnet in den Augen, der die Leute zu ihr hinzieht.

Ein Schüler Bramantes kommt.

DER SCHÜLER: Meister, kommt schnell in den Vatikan. Ein Unglück ist passiert!

BRAMANTE: Allmächtiger! was ist geschehen? sprich!

DER SCHÜLER: Die Mauer der neuen Galerie des Belvedere ist ihrer ganzen Länge nach gerissen und droht einzustürzen.

BRAMANTE: Wie könnte es auch anders sein? Der Papst drängt uns so sehr! Man muß bei Nacht arbeiten, und kaum weiß man noch, was man tut!

RAFFAEL: Ich habe Euch ein Gleiches zu berichten. Die Gipsarbeiten lösen sich, weil sie schlecht aufgetragen, samt den Malereien ab, oder verderben, weil sie schlecht bereitet sind, die Farben. Lebt wohl, meine Herren; ich begleite Euch, Oheim.

BIBBIENA UND DIE ANDERN: Auf heut' abend, bei Goricus.
RAFFAEL (*zu Bramante beim Verlassen des Gartens*): Vor allen Dingen führt mich im Vorbeigehen noch einmal in die Sixtina. Ich muß hinein. Dieser Michelagnuolo hat Wunder zustande gebracht; sie wohl zu verstehen, ist für mich notwendig, wenn ich nicht stecken bleiben soll. Welch ein Zauberer! welch ein Meister, dieser Buonarroti!

BRAMANTE: In puncto Wunder ist für mich fraglos das größte, daß er den Papst so geschmeidig gemacht hat, daß dieser Gottvater gegenüber nicht so zuvorkommend sein würde!

RAFFAEL: Wir haben uns auch nicht zu beklagen, Oheim. An Arbeit mangelt es uns nicht.

BRAMANTE: Daran fehlt es niemand. Julius II. verfügt nicht über genug Arme, Beine, Herzen und Köpfe, um seine Pläne auszuführen. Demungeachtet bleibt Michelagnuolo der Bevorzugte. Vergiß das nicht!

RAFFAEL (*lachend*): Auf, wir wollen Eure Risse ausbessern! Kommt, Oheim, und Ihr andern, folgt uns!

Er verläßt, indem er Bramantes Arm nimmt, von seinen Schülern und seinen Leuten umgeben, den Garten.

Vor Bologna

Das französische Lager. — Eine Gruppe von Offizieren; Biwakfeuer werden angezündet; ein Teil der schweren Reiter bleibt im

Sattel; andere sind abgestiegen, um die Gurte der Pferde fester zu schnallen; einige essen einen Bissen aus der Hand. Die Infanterielinien stehen unter dem Gewehr. Bataillone marschieren, um ihre Posten zu erreichen; sie vollenden die Einschließung der Stadt. Mitternacht. Der Himmel ist dunkel und ohne Mondschein. Der Großmeister de Chaumont, Gouverneur von Mailand, in voller Rüstung, den Helm auf dem Kopf. Annibale Bentivoglio, Herr von Bologna und sein Bruder, Ermete Bentivoglio, gleichfalls bewaffnet; Yves d'Alègre, französischer Hauptmann.

DER GROSSMEISTER (zu einem Offizier): Sind meine Befehle ausgeführt?

DER OFFIZIER: Jawohl, gnädiger Herr; die Stadt ist zerniert. Keine Ratte könnte ohne unsere Erlaubnis hinein- oder herausgelangen.

DER GROSSMEISTER: Vortrefflich. Laßt die leichte Reiterei das Gelände durchstreifen. Alles soll in Bereitschaft bleiben!

DER OFFIZIER: Jawohl, gnädiger Herr!

DER GROSSMEISTER: Ah! der alte Julius! Ah! der alte Schelm! Wir haben ihn, den alten Verräter! Wir werden ihn fangen, und die Schwerenot soll mich meinetwegen kriegen, wenn wir ihn nicht dazu bringen, um Gnade zu bitten.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er verdient keine! Denkt daran, wie er Euern hochwürdigsten Bruder, den Kardinal d'Amboise verraten hat! Er allein hat ihn verhindert, Papst zu werden!

DER GROSSMEISTER: Glaubt Ihr, ich wüßte das nicht und sei geneigt, es ihm zu verzeihen?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und mir hat er Bologna gestohlen, wo er nicht einen Freund hat.

YVES D'ALÈGRE: Auch nicht einen Freund? Das ist zuviel behauptet, Signor Annibale. In Euern italienischen Städten hat jeder Beliebige einen Freund und einen Gevatter, der ihm zu allem Beliebigen behilflich ist.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ich sage Euch, daß die Einwohnererschaft uns die Tore öffnen wird, sowie sie uns hier weiß.

DER GROSSMEISTER: Um so besser. Der König wird sehr zufrieden sein, und Seine Hoheit von Ferrara nicht minder. Das mindeste, was Julius II. widerfahren kann, ist abgesetzt zu werden, wie sein Vorgänger es geworden wäre, hätte er nicht das Zeitliche

gesegnet. Wahrlich, er war nicht weniger wert als der augenblickliche Antichrist.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er war mehr wert. Dieser hier träumt von nichts als von der Plünderung und Ermordung aller Fürsten.

DER GROSSMEISTER: Ich überlege mir eben: man muß die Pferde doch ein wenig ruhen lassen und den Mannschaften zu essen geben.

Zu einem Offizier:

Laßt absitzen! Die Truppen sollen die Glieder auflösen, nachdem sie die Vorposten ausgestellt haben. Ist der Kapitän Molard angekommen?

DER OFFIZIER: Er kommt soeben. Seine Freischärler sind halbtot vor Ermüdung.

DER GROSSMEISTER: Es sind wackere Leute; man gebe ihnen Wein. Ihr kommt gerade recht, Kapitän Molard. Vielen Dank, daß Ihr so schnell gemacht.

DER KAPITÄN MOLARD: Ich bin auf meinem Posten, gnädiger Herr.

DER GROSSMEISTER: Wißt Ihr wohl, daß wir unsern Meister Reineke beim Wickel haben?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und wir werden ihm den Schwanz abschneiden.

ERMETE BENTIVOGLIO: Oder die Kehle.

DER GROSSMEISTER: Was bringt Ihr für Nachrichten aus Ferrara?

DER KAPITÄN MOLARD: Der Herr de Bayart hier wird Euch Bericht erstatten.

DER GROSSMEISTER: Guten Abend, Kapitän Bayart, seid willkommen.

BAYART: Gottes Hand über Euch, gnädiger Herr, Amen! Da wären Leute, die mehr bedeuten, als ich, der Baron Conti, der Baron Fontrailles und der wackere Kapitän Mercurio mit seinen zweitausend Albanesen.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ist es wahr, daß er seinen leiblichen Vetter so kunstgerecht aufgeschlitzt hat?

BAYART: Er hat ihn samt allen seinen Leuten in Kochstücke hauen lassen, und man hat die Köpfe auf den Lanzenspitzen einher-

getragen. Es war ein jammervoller Anblick, und ich liebe dergleichen Grausamkeiten nicht.

YVES D'ALÈGRE: Das ist eine Ruchlosigkeit und kein Krieg.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Rache, nichts weiter. Wenn man seine Haut riskiert, so hat man alles Recht auf die der andern.

BAYART: Ich bin ein zu geringer Schelm, um mit einem so großen Herrn wie Ihr zu streiten. Der Kapitän Mercurio seinerseits ist ein tapferer Mann, da ist kein Zweifel. Nichtsdestoweniger habe ich ohne Gnade die Plünderer hinrichten lassen, die in einer Höhle die armen Einwohner von Vicenza erstickt haben, und überall, wo mir Marodeure in die Hände fallen werden, gedenke ich auf dieselbe Weise zu verfahren. Aber sind wir hier, um Geschichten zu erzählen?

DER GROSSMEISTER: Keineswegs. Wir rechnen darauf, daß morgen früh das Volk von Bologna mir den Papst ausgeliefert haben wird. Herr Annibale hat mir's versprochen.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Wie ich Euch verspreche, daß der König Ludwig vom Kirchenbanne losgesprochen werden wird, und der Herzog von Ferrara, ich und unsere Freunde dergleichen.

EIN OFFIZIER: Eine Feldwache läßt melden, daß der Graf Gianfrancesco Pico im Auftrage des Papstes erscheint, um mit dem gnädigen Herrn zu sprechen.

DER GROSSMEISTER: Aha! man weiß also um unsere Ankunft, und der Heilige Vater will der Begier seines Volkes, ihm ins Gesicht zu springen, ausweichen! Führt den Herrn Grafen her; ich will hören, was er mir zu sagen hat.

In Bologna

Ein Gemach im Palaste, den der Papst bewohnt. — Julius II., krank, halb in einem Lehnssessel liegend, von Kissen umgeben, die er alle Augenblicke auf den Boden wirft, und die Bediente wieder aufheben. Der Kardinal Regino, Legat von Bologna.

DER KARDINAL: Ihr dürft Euch nicht von diesen verruchten Franzosen fangen lassen.

DER PAPST: Ich werde mich nicht fangen lassen. Ich werde

meine Feinde fangen, erdrosseln, zertreten, — darauf kannst du dich verlassen! Gebt mir zu trinken!

Ein Kämmerer reicht ihm ein Glas Kräuteraufguß.

Brrr! das ist gallenbitter! Ein Glas Wein!

DER KÄMMERER: Allerheiligster Vater, die Ärzte haben es ausdrücklich verboten!

DER PAPST: Wann sind die Kuriere abgegangen, um mir die Venezianer und die Spanier zu benachrichtigen?

DER KARDINAL: Vor vier Stunden, auf die erste Nachricht, die wir vom Anmarsche der Franzosen erhielten.

DER PAPST: Es kommt darauf an, daß unsere Verbündeten rechtzeitig hier sind. Laß dem Bischof von Sitten schreiben, er solle die Verhandlungen mit den Schweizern beschleunigen. Was sich nur von diesen Barbaren zusammentrommeln läßt, soll sobald wie möglich auf die mailändische Ebene geworfen werden. Je mehr Abbruch sie den Leuten Ludwigs XII. tun, desto näher wird die Stunde unserer Befreiung sein.

DER KARDINAL: Die Schweizer sind draufgängerische Rüpel; ich rechne sehr auf sie. Der Kirche ergeben, fügsam, wenn man sie gehörig bezahlt . . .

DER PAPST: Banditen wie die andern! Ist der Graf Gianfrancesco noch nicht zurück?

DER KARDINAL: Noch nicht. Er weiß seine Zunge geschickt zu gebrauchen.

DER PAPST: Ludwig XII. zu täuschen bedarf es keiner großen Schlauheit. Dieser Pinsel spielt den Biedermann, weil er ungeschliffen, lustig und schwach von Kopf wie von Herz ist. Als Prinz hat er seinen König verraten; als Gatte hat er seine erste Gattin, eine Heilige, so unglücklich gemacht, wie er nur gekonnt; heute gehorcht er der zweiten, die nichts ist als eine Megäre, und töten, plündern tut niemand leichtfertiger wie er, immer mit einem bäurischen Lachen, und dann sagt man: seht, welch ein prächtiger Mann! Armes Italien! Armes Italien, daß du von solchen Leuten zertreten werden mußt. Aber diese Schmach soll nicht von Dauer sein. Sie müssen unbedingt vernichtet werden, die kleinen Fürsten und diese anstößigen Republiken: Florenz, Siena, Lucca; zurzeit bedient man sich der Aragonesen, der Franzosen, der Deutschen, — aller, die man zur Hand hat; endlich jedoch wird der Tag

leuchten, da die heilige Kirche, als Herrin über alles, diese Elenden unter doppeltem Verschuß in den Einöden einsperrt, die der Himmel ihnen zum Vaterlande gegeben hat.

DER KARDINAL: Man muß sagen, daß Eure Heiligkeit alles wundervoll vorbereitet hat: Heinrich VIII. von England auf die französischen Küsten losgelassen; Ferdinand die Pyrenäen bedrohend.

JULIUS II.: Und ich verhandle, ich verhandle unausgesetzt mit Ludwig; während ich ihn treffe, während ich ihn beunruhige, täusche ich ihn, mache ihn glauben, wir könnten uns verständigen; mit der einen Hand exkommuniziere ich ihn samt seinen Verbündeten, diesen Verruchten! mit der andern streichle ich ihn! . . . Ich werde ihn vernichten!

DER KARDINAL: Und jetzt stehen noch fünfzehntausend Schweizer in Aussicht!

JULIUS II.: Und mein Neffe, Marcantonio Colonna, hat sich eine Armee geschaffen; ich habe eine zweite für meinen Francesco Maria von Urbino ausgehoben . . . Alles geht ganz gut . . . Gewiß, aber wenn die Franzosen mich gerade jetzt erwischen, so wäre das ein Unfall, der eine Menge verderben müßte! Ich bin ein wenig unbesonnen hierher gekommen.

DER KARDINAL: Ein wenig unvorsichtig.

JULIUS II.: Bleibt mir denn Zeit zur Vorsicht? Ich muß schnell handeln, um viel zu erreichen. Wenn ich nicht auf mein Glück bauen darf, will ich lieber meine Hände in den Schoß legen. Geh und sieh, ob der Graf nicht zurückkommt.

Vor Bologna

Dunkle kalte Winternacht; der Tag beginnt zu grauen. — Ein Bauernhaus; französische Truppen ringsum gelagert. Starke Bewegung von Infanterie- und Kavalleriepatrouillen; überall Posten und Schildwachen. Die Stadt ist eingeschlossen. In den oberen Stockwerken einiger Häuser, die über den Wall hervorragten, erblickt man Licht. — An einem großen Feuer sitzen, durch einen Tisch getrennt, der Großmeister von Chaumont und Gianfrancesco Pico.

DER GRAF: Nun ja, gnädiger Herr, meinetwegen, ich will zugeben, was Ihr sagt. Der Heilige Vater hat sich der Liga von Cam-

bray nicht so treu gezeigt, wie er hätte müssen. Es wäre vieles einzuwenden, aber wir wollen nicht davon reden. Der Heilige Vater hat, ich räume es ein, den allerchristlichsten König nach der Schlacht bei Agnadello verlassen; er hat . . .

DER GROSSMEISTER: Er hat sich mit unsern ärgsten Feinden, den Venezianern, verbündet; er hat sie unsern Händen entrissen, als wir ihnen eben den Gnadenstoß geben wollten; er hat den Kaiser von uns abwendig gemacht; er reizt die Schweizer auf, uns anzugreifen; kurz, er tut uns das Schlimmste an, was er nur kann. Er soll gezüchtigt werden! Ei! Kreuz und Blut, er soll sich ergeben, ohne so lange zu fackeln!

DER GRAF: Was bleibt ihm auch anderes übrig? . . . Und wenn Ihr ihn habt, was werdet Ihr mit ihm machen?

DER GROSSMEISTER: Eingesperrt wird er, und zwar gehörig! Glaubt Ihr, daß er darum herumkommt? und dann wird er abgesetzt, wie er es überreichlich verdient!

DER GRAF: Ihr seid hart! Der Papst eingesperrt? Was wird da die Christenheit sagen? was wird sie tun? Und Ihr selbst, gnädiger Herr, der Held dieses schönen Skandals, wollt Ihr es auf Euch nehmen, der Frau Königin, deren Frömmigkeit so bekannt ist, die Absolution zu erteilen, die ihr der geringste Priester verweigern wird?

DER GROSSMEISTER: Zum Teufel! Denkt Ihr mich bange machen zu können?

DER GRAF: Ich möchte Euch die Augen öffnen. Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich Euch an Stelle eines Papstes, der ein lästiger Gefangener wäre, einen Papst zuführte, an dem Ihr einen ergebenen Freund hättet?

DER GROSSMEISTER: Ihr haltet mich für einen Dummkopf. Euer ergebenen Freund, der meinem Bruder die Tiara gestohlen hat. Glaubt Ihr, ein Streich, wie dieser, lasse sich verzeihen?

DER GRAF: Sicherlich nicht; aber ich wollte Euch nur auf folgende Wahrheit aufmerksam machen: wenn man sowohl seinem Herrn als auch sich selbst zu gut dienen will, greift man fast immer daneben. Ich biete Euch an, uns zu verständigen, ich versichere Euch, daß wir es können und zwar zu unserem größten Vorteil. Ihr verhaltet Euch ablehnend, nun gut; aber haltet Euch vor Augen, daß Ihr Euch ablehnend verhaltet.

DER GROSSMEISTER: Ich verhalte mich keineswegs ablehnend. Ich sage nur, und ich wiederhole es, daß man nicht das geringste Vertrauen zu Euch haben kann . . . Ah! wenn Ihr andere Leute wäret! . . . Dann . . .

DER GRAF: Folgendes würde ich Euch zum Beispiel vorschlagen . . . Zurückziehung der gegen Euch und Eure Bundesgenossen geschleuderten Exkommunikation . . . Alfonso d'Este von neuem als Herzog von Ferrara anerkannt und in sein Ehrenamt als Bannerträger der heiligen Kirche wiedereingesetzt . . . Wäre das nicht ein schöner Anfang für die Verhandlungen? Wir würden uns von den Venezianern abwenden . . . Euch persönlich würde man zweimalhunderttausend Goldskudi geben . . . Sollte sich auf solchen Grundlagen nicht ein Einverständnis erzielen lassen?

DER GROSSMEISTER: Für mich nur die Bestätigung, daß Ihr ausgemachte Schelme seid . . . dächtet Ihr sonst, ich würde für das geringe Vergnügen, mir soviel Verlegenheit zu schaffen . . .

DER GRAF: Ich mache Euch den förmlichen Vorschlag im Namen des Heiligen Vaters! . . .

DER GROSSMEISTER: Habt Ihr unbeschränkte Vollmachten?

DER GRAF: Hier sind sie!

DER GROSSMEISTER: Das würde mir trotzdem nicht genügen.

DER GRAF: Corpo di Bacco! Ihr seid aber hartnäckig!

DER GROSSMEISTER: Ich müßte noch die Wiedereinsetzung des Herrn Annibale Bentivoglio in den Besitz seiner Stadt Bologna und den Verzicht des Papstes auf die Romagna verlangen.

DER GRAF: Ich gestehe Euch offen, daß ich über diese Punkte keine Instruktionen habe, und es ist wahrscheinlich, daß der Papst davon nichts wird hören wollen.

DER GROSSMEISTER: Ihr scherzt! Wenn er sich weigert, packe ich zu. Ist er nicht gefangen? Hat er die Freiheit zu wollen oder nicht zu wollen.

DER GRAF: Wir werden vielleicht alles erdulden; aber ich glaube nicht, daß seine Heiligkeit auf Bologna und gar auf die Romagna verzichtet.

DER GROSSMEISTER: So werde ich also morgen mit dem Tagesgrauen Eure Tore einschlagen und Euren Mann beim Wickel nehmen.

DER GRAF: Ihr seid fest entschlossen?

DER GROSSMEISTER: Wenn Ihr mich besser kenntet, würdet Ihr Euch diese Frage schenken.

DER GRAF: In diesem Falle und der Gewalt gegenüber, gebe ich nach.

DER GROSSMEISTER (*lachend*): Ihr tut wohl daran . . . Glaub mir, und nun, da wir Freunde sind, wird Euer Gebieter mir unverzüglich die Tore öffnen. Ich habe es eilig, ihn zu umarmen.

DER GRAF: In diesem Fall wird er aber unter einem andern Namen Euer Gefangener sein!

DER GROSSMEISTER (*lachend*): Den mögt Ihr wählen, wie Ihr wollt; von dieser Bedingung aber werde ich nicht abgehen.

DER GRAF: Unsere Lage ist schrecklich. Ich will nun gehen und dem Heiligen Vater Eure Worte berichten. Er wird entscheiden . . .

DER GROSSMEISTER: Empfiehlt mich ihm als gehorsamen Sohn der Kirche.

DER GRAF: Noch einmal, Monseigneur de Chaumont, könntet Ihr nicht weniger hart sein?

DER GROSSMEISTER: Ich bin bloß vorsichtig. Euer Gebieter wird finden, daß meine Absichten besser sind als er glaubt. Dreimalhunderttausend Goldskudi habt Ihr gesagt?

DER GRAF: Ich hatte gesagt zweimalhunderttausend.

DER GROSSMEISTER: Es sollen dreimalhundert sein, wenn es Euch gefällig ist. Wann werdet Ihr zurück sein?

DER GRAF: Ich erbitte Urlaub bis Mittag.

DER GROSSMEISTER: Das ist unmöglich: Ich gebe Euch zwei Stunden! keine Minute mehr. Wir haben schon viel Zeit mit Schwatzen verloren.

DER GRAF: Euer Gnaden! Euer Gnaden! ich beschwöre Euch! . . . wir werden die dreimalhunderttausend Skudi geben! aber tragt in diese Angelegenheit nicht Erinnerungen persönlicher Erbitterung hinein!

DER GROSSMEISTER: Ihr habt mir vorhin versteckt mit der Königin gedroht . . . Ihr seht, ob ich eingeschüchtert bin! . . . Doch wohl, Herr Graf, faßt wieder Mut! Ich bewillige Euch die ganze Zeit, die Ihr verlangt, und zwei Stunden obendrein. Bin ich wirklich so böseartig?

DER GRAF: Danke. Der Heilige Vater wird zu schätzen wissen,

was er Euch schuldig ist. Wir sind aber nichtsdestoweniger in einer schrecklichen Lage.

DER GROSSMEISTER: Ei was, laßt den Kopf nicht hängen. Unser Bündnis wiegt wohl das mit Venedig auf. Ihr verliert dabei die Romagna, aber wer weiß, ob Ihr nicht etwas anderes gewinnen werdet. Ihr müßt nicht mit so verzweifelter Miene den Kopf schütteln. Lebt wohl; vergeßt nicht, ehrlich zu Werke zu gehen.

DER GRAF: Lebt wohl, gnädiger Herr. Ich werde pünktlich wieder zurück sein.

Er geht.

DER GROSSMEISTER (*allein*): Im Grunde hatte er nicht so ganz unrecht. Frau Anna versteht keinen Spaß in puncto Frömmigkeit, und vor allem stehe ich seit dem Tode meines Bruders nicht so recht fest . . . Es ist wahr, der König ist wütend auf den Papst und will ihn um jeden Preis vernichten . . . Dreimalhunderttausend Goldskudi sind indes keine schlechte Sache, zumal wenn das Ergebnis danach angetan ist, den König zu befriedigen und die Königin nicht zu verletzen . . . Julius wird versuchen, mich zu hintergehen . . . aber . . . es ist nicht gesagt, daß ich mich von diesen Lügnern von Italienern überlisten lasse . . . Ich kenne sie, Gott sei dank, und . . .

YVES D'ALÈGRE: Ihr hattet die Absicht, die Wachtposten zu visitieren, gnädiger Herr.

DER GROSSMEISTER: Ich war im Begriff, Euch rufen zu lassen. Gehen wir!

Bei einem Biwakfeuer. — Der Kapitän Bayart, der Bastard du Fay, Fahnenjunker seiner Ordonnanzkompagnie; der Kapitän Molard, der Kapitän Zucker, Anführer französischer und deutscher Freischaren; der Kapitän Jakob Zemberg, Befehlshaber der Schweizer. Ein primitiver Tisch ist neben dem Feuer aufgestellt und mit Schinken, Würsten, jungen Hühnern, mit Flaschen und mit Tassen aus Blech, Zinn, Horn oder Holz beladen. Die Gäste sitzen auf Bänken und Schemeln, die aus Hütten fortgenommen sind. Um den Tisch herum ein Windschirm, den die Soldaten aus über Stangen geworfenen Mänteln hergestellt haben. Pechfackeln brennen auf langen in die Erde gepflanzten Pfählen. Die Edelleute essen zu abend; Pagen und Lakaien bedienen sie.

DER KAPITÄN ZUCKER: Im Kriege lege ich nur auf Bravour Wert. Um das übrige kümmere ich mich wenig.

DER KAPITÄN BAYART: Worin Ihr Euch nicht gerade als besonders weiser Mann zeigt. Ich schätze die Tapferkeit, aber genau ebenso die Überlegung, denn mit der Überlegung, da hat man die Disziplin, von der man in unseren Armeen bis heute gar zu wenig gesprochen hat.

DER KAPITÄN MOLARD: Wenn einer von meinen Leuten den Teufel macht, so mache ich den Satan, und er läßt sich's nicht noch einmal einfallen. Glaubt mir, hochedler Herr von Zucker, wir müssen die alte wilde Art und Weise des Plünderns, Brennens und Aufschlitzens aufgeben. Das sind Torheiten, welche diejenigen zu Grunde richten, die sie begehen. Ich pflichte der Ansicht des Herrn de Bayart bei.

BAYART: Ei, der sieht gut aus, der Braten, und kommt recht gelegen nach einem so langen Ritte wie dem heutigen! Da der hochedle Herr de Molard so liebenswürdig ist, meiner bescheidenen Weisheit beizustimmen, will ich Euch sagen, daß ich seit meiner Teilnahme an den italienischen Kriegen, und die datiert seit 1494, will sagen, seit annähernd siebenzehn Jahren, viele bedeutende Veränderungen in allen Dingen, bei den Italienern wie bei uns, sich habe vollziehen sehen.

DER BASTARD DU FAY: Ich trage Eure Fahne noch nicht lange, gnädiger Herr, und dennoch habe auch ich Veränderungen erlebt.

BAYART: Als wir mit König Karl, siegreichen Angedenkens, gekommen sind, waren wir wie biedere Bauern, die aus ihren Dörfern herauskommen, täppisch und ungebildet, und die Italiener machten sich über uns lustig, wie wir selbst uns heute über unsere Landsknechte lustig machen, die uns bäuerisch erscheinen, ohne Euch beleidigen zu wollen, hochedler Herr von Zucker.

DER KAPITÄN ZUCKER: Wir haben in Deutschland Gelehrte, größer als die Eurigen! Die Italiener, die so gewaltig spröde tun, finden nichts dabei, sich an uns zu wenden, um Architekten zu erhalten. Wir bauen ihnen ihren Mailänder Dom, und unsre Maler, wie Albrecht Dürer, geben ihnen Unterweisung.

BAYART: Seht Ihr wohl, wie recht ich habe, wenn ich sage, daß

es seit wenigen Jahren manche Neuerung gibt! Um die Zeit der Schlacht von Fornovo hättet Ihr in einem Biwak einen Landsknechtshauptmann niemals von Architekten und Malern reden hören! Damals dachte man nur an den Wein, an die Mädchen, ans Beutemachen, und Gemälde und Statuen waren nur da, zu gut, in Stücke geschlagen zu werden.

DER BASTARD DU FAY: Gewiß, das stimmt! Diejenigen, die das tun, betrachten wir heute als unkultivierte rohe Menschen; und das sind einzig und allein die Neuankömmlinge aus Frankreich. Nach einem Aufenthalt von sechs Monaten fängt man an, Vergnügen an diesen schönen Dingen zu finden und verfeinert sich.

BAYART: Noch etwas anderes fällt auf; damals hättet Ihr weder für Gold, noch für Silber einen italienischen schweren Reiter dazu gebracht, sich zu schlagen. Heute aber kenne ich keine tapfereren Degen als den Herrn d'Alviano, den Herrn Andrea Gritti und noch manchen andern . . .

DER KAPITÄN MOLARD: Und den Papst Julius II.

Man lacht.

BAYART: Das ist wahr . . . Ich möchte den Tag sehen, wo man sich auf gut soldatisch schlägt und ohne diese armen Stadt- und Landbewohner zu quälen; sie können ja nichts für die Zwistigkeiten der Fürsten.

DER KAPITÄN JAKOB ZEMBERG: Ein abscheulicher Zug trifft mich unter diesen Mänteln durch! Meine Beine sind wie Eis! Ihr Taugenichtse von Soldaten! könnt ihr mir die Geschichte da denn nicht ein wenig besser instand setzen? Ich werde euch gleich mit Mauschellen traktieren, ihr Galgenvögel!

Es kommen der Großmeister de Chaumont, Yves d'Alègre, Offiziere, schwere Reiter.

DER GROSSMEISTER: Guten Abend und guten Morgen, Hauptleute! Habt ihr ein Schlückchen Wein für mich? Danke, Herr de Bayart! Auf eure Gesundheit, ihr Herren!

BAYART: Auf die Eurige, gnädiger Herr, und daß der Himmel Euch gewähre, was Euer edles Herz begehrt!

Alle trinken.

DER GROSSMEISTER: Der Papst hat nicht versucht, auf Eurer Seite zu entwischen?

BAYART: Wenn er nicht auf der Eurigen entweicht, so seid sicher, daß es ihm auf der meinigen nicht gelingen wird.

Alles lacht.

In Bologna

Eine Straße bei San Petronio. — Morgens; Ansammlung von Volk, Handwerker, Kauflaute, Edelleute, Soldaten.

EIN METZGER: Wenn es nur eines Stoßes bedarf, um den Papst hinauszuschmeißen, verabreichen wir ihm den doch! Es leben die Bentivogli.

DAS VOLK: Es leben die Bentivogli! Es lebe Bologna! Hoch die Freiheit!

Francia und seine Schüler erscheinen. Die Maler Francesco Caccianimici und Amico Aspertino.

Es lebe die Schule von Bologna! Nieder mit den Römern!

EIN BÄCKER: Meister Francia, was sagt Ihr zu dem allen?

FRANCIA: Ich sage, daß Michelagnuolo ein unverschämter Patron ist, und sein Gebieter taugt nicht mehr als er. Hoch die Bentivogli!

DAS VOLK: Hoch Bologna!

CACCIANIMICI! Jawohl, meine Kinder, hoch Bologna! Ist diese schöne Stadt es etwa weniger wert, frei zu sein, als Florenz, Lucca und so viele andere Städte?

DAS VOLK: Nein! nein! Es lebe Bologna! Es leben die Bentivogli!

AMICO ASPERTINO: Jeder Herr in seinem Hause! Ein freies Bologna! Keine Unterwürfigkeit!

DAS VOLK: Freiheit! Freiheit! Es leben die Bentivogli!

EIN BÄCKER: Wir brauchen einen Fürsten, der unser Geld und das seinige bei uns verzehrt und nicht anderwärts! der uns Kirchen und Paläste baut und nicht den Römern! Hoch Bologna!

DAS VOLK: Hoch die Bentivogli! Freiheit! Freiheit! Auf zum Palast! Nieder mit dem Papst!

ASPERTINO: Zerschlagen wir die Statue Michelagniolos! Wollt ihr?

DAS VOLK: Herunter mit der Statue!

CACCIANIMICI: Habt ihr's gehört? Auf denn!

Die ganze Volksmenge folgt ihm unter lautem Geschrei.

Der Palast

Julius II. in seinem Sessel, seinen Stock in der Hand; der Kardinal von Pavia, der Kardinal Regino, der Bischof von Gurk, Michelagnuolo, der Graf Gianfrancesco Pico.

JULIUS II.: Dieser Aufruhr dauert an? Immer noch Geschrei? Bist du verrückt, Regino? Habe ich nicht schon Befehle gegeben?

DER KARDINAL REGINO: Allerheiligster Vater, die Schweizer haben zweimal angegriffen und sind zurückgeschlagen worden.

JULIUS II.: Kavallerie und zwei Bombarden! Eilt! Wenn der Spektakel nicht aufhört, gehe ich selbst.

Der Kardinal Regino ab.

Er ist ein bißchen schwach, der arme Mann. Graf Pico, obwohl es noch nicht an der Zeit ist, Herrn de Chaumont Antwort zu geben, sollst du doch jetzt zu ihm zurückkehren.

DER GRAF: Jawohl, Allerheiligster Vater.

JULIUS II.: Sage ihm, ich erteilte meine Zustimmung zu allem, da ich nicht in der Lage sei, irgend etwas zu diskutieren, und bäte ihn, zum Beweise meiner Aufrichtigkeit, mir den Vertrag in der von ihm beliebten Fassung zu übersenden. Sei darauf bedacht, bei jedem Artikel Einspruch zu erheben und die Dinge in die Länge zu ziehen. Sodann bringst du mir den Vertrag, damit ich ihn unterzeichne. Auf diese Weise haben wir Spielraum bis heute abend und sogar bis morgen früh, wenn wir wollen.

DER GRAF (*leise*): Weiß Eure Heiligkeit, wo die Spanier sind . . . die Venezianer?

JULIUS II.: Beide werden sie gegen ein Uhr nachmittags eintreffen. Geh deinem Großmeister um den Bart, halte ihn auf; sieh zu, daß er da bleibt. Ich werde das Vergnügen haben, ihn meinerseits zu überrumpeln, ihn einzuschließen, ihm die Luft auszupressen, und man soll sehen, was ich mit diesem Frevler von jenseits der Berge mache, der seine unedle Hand auf die Schulter der Statthalter Christi zu legen beabsichtigt! . . . Geh, mein Sohn!

Der Graf Pico kniet nieder; der Papst segnet ihn hastig.

Vorwärts, geh doch! Michelagnuolo, mein Sohn, wo sind deine Befestigungsentwürfe?

MICHELAGNIOLO: Hier, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Begib dich auf den Baugrund, stecke mir unverzüglich die Fundamente ab und beginne die Arbeiten. Ich brauche auch Minen, und du wirst dich noch heute daran machen, mir die Geschützgießerei einzurichten, deren Plan du mir gezeigt hast.

MICHELAGNIOLO: Wenn ich den Ingenieur und den Gießer mache, kann ich nicht den Bildhauer und den Maler machen. Ihr werdet Euch ehestens beklagen, daß die Arbeiten in der Sixtina und die Statuen Eures Grabmals keine Fortschritte machen.

JULIUS II. (*mit seinem Stocke auf den Boden stoßend*): Gewiß werde ich mich beklagen, und ich habe nur allzuviel Grund dazu! Nichtstuer, die ihr alle seid! Anstatt mich mit deinen Bemerkungen zu ärgern, hättest du die Arbeit bereits ausführen sollen! Geh!

Michelagnuolo geht.

Kardinal von Pavia, hast du mir nicht eben gesagt; der Kaiser wolle an meiner Statt Papst sein und nähme den Titel Pontifex Maximus an?

DER KARDINAL VON PAVIA: Jawohl, Allerheiligster Vater; Ludwig XII. hat ihm diese Narrheit in den Kopf gesetzt.

JULIUS II.: Das ist eine Unverschämtheit. Ich befehle den Sekretären der Breven, mich fortab „Cäsar“ zu betiteln. Ich bin von Rechts wegen ebensogut allgemeiner Kaiser wie Stellvertreter Gottes auf Erden.

Man hört eine Artilleriesalve.

Recht so! jetzt bekommen die Bologneser meine Kartätschen zwischen die Beine!

Mehrere Prälaten und Bischöfe nähern sich und grüßen tief.

Was wollt ihr?

EIN BISCHOF: Die Person Eurer Heiligkeit schwebt in äußerster Gefahr. Die Franzosen, das Volk, alles bedroht Euch. Sollte es nicht an der Zeit sein, Vorsicht und Mäßigung walten zu lassen? Ich bin durch unsere hier anwesenden ehrwürdigen Brüder gedrängt worden, also zu Euch zu reden... Bedenkt, daß Eure Gesundheit schwer beeinträchtigt ist, und außerdem sind wir

wehrlose Greise, und wenn wir die Gewalttätigkeiten der Soldateska und die eines aufrührerischen Pöbels erleiden müssen . . .

JULIUS II.: Was will dieser Trottel? . . . Was soll das ganze Gefasel? . . . Ruft meine Träger, ich will, daß man mich auf die Höhe der Kathedrale hinaufzieht, damit ich sehe, was im Felde vorgeht. Doch, nein . . . wartet . . . Kardinal von Pavia, gib mir den Arm . . . Du da, Kapitän, hierher, komm . . . Deinen Arm! . . . Meiner Treu! ich kann gehen! . . . Vorwärts denn!

Rom

Bei Janus Goricius von Luxemburg. — Ein großer Saal mit einer Decke, die mit einem mythologischen Gemälde geschmückt ist; Fresken an den Wänden; Mosaikfußboden; große blumengefüllte Vasen, die Fenster nach einem Garten geöffnet, und im Hintergrunde erblickt man die Häuser eines Stadtviertels mit Bäumen untermischt. — Agostino Chigi und sein Bruder, der Priester Sigismondo Chigi; Bramante; Bernardo da Bibbiena; die Imperia; Raffael; der Datario Bartolommeo Turini da Pescia; Giacomo Sansecolo, der Musiker; andere Geladene. — Die ganze Gesellschaft ist in Gruppen durch den weiten Saal verteilt, die einen plaudern und lachen im Stehen, die andern auf Lehnstühlen, Falstühlen oder Polstern sitzend.

BRAMANTE (zu Raffael): Verlaß einen Augenblick Madama Imperia und höre, was ich dir zu sagen habe. Michelagnolo . . .

RAFFAEL: Gönnt mir doch einen Moment der Unterhaltung. Ich komme um vor Ermüdung und bin ganz stumpfsinnig von der Arbeit. Wenn Michelagnolo gegen mich intrigiert, so ereifert Ihr Euch mächtig gegen ihn, somit gleicht sich's aus.

BRAMANTE: Ich glaube, daß dein Leichtsinn deinem Talent mindestens die Wage hält. Michelagnolo verbreitet überall, alles, was du wüßtest, hättest du von ihm gelernt.

RAFFAEL: Er hat mich einiges gelehrt, das stimmt; aber ich glaube nicht, daß er die törichte Behauptung ausspricht, die Ihr ihm zuschreibt. Er ist ein Mann von unglücklicher Gemütsart, aber kein Schurke. Außerdem ist er in Bologna beim Papste; lassen wir ihn in Ruhe. Er hat sich unglaublich unverschämt gegen

Meister Francia, meinen Freund, benommen, der ihm das nicht verzeihen kann.

BRAMANTE: Unglücklicherweise ist der Buonarroti beim Heiligen Vater allmächtig, und da er keine einzige Gelegenheit, dir zu schaden, vorübergehen läßt, wird einmal der Tag kommen, wo . . .

RAFFAEL (*ungeduldig*): Es wird einmal der Tag kommen, wo unser beider beste Freunde uns durch fortwährendes Aufhetzen gegeneinander zu Todfeinden gemacht haben werden, was eine Schande wäre, und ich werde mich mit aller Macht dagegen stemmen.

BRAMANTE: Ich hätte gewünscht, daß man dir wenigstens die Hälfte der Sixtinadecke übertragen hätte. Aber Michelagnuolo reißt alles an sich!

RAFFAEL: Ist das alles, was Ihr mir zu sagen habt?

BRAMANTE: Geh und unterhalte dich, du hast ja kein Blut in den Adern.

RAFFAEL: Es ist mir unmöglich, gegen irgend jemand erbittert zu sein, vor allem nicht gegen einen Mann, den ich bewundere. Habe ich denn nicht mehr zu tun, als in meinen Kräften steht?

JANUS GORICIUS: Meister Raffaello, habt Ihr die Gruppe der Allerheiligsten Jungfrau und der heiligen Anna gesehen, die Meister Andrea Sansovino für mich in Santo Agostino ausgeführt hat?

RAFFAEL: Ich habe sie eben heute bewundert, — es ist eines der schönsten Werke dieser Zeit. Ich vergesse nicht, daß Ihr von mir eine Figur für eben diese Kirche wünscht.

JANUS GORICIUS: Ich flehe Euch an, Meister Raffaello, verwirklicht Euer freundliches Versprechen; wann wollt Ihr die Arbeit beginnen?

RAFFAEL: Hört! Ich werde Euch eine Sibylle malen mit einem Lorbeerzweig um das Haupt. Würde Euch das gefallen?

JANUS GORICIUS: Gewiß, aber soll es eine junge Sibylle sein oder eine alte?

BIBBIENA: Bedenke, lieber Raffaello, daß der Herr Goricius für die Schönheit schwärmt.

RAFFAEL: Von allem, was die Natur geschaffen hat, und der Geist fassen kann, ist meine Sibylle das Liebenswertigste und . . . Doch da kommt der hochwürdigste Kardinal Giovanni de' Medici.

Der Kardinal tritt ein. Er umarmt Raffael.

DER KARDINAL: Ich liebe dich, Raffaello, als wärst du mein leibliches Kind, und so sehr, daß ich beinahe eifersüchtig auf deine Freundschaft für den Signor Bibbiena bin.

BIBBIENA: Monsignore, Raffaello liebt soviele Dinge, so viele Menschen, und sein Herz ist so reich ausgestattet mit allen Gefühlen, die der Liebe eigen sind, daß man sich seine Freundschaft nicht streitig zu machen braucht.

SIGISMONDO CHIGI: Ich für meine Person habe in diesem Augenblick nur den Wunsch, ihm dafür zu danken, daß er in seinem Gemälde der Theologie die Gestalt des großen, des heiligen, des verehrungswürdigen Märtyrers Bruder Girolamo Savonarola angebracht hat. Es wird der Tag kommen, da alle Welt diesem großen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, und ich segne Meister Raffaello, daß er einer der ersten gewesen ist, die seinen Triumph vorbereitet haben.

RAFFAEL: Auf dieses Verdienst habe ich keinen Anspruch. Es gebührt ganz und gar dem Herrn Grafen Baldessar Castiglione und meinem andern Berater Lodovico Ariosto; alle beide haben mir Winke über die Heiligen und die weisen Kirchenlehrer gegeben, die in meiner Komposition einen Platz finden mußten.

IMPERIA: Hochwürdigster Herr Kardinal, habt Ihr heute denn nur für Meister Raffaello Augen?

DER KARDINAL DE' MEDICI: Ah! Madonna, wie verlegen ich bin! ich habe so schlechte Augen, in der Tat! Ich hatte Euch noch gar nicht wahrgenommen!

IMPERIA: Es besteht kein Bedürfnis nach Euch, Monsignore; hindert uns, bitte, Giacomo nicht am Singen. Ihr seht, er stimmt seine Laute.

DER KARDINAL: Wollt Ihr mir nicht erlauben, Grausame, die Ihr seid, mich wenigstens eine Minute zu Euch zu setzen?

IMPERIA: Ach! Monsignore, Ihr denkt ja nur an die Statuen, die Bilder und die Bücher!

DER KARDINAL: Und niemals an die lebende Aphrodite?
Sie sprechen leise. Sansecondo fängt an zu singen. Michelagnuolo tritt ein.

JANUS GORICIUS: Seid willkommen, Signor Buonarroti!

MICHELAGNIOLO: Laßt Euch nicht stören. Wenn meine

Sendung erfüllt ist, ziehe ich mich zurück. Ich grüße Euch, hochwürdigster Kardinal. Guten Abend, Meister Raffaello. Der Allerheiligste Vater sendet mich eigens von Bologna, um Monsignore Bibbiena zu melden, daß er sich augenblicklich zu ihm zu begeben habe . . . Er hat gesagt augenblicklich, ohne eine Minute zu verlieren.

DER KARDINAL DE' MEDICI: Was ist denn passiert?

MICHELAGNIOLO: Die Franzosen und die Bentivogli haben uns in Bologna überrumpelt. . .

ALLE: Ach! großer Gott! Der Papst ist gefangen?

MICHELAGNIOLO: Er hat die Franzosen hingehalten und die Bologneser zerschmettert. Die Venezianer und die Spanier haben Zeit gehabt, uns zu Hilfe zu eilen; die Franzosen sind nach Mailand geflohen. Kommt Ihr, Signor Bibbiena? Ich muß zurück, ohne eine Stunde zu verlieren, um die Belagerung von Mirandola zu leiten.

DER DATARIO BARTOLOMMEO TURINI: Der Papst kehrt nicht hierher zurück?

MICHELAGNIOLO: Nach Mirandola werden wir Ferrara nehmen; das weitere wird sich finden. Gehen wir.

JANUS GORICIUS: Welch ein Mann, dieser Papst. Bei seinem Alter!

AGOSTINO CHIGI: Er? Er kennt kein Alter; er ist einfach ein unauslöschbarer Herd von Tatkraft, aus dem in Wirbeln Flammen, Funken und Rauch emporfahren.

DER KARDINAL: Und vulkanische Ausbrüche! Ich bedaure die arme Stadt Mirandola und die unglückliche Gräfin Trivulzio. Sie wird einer Bettlerin gleich samt ihren Kindern aus ihrem Heim gejagt werden. Geht, Monsignore Bibbiena, der Papst wartet nicht gern.

BERNARDO DA BIBBIENA: Ich folge Euch, Meister Michelagnio. Guten Abend, Raffaello, mein Kind; unterhalte dich gut!

RAFFAEL: Ich werde mir alle Mühe geben. Guten Abend, Meister Buonarroti gebt mir Eure Hand.

MICHELAGNIOLO: Wenn ich wiederkomme! Guten Abend, Monsignore, guten Abend, meine Herren.

Bibbiena und er gehen.

IMPERIA: Was für ein unangenehmer Mensch!
JANUS GORICIUS: Denken wir an unser Vergnügen!
Abendessen ist bereit.

Mirandola

Ein Saal im Schlosse. — Die Gräfin Francesca Trivulzio, ihre Kinder, ihre Frauen, Offiziere der Garnison; ein Parlamentär des Herzogs von Urbino, Generals der Truppen der Kirche.

DIE GRÄFIN: Ihr habt meine Antwort, Herr. Ich werde meine Stadt dem Heiligen Vater nicht übergeben. Sie ist das Erbe meiner Kinder. Ich verteidige ihre Rechte und die Gerechtigkeit.

DER PARLAMENTÄR: Madonna, Seine Gnaden, der Herzog von Urbino haben gute Geschütze und mehr Truppen als Ihr. Wenn Ihr ihn zum Stürmen zwingt, so steht er nicht für die Folgen.

DIE GRÄFIN: Ich bin die Tochter Giangiaco Trivulzios; Drohungen erstarren mein Blut nicht. Ihr habt mein letztes Wort. Kehrt zu Euerm Herrn zurück.

DER PARLAMENTÄR: Madonna, geruht in Erwägung zu ziehen . . .

DIE GRÄFIN: Geleitet den Kapitän zurück.

Mailand

Der herzogliche Palast. — Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Generalkapitän der französischen Truppen in Italien; der Großmeister de Chaumont, Gouverneur von Mailand; der Herr de Clermont-Montoison, Befehlshaber der dem Herzog von Ferrara gesandten Hilfstruppen; der Prinz von Anhalt, Feldherr der kaiserlichen Truppen; Louis de Brézé, Großseneschall der Normandie, Befehlshaber der Edelleute des königlichen Hauses; die Kapitäne Yves d'Alègre, Bonnet, Maugiron; der Bastard von Cleve und andere Offiziere. Kriegsrat.

GASTON DE FOIX: Hochedle Herren und Hauptleute, es ist der Wille des Königs, die Dinge nicht in die Länge ziehen zu lassen. Er will den Unternehmungen Papst Julius II. ein Ende setzen.

Dieser angebliche Hohepriester, der mit den christlichen Fürsten härter umspringt, als es der Türke tun würde, will einen jeden seines Eigentums berauben und sich auf Kosten aller bereichern. Tückischerweise verbündet mit den Spaniern, die die Treulosigkeit selbst sind, und mit den Venezianern, die man die Väter der Lüge nennen könnte, verbirgt der sogenannte Heilige Vater nicht seinen Willen, uns über die Alpen zurückzutreiben. Um das zu erreichen, will er uns Mailand entreißen. Er will alles nehmen, alles behalten. In dieser schönen Absicht hetzt er den Türken gegen den Kaiser und die Engländer gegen uns auf, läßt er die atlantischen Küsten und gleichzeitig die ungarischen Gefilde verwüsten. Bis jetzt haben wir an uns gehalten, so gut es ging und diesem Übermaß von Raserei Geduld und Milde entgegengesetzt. Auf dem Wege der Besonnenheit vorgehend, haben wir ein zwar wenig zahlreiches, aber aus den vertrauenswürdigsten Kirchengelehrten zusammengesetztes Konzil versammelt. Julius II. hat sich kein Gewissen daraus gemacht, den Pöbel von Pisa gegen diese heilige Versammlung aufzureizen, die wir, um sie in Sicherheit zu bringen, hierher haben verlegen müssen. Fortab steht es außer Zweifel, daß allein der Krieg bis aufs Messer mit der Tücke des Papstes fertig werden kann. Und so, ich wiederhole es euch, werden wir vor keinem Mittel mehr zurückscheuen, und der König verlangt, daß die Erfolge nicht auf sich warten lassen. Darum habe ich euch hierher berufen. Habt daher die Güte, mich wissen zu lassen, hochedle Herren und Kapitäne, ob eure Truppen imstande sind, zu Felde zu ziehen, und was ihr von der Lage haltet, in der wir uns befinden.

YVES D'ALÈGRE: Da so viele Herren, die mich an Bedeutung überragen, in Schweigen verharren, so nehme ich mir heraus, Euch darauf hinzuweisen, daß wenn Ihr die Absicht habt, Euch zu schlagen, dies gehörig, wuchtig, hitzig und ohne eine Minute zu verlieren geschehen muß, denn der Feind, dem Ihr gegenübersteht, ist so geartet, daß er Euch schon manche Nuß zu knacken gegeben hat und noch geben wird. Als es Seinen Gnaden, dem Herrn Großmeister, mißglückt war, ihn in Bologna zu fangen, standen sie am andern Tage im Felde wie ein kleiner Freischärler von zwanzig Jahren. Der Kapitän Bayart ist ihm nachgezogen, um ihn zu überraschen; es ist ihm nicht gelungen, und Julius II. hat eigenhändig

geholfen die Zugbrücke des Schlosses San Felice aufzuziehen, das ihn vor unserm wackeren Ritter in Sicherheit setzte. Augenblicklich muß dieser furchtbare Gegner in eigener Person vor Mirandola sein. Sein Neffe, der Herzog von Urbino, hat la Concordia genommen; die Spanier mit dem Vizekönig Don Raimondo de Cardona und einer bewunderungswürdigen Infanterie rücken gegen uns an; die Venezianer bedrohen Brescia, und da sie dort viele Freunde haben, glaube ich, daß sie es nehmen werden. Die Schweizer endlich sammeln sich dort oben auf den Bergen über unsern Häuptern, und der Papst wird sie vermittelst eines silbernen Hebels sich auf uns herabwälzen lassen. Beeilen wir uns also, und wenn wir Ferrara retten wollen, so laßt uns Bologna nehmen.

LOUIS DE BREZE: Ihr urteilt richtig, Kapitän d'Alègre, aber Bologna ist nicht leicht zu nehmen. Der Kardinal Regino ist durch den Kardinal von Pavia ersetzt worden, und dieser ist ein Soldat, der sich nicht aufheben lassen wird. Zudem ist der Herzog von Urbino in der Lage, uns solange zu schaffen zu machen, daß die Spanier Zeit haben, herbeizueilen. In diesem Falle würde man die Belagerung aufheben müssen.

YVES D'ALÈGRE: Im Schoße Bolognas lodert der Aufruhr, und wenn wir auch nur Miene machen zu stürmen, so werden uns die Bürger augenblicklich die Tore öffnen; dann muß sich der Kardinal eilends davon machen.

GASTON DE FOIX: Meine Herren, ich denke wie der Hauptmann d'Alègre, und ich bitte, euch binnen vier Tagen bereit zu halten.

Vor Mirandola

Die Bresche. — Die Gräben sind zugefroren. Die schweren Reiter und die päpstliche Infanterie stehen unter Waffen; zwei Batterien feuern noch, um den Eingang zu vergrößern. Julius II., der Herzog von Urbino, die Kardinäle Raffaello Riario, del Carretto, Galeotto della Rovere, Francesco Romolino und Luigi Borgias; der Kapitän Giovanni Paolo Baglione; die Sekretäre, die Kämmerer, die Schweizer der Wache; der Papst und alle Personen seines Gefolges in Pelzwerk und Kapuzenmänteln; es ist sehr kalt.

JULIUS II.: Nun, ist es soweit?

DER HERZOG VON URBINO: Die Stadt ist übergeben. Es wird eines der vermauerten Tore eingeschlagen, um für Eure Heiligkeit Bahn zu schaffen.

JULIUS II.: Laßt das! Ich werde durch die Bresche einziehen. Wo ist die Gräfin Francesca?

DER HERZOG: Sie erwartet Eure Heiligkeit im Schlosse.

JULIUS II.: Sie mag sich zurückziehen, wohin sie will. Gehen wir! Und heute abend wollen wir nach Ferrara aufbrechen.

Ein Bote erscheint.

EIN BOTE: Allerheiligster Vater, Bologna ist in den Händen der Franzosen.

JULIUS II.: Der Kardinal hat die Stadt übergeben?

DER BOTE: Die Einwohnerschaft hat sich empört und die Tore geöffnet.

JULIUS II.: Ihr habt also eine unzureichende Besatzung zurückgelassen, Francesco-Maria?

DER HERZOG VON URBINO: Allerheiligster Vater, ich hatte Euch in allen Punkten gehorcht.

JULIUS II.: Das heißt, daß Eurer Meinung nach der Kardinal von Pavia, dieser Alidosio, zu dem ich alles Vertrauen habe, ein Dummkopf, ein Feigling oder ein Verräter ist? Antwortet!

DER HERZOG VON URBINO: Es scheint mir, daß wenn jemand schuld sein soll, er es eher ist als ich.

DER PAPST: Ich werde diese Sache aufklären . . . Sie trifft mich empfindlich, das könnt Ihr mir glauben, und keine Rücksicht soll meinen gerechten Zorn zurückhalten. Wo ist Michelagnuolo?

MICHELAGNIOLO: Hier, Allerheiligster Vater.

DER PAPST: Triff unverzüglich deine Anordnungen, daß die Verteidigungsmittel der Stadt wiederhergestellt und sie in den Stand gesetzt werde, Widerstand zu leisten. Führe die Arbeit aus, von der wir gesprochen haben, und kehre in aller Eile nach Rom zurück, um mein Grabmal zu fördern. Wenn ich sehe, was ich sehe und leide, was ich leide, so möchte ich schon hinabgestiegen sein. Nein! es ist zuviel der Qual!

Eine mäßig große Werkstatt. — Geschnitzte Möbel, schöne Stoffe in Purpur, Blau, Gold, Silber; eine antike Pallasstatue; eine Psychebüste; Vasen mit Blumen gefüllt, deren Duft den Raum erfrischt und erfüllt. — Raffael arbeitet vor seiner Staffelei an dem Bildnis Beatrices von Ferrara.

RAFFAEL: Nicht oft begegnet es mir, daß ich allein bin . . . allein . . . lange Zeit . . . und ganz nach Gefallen denken und fühlen kann . . . ohne unter der Last einer unmittelbaren Vorstellung zu stehen, die mich beherrscht und mich als Sklaven behandelt . . . Nein! heute gehöre ich mir selbst, bin ich mein eigener Gefährte . . . ich genieße nach Herzenslust, und ohne daß irgend etwas es mir streitig machte, jede Anwendung der Freude, die mir aus diesem Hochgefühl der Einsamkeit erwächst, das so durchdringend, so lebhaft ist, daß die erregten Sinne es nicht lange zu ertragen vermöchten. Die Einbildungskraft des Menschen ist so schwach! Er bedarf fortwährend äußerer Hilfe, um sich in den Lüften zu erhalten, und wenn diese Hilfe zu selten ist und sich nicht unaufhörlich wieder erneuert, dann fällt das arme Vöglein ermattet herab und rührt sich nicht mehr. Welches Unglück! . . . fühlt es sich doch weit lebendiger in den kurzen Augenblicken, da es sich selbst genügt! Und gerade dann habe ich das Schönste, was zu schaffen mir gelang, erschaut. Ja, dann bin ich dem Schöpfer, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin, den himmlischen Dingen, die ich auszudrücken vermag, der noch göttlicheren Innigkeit, die zu empfinden ich fähig bin, näher als sonst gekommen . . . Die Natur ist tief; aber der Geist, der sie durchdringt, ist eine so heitere freudige Flamme! Vergeblich lasten alle Nöte der Erde und der Hölle auf dem Menschen, lasten vor allem auf uns Italienern, die wir von den Barbaren, den Fürsten, den Republiken, den Parteien und von Verbrechern so mannigfacher Art gepeinigt werden! Die Freude, das Leben, die Fruchtbarkeit heben uns empor; wir schwimmen in einem olympischen Äther! Und die Gelehrten, die Dichter, die Literaturkundigen, die Altertumsforscher, die Drucker, die Maler, die Bildhauer, die Architekten, die Stecher, die Bildschnitzer, die Miniaturisten, alles, alles, alles, was die Fähigkeit erlangt hat, in irgendeiner Form, auf irgendeine Weise einen Gedanken, eine

Gedankenabstufung, einen ganz kleinen und bescheidenen Bruchteil eines Gedankens auszudrücken, alles ist am Werke, arbeitet, läßt sich nicht stören, häuft Wirkungen auf Wirkungen und geht seinen Weg durch das Unheil, das Licht des Genies auf der Stirn, das Lächeln auf den Lippen und sein Werk unter der Hand! Wer gibt uns eine solche Bedeutung, eine solche Kraft, diese noch nie gesehene Macht? Athen kannte nur die griechischen Erfindungen, eine bewunderungswürdige Architektur, eine unvergleichliche Bildhauerkunst, aber eine Malerei, die ihrer ruhmvollen Schwester untermantel war und begrenzte Wissenschaften bei unbegrenzter Dichtkunst. Das war sein Teil! Doch wir, welche überlegenere Reichtümer überhäufen uns, und wie ist unserem Streben eine ungleich ausgedehntere Bahn der Betätigung geöffnet! Was das Altertum besaß, haben wir es nicht auch und dazu noch das, was unsere Väter sich selbst gelehrt haben? Wir haben die Aufgabe, wie Polyklet und Zeuxis, die Götter der heidnischen Zeiten darzustellen, aber auch die Heiligen des himmlischen Jerusalems, die Philosophen, aber auch die Kirchenlehrer . . . Nun wohl! wir werden allem gewachsen sein, wir werden alles erreichen, und die durch unsere Hände umgeformte Welt wird in neuem Glanze erstrahlen; es wird uns gelingen, das Böse, wenn nicht ganz, so doch in seinen häßlichen Erscheinungsformen, zu beseitigen! Ist es nicht wahr, was ich empfinde? Könnte sie mich täuschen, die Begeisterung, die mich erfüllt? Was hätte es dann für einen Zweck, sie zu fühlen? Warum sollte der Himmel, von dem sie doch sicherlich ausgeht, sie mir senden, wenn sie unfruchtbar bleiben müßte? . . . Wieviel Leben dieses Bildnis doch gewinnt! . . . wie es meiner Beatrice gleicht! . . . wie das Blut in diesem angebeteten Antlitz fließt! . . .

Er dreht sich um und gewahrt Beatrice auf der Türschwelle.

Ah! da bist du ja selbst! Da seid Ihr, meine Geliebte! mein Licht, mein Stern!

BEATRICE: Arbeite. Raffaello, mein Raffaello! so habe ich dich am liebsten!

Ravenna

Ein Gemach im Palaste. — Julius II., der Kardinal Riario; Bibbiena, Sekretäre. Der Papst diktiert seine Depeschen.

Matthias Scheiner, Kardinal von Sitten, tritt ein.

JULIUS II.: Sakkrrament! ich habe verboten, daß man mich unterbreche! Du, siegle, diesen Brief, und daß mir der Kurier augenblicklich nach England abgeht! Was gibt's, Mattia?

DER KARDINAL VON SITTEN: Ein Unglück!

JULIUS II.: Was für ein Unglück?

DER KARDINAL VON SITTEN: Der Kardinal von Pavia war auf dem Wege hierher und wollte sich bei Eurer Heiligkeit wegen des Verlustes von Bologna rechtfertigen.

JULIUS II.: Wenn ich Bologna verloren habe, so werde ich es wieder nehmen. Laßt den Kardinal eintreten! Er mag schwach gewesen sein, für einen Verräter halte ich ihn nicht. Er komme!

DER KARDINAL VON SITTEN: Seine Gnaden der Herzog von Urbino, besorgt, der Kardinal möchte die Schuld auf ihn schieben ..

JULIUS II.: Keinen solchen Schnickschnack! Bin ich ein lächerlicher alter Krippensetzer, den man bei der Nase herumführt? ...

Macht sich Francesco Maria über mich lustig? Der Kardinal soll sich beeilen. Ich werde ihn anhören, und wenn der Herzog von Urbino unrecht hat, so wird er seine Strafe empfangen ... Nun!

was hat das zu bedeuten? ... Warum dieses Stillschweigen? ... Wirst du wohl reden? ... Hole mir Alidosio.

DER KARDINAL VON SITTEN: Seine Gnaden von Urbino begegneten ihm soeben auf der Straße vor dem Palaste; er ging auf ihn zu ...

JULIUS II.: Schön! Er hat ihm Beleidigungen gesagt? Er ist ein Hitzkopf! Ich werde das in Ordnung bringen ...

DER KARDINAL VON SITTEN: Nein, Allerheiligster Vater, das ist's nicht ... Er hat ihn ...

JULIUS II.: Bei allen Heiligen! Sollte er es gewagt haben, ihn zu schlagen? ... Die Hand gegen einen Fürsten der heiligen römischen Kirche aufzuheben? ... Du willst doch nicht sagen? ... Er hat ihn doch nicht geschlagen? ...

DER KARDINAL VON SITTEN: Allerheiligster Vater! ...

JULIUS II.: Beim Blute der Madonna! So rede doch! ...

DER KARDINAL VON SITTEN: Er hat ihn . . . er hat ihn erdolcht!

JULIUS II.: Erdolcht . . . Das ist nicht möglich . . . das . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Er hat ihn erdolcht, und der Kardinal von Pavia war auf der Stelle tot . . . da unten lag er, und die Menge um ihn herum . . . Und ich sah, wie man Anstalten machte, den Leichnam fortzutragen.

JULIUS II. (*niedergeschmettert, in seinen Sessel zurückgesunken. Er bedeckt seine Augen . . . dann erhebt er den Kopf, blickt ringsum und sagt mit dumpfer Stimme*): Geht alle hinaus! . . . Ja, alle! . . . Nein . . . Bleib' da! . . . du . . . Mattia!

Die Anwesenden entfernen sich mit Ausnahme des Kardinals von Sitten.

JULIUS II.: Ich habe viele Schicksale in meinem Leben gehabt . . . Ich habe viel Unglück erfahren . . . viele Widerwärtigkeiten . . . viel Schlimmes . . . große Unfälle; nie jedoch hatte ich den Ekel der Schande, der Erniedrigung, der Entwürdigung kosten müssen, hatte noch nichts in mir zerbrechen gefühlt! Und nun ist es mein eigener Neffe, das, was meinem Leibe, meinem Blute, meiner Person, meinem Willen, meinem Herzen am nächsten steht, ist es dieser Teil meiner selbst, der mir eine Demütigung auferlegt, die . . . Ich sage nicht, daß ich zögere, daß ich geneigt sei, irgendwie nachzugeben . . . Aber, ich bekenne doch . . . Ja, mein Freund . . . Du hast mir einen furchtbaren Schlag versetzt . . . ich fühle mich schwach, Mattia . . . ich habe keine Kraft mehr . . . ich weiß nicht, was in mir vorgeht . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Gott bedient sich der uns teuersten Zuneigungen, um uns unsere bittersten Prüfungen zu senden.

JULIUS II.: Diese da . . . diese da ist ein wenig hart. Sie hätte wenigstens in einem andern Augenblick kommen können; denn du weißt ja, wie unser Bau jetzt gerade in allen Fugen kracht. Ich trachte nur nach dem höchsten Ruhme des Papsttums, du weißt es, du, Mattia. Ich handhabe eine große Gewalt, das ist wahr. Aber ich will weit mehr, als ich erreiche. Ich werde von Wünschen verzehrt, die über das Mögliche hinausgehen . . . So aber steht es um mich . . . in diesem Augenblick wird es mir klar: alles stürzt zusammen, wird ausgelöscht . . . Ich strauchle bei jedem Schritte.

Hindernisse, tausendfache Hindernisse wachsen unter meinen Füßen hervor. Die Bosheit, die Gemeinheit, die Anmaßung, alle Laster der Hölle verschlingen sich ineinander, schweißen sich zusammen und bilden ein unentwirrbares Netz. Es hüllt mich ein, knebelt mich, und nun, als letzter Schlag, wächst der wilde blutige Wahnsinn aus der nächsten Nähe meiner Lenden, wächst aus meinem eigenen Blute hervor, um mir in den Arm zu fallen! Du begreifst, daß ich fortab entehrt bin... Du begreifst es?... Du siehst es? Du gibst es zu!... Du, ein roher und bedenkenfreier Schweizer!... Meine Feinde haben ein ergebene Werkzeug in dem sogenannten Konzil, dieser lächerlichen Vereinigung käuflicher Drahtpuppen... Dieser Santa Croce!... Sie beschuldigen mich bereits, ein Trunkenbold zu sein... weil ich alt bin, weil mein Gesicht von der Arbeit geröthet ist, weil meine Hände manchmal zittern, obwohl das Gewicht meines Willens noch immer zu schwer ist für ihre dicken Schädel... Und dieser Ludwig von Frankreich, ein grober Flegel, ein gemeiner Bauer, wird sagen, ich brächte die Kardinäle um, nach dem Vorbilde des giftmischerischen Simonisten, der vor mir vom Stuhle der Apostel heruntergefegt worden ist! Sag', was soll ich tun? Mein Untergang ist besiegelt!... Ich habe Lust, mich ins Grab zu legen und alles der Verworfenheit meiner Feinde preiszugeben!

DER KARDINAL VON SITTEN: Es ist ein großes Unglück... Aber wenn man über einige Tatkraft verfügt, kann man sich trotzdem aus allem wieder emporraffen.

JULIUS II.: Gib mir ein Glas Wein... dort... in diesem Kredenzschrank... (*er trinkt*). Gleichviel!... der Schlag ist hart... Alidosio hat Bologna übergeben, das ist wahr... aber dennoch war er ein guter Diener... Und daß mein Neffe... mein Neffe?... Der Elende ist mir nichts mehr! mein Neffe? Ein Skorpion, der sich gegen mich erhebt!... Welche denkbare Rücksicht könnte mich abhalten, ihn zu zertreten?... Nein! nein! nein! Ich werde ein furchtbares Exempel statuieren! Wenn das Verbrechen entsetzt, soll die Züchtigung es noch weit mehr tun! Seit der Verurteilung der Söhne des Brutus soll man nichts Ähnliches geschaut haben, und wir wollen sehen, was die Welt dazu sagen wird!

DER KARDINAL VON SITTEN: Ich glaube, Ihr tötet nicht unrecht. Indessen, bedenkt...

JULIUS II.: Warten wir ab! warten wir ab! Alles wird zugrunde gehen, nur ich und das Interesse der Kirche nicht . . . Höre! Ich kehre unverzüglich nach Rom zurück; ein unerbittlicher Gerichtshof wird dort zusammentreten. Das Herzogtum Urbino wird mit dem kirchlichen Dominium vereinigt werden. Der Mörder . . . man nehme ihn fest, man lege ihn in Ketten! man schleppe ihn in das Gefängnis des heiligen Offiziums! Er soll nicht lebend wieder herauskommen! Schreibe den Kardinälen, daß ich ihnen befehle, zum Konsistorium zu kommen . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Ich werde es tun.

JULIUS II.: Notiere folgendes: Ein Konzil, ein wirkliches Konzil wird unverzüglich in den Vatikan berufen, um die gegen Ludwig von Frankreich, Alfonso von Este und ihre Begünstiger geschleuderten Bannstrahlen zu verschärfen und wiederum zu verschärfen. Hast du geschrieben?

DER KARDINAL VON SITTEN: Ja.

JULIUS II.: Schreib' weiter: Die Belagerung Ferraras muß beschleunigt werden! Schreibe an Marc-Antonio-Colonna, an die Venezianer, an die Schweizer, daß mein Wille unerschütterlich sei. Ich habe Geld; sag' es ihnen! Man muß auch mit der Regierung von Florenz und ihrem einfältigen Vorsteher Soderini ein Ende machen! Notiere das . . . Gut . . . Der Kardinal Giovanni de' Medici soll in diesem Falle die Armee der Kirche befehligen . . . Wir werden die Parteigänger seines Hauses auf unsrer Seite haben . . . Aber . . . vernimm wohl, was ich sage . . . ich will nicht, daß wenn die gegenwärtige Signoria einmal gestürzt ist, die Erben Lorenzos jemals wieder die Zügel der Regierung ergreifen . . . Man wird sie mit Worten hinhalten . . . Florenz und die Toskana müssen der Kirche angehören . . . Sage Bibbiena, er solle sich mit mir über diesen Punkt verständigen.

DER KARDINAL VON SITTEN: Ich habe es geschrieben, Allerheiligster Vater.

JULIUS II.: Ich fühle mich besser. Holla! Niemand da?

Ein Kämmerer tritt ein.

Man setze meine Sänfte instand, und daß alles bereit ist! Wir brechen heute abend nach Rom auf. Laßt meine Sekretäre wieder eintreten! An die Arbeit!

Brescia

Die Stadt ist von den Franzosen genommen und wird geplündert. Haufen von Soldaten: Schwere Reiter, Landsknechte, Freischärler, das Schwert in der Faust, füllen voller Wut die Straßen; ein Teil der Häuser brennt; die Türen sind eingeschlagen; man schleppt die Weiber an den Haaren aufs Pflaster; man mordet überall. Die Trompeter und die Trommler blasen zum Sammeln und schlagen den Fabnenmarsch. Kein Soldat achtet darauf; fast alle sind betrunken. Überall und ohne Unterbrechung Lärm, Geschrei, Gebeul und Büchsengeknatter. — Gaston de Foix, der Kapitän Hirigoys, der Kapitän Molard, den Degen in der Faust; die Kapitäne Bonnet, Maugiron, von Cleve, desgleichen; alle mit dem Helm auf dem Kopf und sehr erhitzt

DER KAPITÄN MOLARD: Herr de Bayart hat soeben eine böse Wunde bekommen!

GASTON DE FOIX: Welches Unglück! . . . Ist er tot?

KAPITÄN HIRIGOYS: Nahezu! Ich habe ihn auf vier Picken ausgestreckt gesehen, man hat ihn in ein Haus getragen.

EIN SCHWERER REITER (*galoppiert heran*): Gnädiger Herr, der Kapitän d'Alègre läßt Euch wissen, daß er die venezianischen schweren Reiter in der Stadt zusammengetrieben hat! Sie wollten durch die Porta Santo-Nazzaro flüchten! Wir haben sie auf den Marktplatz zurückgeschlagen. Als sie sich umzingelt sahen, haben sie sich ergeben. Wir haben sie!

ALLE KAPITÄNE: Ein guter Fang! Herrlich!

GASTON DE FOIX: Habt ihr einige Gefangene von Bedeutung?

DER SCHWERE REITER: Wir haben die Provveditori Andrea Gritti und Contarini, den Podesta Giustiniani, Kapitäne der Republik und den Grafen Avogardo.

DER KAPITÄN MOLARD: Vortrefflich! Der verdammte Urheber der Revolte von Brescia, der Mann, dem wir diesen heißen Tag verdanken.

GASTON DE FOIX: Meldet dem Herrn d'Alègre, daß der Graf Avogardo augenblicklich auf dem großen Markt enthauptet und sein Leichnam in so viel Stücke zerhackt werden soll, als die Stadt Quartiere hat.

DER KAPITÄN MAUGIRON: Bewundernswerte Justiz! Jedes

Quartier bekommt sein Teil! Ha! der Erzverräter! da hat er den Lohn, der ihm gebührt!

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Eure Gnaden, ich kann meine Gascogner nicht mehr im Zaume halten! Wenn man nicht ein Mittel findet, der Plünderung ein Ziel zu setzen, sind meine Scharen dahin; ich wette, daß man sie nicht wieder zusammenbekommt!

Der Hauptmann Jakob von Empser kommt gelaufen.

DER HAUPTMANN JAKOB: Euer Gnaden, Euer Gnaden, ich kann meine Landsknechte nicht mehr halten! Sie raufen sich mit den Gascognern!

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Donner und Hagel! Herr Jakob, Ihr haftet mir dafür, und Eure Haut gilt mir keinen Pflifferling . . .

GASTON DE FOIX: Seid Ihr toll, Kapitän Hirigoye? Einen Eurer Kameraden herauszufordern? Wollt Ihr unsrer spotten?

DER HAUPTMANN JAKOB: So viel ist sicher: man muß diese Schelme auseinanderbringen, sonst bringen sie sich gegenseitig um.

GASTON DE FOIX: Kapitän Maugiron, nehmt fünfzig Kürassiere von meiner Kompagnie und prügelt auf die Gascogner und die Landsknechte ein, bis sie voneinanderlassen. Haut alles zusammen, was Widerstand leistet!

DER HAUPTMANN JAKOB: Ich gehe mit und versuche den Knäuel zu entwirren.

DER KAPITÄN HIRIGOYE: Kreuzschockschwerenot! Himmelherrgottsakkrament! Verfluchtes Lumpengesindel! Meine Gascogner sind dabei, alles aufzufressen! Kommt, wir wollen sehn, was zu machen ist, mein lieber Hauptmann Jakob!

Sie eilen davon; die fünfzig Kürassiere setzen sich in Galopp.

EIN FREISCHÄRLERSERGEANT: Gnädiger Herr! Verstärkung! Der Kapitän Jacquin schickt mich, Euch zu melden, daß man die Freischärler von den Dächern der Häuser mit Steinen totwirft und mit siedendem Pech verbrennt.

GASTON DE FOIX: Herr von Cleve, eilt mit Eurer Infanterie dorthin!

DER BASTARD VON CLEVE: Ich weiß nicht, wo sie ist! Ich habe nicht zehn Leute beisammen! Ich eile selbst hin.

GASTON DE FOIX: Reiter! folgt mir!

Er reitet mit dem Rest seiner Ordonnanzkompagnie davon; ein Hagel von Ziegeln, Möbeln, Balken fällt von den Dächern auf sie herab.

Ein Nonnenkloster

Die Kirche voll von Weibern und Kindern; Schreie des Entsetzens.

DIE LANDSKNECHTE: Dreingeschlagen! geplündert! Die Weiber für uns!

Gemetzel und Vergewaltigungen.

Das Innere eines Hauses

Der Kapitän Bayart liegt verwundet auf dem Fußboden. Soldaten der Kompagnie des Kapitäns Molard, die ihn gebracht haben; ein Knappe des Kapitäns; sein Kammerdiener, der Bastard de Cordon; die Dame des Hauses, ihre beiden Töchter in Tränen, alle drei auf den Knien.

BAYART: Keine Angst! Keine Tränen! Gnädige Frau und ihr Fräuleins, ich büрге für eure Rettung! Es soll euch kein Haar gekrümmt werden! Kameraden, haltet Wache an der Haustür! Sagt denen, die hereinwollen, ich sei hier! Das Haus gehört mir! Nur Mut!

DIE DAME: Ach! Euer Gnaden, rettet unser Leben! Rettet unsere Ehre! Wir wollen ein großes Lösegeld zahlen!

BAYART: Ich bin nicht Soldat geworden, um mich zu bereichern. Verhaltet euch ruhig! Ich verliere mein Blut! Man lege mich auf ein Bett! Kameraden! Ich werde euch Ersatz für euern Plünderungsanteil geben!

DIE SOLDATEN UND DIE KNAPPEN: Dank! vielen Dank, Kapitän, wir werden Euch nicht verlassen! Niemand soll das Haus betreten!

DIE FRAUEN: Gott sei gepriesen! Wir sind gerettet!

BAYART: Keine Furcht! . . . Ach! heilige gebenedeite Jungfrau, wie ich leide!

Er wird ohnmächtig.

Florenz

Der Palazzo Rucellai. — Ein Saal. — Der Gonfaloniere Pier Soderini, Niccolò Valori, Niccolò Machiavelli, Agostino Capponi, Palla Rucellai.

MACHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob das, was ich euch sage, seine

Eindringlichkeit behält, wenn es über meine Lippen kommt, aber nichts scheint mir klarer. Der Staat ist verloren; wir treiben einer Revolution zu.

PALLA RUCELLAI: Ich glaube es auch und weiß nicht, wie ich's erklären soll. Man kann nur der Verderbtheit des öffentlichen Geistes die Schuld daran beimessen. Florenz ist im Besitze aller Freiheiten.

MACHIAVELLI: Es fühlt den großen Vorteil nicht, der darin liegt.

AGOSTINO CAPPONI: Wir haben die Republik unserer Väter.

MACHIAVELLI: Die Kinder haben andere Gewohnheiten angenommen.

PIER SODERINI: Laßt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich bei meiner Art zu regieren allen Interessen Genüge zu tun suche. Ja, wahrhaftig!

MACHIAVELLI: Ja, aber Ihr erweckt keinerlei Begeisterung. Solange uns der Bruder Girolamo Savonarola geleitet hat, erwärmte sich unsere Bevölkerung für etwas; sie hatte einen Ansporn, war angeregt und voll Feuer, und in einer solchen Gemütsverfassung ist man aufopferungsfähig. Heute dagegen ist die Lethargie allgemein. Ich wünschte, ich täuschte mich; aber ich gestehe es euch, Signori, Freunde, ich fürchte, daß die Zeit der Medici wiedergekommen ist.

AGOSTINO CAPPONI: Dann seht euch vor, daß mit der Wiederkehr der Tarquinier nicht auch die Brutusse wiederkehren.

MACHIAVELLI: Man müßte sich vor Unbesonnenheiten in acht nehmen.

PIER SODERINI: Die Ereignisse drängen uns. Der Kongreß von Mantova, den der Papst gegen uns angestiftet hat . . . ach! mein Gott, wieviel Böses dieser Mann uns zufügt!

NICCOLÒ VALORI: Ich glaubte ihn verloren nach der schändlichen Tat seines Neffen; er hat dem Mörder verziehen, und kein Hahn kräht mehr danach. Ich hielt ihn für verloren nach der Schlacht von Ravenna. Dieser Pinsel von Franzose, dieser Gaston de Foix, gewinnt sie, aber er läßt sich töten, und sein Sieg wird für die Seinigen schlimmer als eine Niederlage! Julius II. hat den Nutzen davon! Ich glaubte ihn verloren nach dem Konzil von Mailand; er bringt es in Mißkredit! er beruft ein anderes; er nimmt Bologna wieder, man weiß nicht wie! Er setzt dem Herzog

von Ferrara den Fuß auf die Gurgel und wird ihn entthronen, und die Franzosen, die gestern noch triumphierten, lassen uns im Stich und flüchten in ihre Heimat zurück, weil dieser elende Papst aus der Tiefe seiner äußersten Not wie Satan aus der Tiefe des Höllenschlundes aufsteht und ganze Blitzbündel von Gefahren auf sie herniederschüttelt! Nun wälzen sich die Schweizer gleich wilden Gießbächen über das Mailändische. Und endlich, was uns betrifft, so ist es nicht genug damit, daß wir in dieser Stunde den Schutz Ludwigs XII. verlieren, die zersprengten Soldaten dieses traurigen Königs müssen auf dem Rückzuge auch ihren Gefangenen von Ravenna, den Kardinal Giovanni de' Medici entwischen lassen! Jetzt schickt ihn uns Julius II. an der Spitze der päpstlichen Armee zurück. Die Lage wird unhaltbar.

MACHIAVELLI: Die Pläne Julius' II. sind mehr zu fürchten als die des verstorbenen Herzogs von Valentinois.

PALLA RUCELLAI: Inwiefern, bitte?

MACHIAVELLI: Der Valentino arbeitete nur für sich; sein Werk hätte unter allen Umständen zugleich mit seinem Leben ein Ende gefunden; denn er hatte keine Kinder. Der Papst hingegen arbeitet für die Kirche und wird allermindestens Traditionen hinterlassen, die für die Unabhängigkeit der italienischen Staaten sehr unangenehm sind.

NICCOLÒ VALORI: Man möchte weinen, wenn man daran denkt, daß die meisten unserer Mitbürger sich einbilden, bei der Regierung der Medici würde der Handel besser florieren. Außerdem fangen wir an, die Künstler gegen uns zu haben. Diese Leute wollen Feste, Luxus und Aufwand.

AGOSTINO CAPPONI: Ein gut angebrachter Dolchstoß hat oft schon viel Gutes gestiftet.

MACHIAVELLI: Oder viel Böses. Guten Abend, edle Herren. Ich gehe recht niedergeschlagen nach Hause.

Barberino

Die Stadt im Hintergrunde. Durch die am Fuße des Apennin gelegene Gegend marschieren die spanische Armee und die päpstlichen Truppen auf der Ebene, die sich nach Prato erstreckt, gegen Florenz. An der

Spitze einer Kompagnie Schwerer Reiter Don Raimondo de Cardona, Vizekönig von Neapel, Feldherr der Liga; der Kardinal Giovanni de' Medici, Legat des Heiligen Stuhles in der Romagna und der Toskana; der Herzog von Urbino, die Kapitäne Vitelli und Orsini, andere Offiziere.

DER HERZOG VON URBINO: Sicherlich, hochwürdigster Herr, hat der Heilige Vater keinen besseren Wunsch, als Eure Familie in Florenz wiedereingesetzt und im Besitze aller ihrer Güter zu sehen. Aber Ihr wollt zu schnell voran, Ihr überstürzt die Dinge, und ich habe den ausdrücklichen Befehl, mit Klugheit und Umsicht zu handeln.

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Auf die Art, wie Ihr vorgeht, wird alles mißglücken. Die Volkspartei wird ohne Zweifel gestürzt werden. Die Ränkeschmiede, Erben Savonarolas, werden verschwinden; aber wer soll an ihre Stelle gesetzt werden? Das wollt Ihr mir nicht sagen, und das eben möchte ich wissen.

DER HERZOG VON URBINO: Ich darf Seiner Heiligkeit nicht ungehorsam sein, Ihr ebensowenig, noch sonst irgend jemand. Kehrt mit Euern Verwandten nach Florenz zurück, aber als Privatpersonen.

EIN OFFIZIER (zu Don Raimondo de Cardona): Exzellenz, die Florentiner haben soeben die Besetzung von Prato durch zweitausend Mann Infanterie und hundert Fähnlein unter dem Kommando von Luca Savelli verstärkt.

DON RAIMONDO DE CARDONA: Das ist fatal. Es fehlt uns an Geschützen und sogar an Lebensmitteln.

DER HERZOG VON URBINO: Man muß unterhandeln. Ich habe Befehl, mit den Florentinern zu unterhandeln. Wenn sie Soderini den Laufpaß geben und die Medici als einfache Bürger zulassen wollen, so habe ich Order, mich für befriedigt zu erklären.

DER KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Da es nicht möglich ist, mehr zu verlangen, so wollen wir also einen Parlamentär absenden und uns inzwischen ein wenig unter diesen Bäumen ausruhen.

DON RAIMONDO DE CARDONA: Ich gehorche Euch, Monsignore; steigen wir ab und tun wir, was Euch beliebt. *Sie halten ihre Pferde an und steigen ab; Diener breiten einen Teppich unter einem Baum aus; die Führer nehmen darauf Platz.*

Venedig

Der Palazzo Gradenigo. — Luigi Malipiero, Leonardo Mocenigo, Luigi Gradenigo. Ein großer Saal, dessen Fenster auf die Lagune hinausgehen.

GRADENIGO: Seid willkommen, Magnifici. Ich rechnete beinahe sicher auf die Ehre, Euch heute zu empfangen; denn das Wetter ist herrlich.

MOCENIGO: Wir kommen Euch abholen, laut unserer gestrigen Verabredung, um zusammen einen Rundgang durch die Werkstätten unserer Maler zu machen.

LUIGI MALIPIERO: Ich möchte Euch ferner vorschlagen, daß wir die Druckerei unseres Freundes Manucci besuchen. Er hat neue griechische Lettern gegossen, und es heißt, sie seien von vollkommener Schönheit.

GRADENIGO: Es wird mir eine außerordentliche Freude machen, sie zu sehen. Herr Aldo ist ein Wunder von Gelehrsamkeit. Die in diesem gelehrten Kopfe aufgehäuften Kenntnisse würden für den Ruhm einer ganzen Schar von Hellenisten und Latinisten ausreichen. Dabei fällt mir ein: ich habe vorhin einen Brief des Signor Navagero erhalten.

MALIPIERO: Ist er immer noch in Pordenone bei dem tapferen und geistvollen Signor d'Alviano?

LUIGI GRADENIGO: Gewiß. Er weiß mir die Gesellschaft feiner und hervorragend gebildeter Leute, die unser Generalkapitän in diesem erlesenen Heiligtum der Musen um sich versammelt hat, nicht genug zu rühmen.

LEONARDO MOCENIGO: Macht seine Dichtung Fortschritte?

LUIGI GRADENIGO: Dieses schöne Werk geht seiner Vollendung entgegen, und Signor Navagero hat seinen Freunden daraus vorgelesen und allen Beifall geerntet. Ich glaube aber, hochedle Herren, daß meine Gondel unten am Tragetto wartet. So wollen wir denn aufbrechen und uns zuerst zu Meister Tiziano begeben. Dann können wir Robusti und die andern besuchen.

MOCENIGO: Ganz wie Ihr wollt, Magnifico! Ich für mein Teil bin überglücklich, einen so schönen Tag der Betrachtung von Meisterwerken in Gesellschaft eines so feinen Kenners wie Eure Magnifizenz widmen zu können.

Ferrara

Ein Saal, in dem von der Herzogin bewohnten Teile des Palastes. — Reiche flandrische Gobelins mit mythologischen Darstellungen; geschnitzte Ebenholzmöbel, Gemälde, Statuen. — Madama Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara; Pietro Bembo.

BEMBO: Ihr seid in Unruhe?

MADAMA LUCREZIA (*lächelnd*): Nicht eigentlich . . . aber in Gedanken. Seht! ich habe ziemlich große Ähnlichkeit mit Italien, wie man es sich zu denken hat. Als Ihr kamt, las ich in diesem Manuskript, das hier aufgeschlagen auf meinen Knien liegt. Es sind die ersten Gesänge von Lodovico Ariostos Dichtung. Dieser wirklich erhabene Mann hat es mir heute morgen übergeben. Ich überließ mich einer begeisterten Bewunderung. Gleichzeitig aber ging es mir durch den Kopf, daß es um die Angelegenheiten seiner Gnaden nicht so gut steht, wie ich wohl möchte. Der Papst hat ihn jüngst umbringen wollen, und Seine Heiligkeit antwortet auf unser Entgegenkommen nur mit Drohungen. Mein Gemahl ist nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen, das weiß ich. Dessenungeachtet kann ich mich zeitweilig der Sorgen nicht erwehren; denn, Ihr wißt es ja, Pietro, es handelt sich um die Zukunft meiner Kinder, um die Stellung unseres Hauses; es verlohnt sich also der Mühe, daß man sich darüber Gedanken macht. Und wenn ich sehe, wohin es mit den Florentinern gekommen ist, so sage ich mir, daß die Freiheit der Fürsten wie der Republiken angesichts des ehrgeizigsten aller Päpste auf recht schwachen Füßen steht. Auch mit uns würde es schließlich ein Ende nehmen, wenn der Himmel nicht eingriffe. Ihr seht also, Freund meines Lebens, ich habe den Kopf trunken von der Poesie, den Verstand von politischen Befürchtungen beschwert, das Herz voller Sorgen um meinen Gemahl und meine Kinder, und den Geist . . .

BEMBO: Den Geist? . . .

MADAMA LUCREZIA (*lächelnd*): Den Geist vielleicht ein wenig zerstreut und zu Euch hin schweifend . . . Kurz, ist das nicht das Bild Italiens? Poesie, Furcht, Interessen . . . und Liebe?

BEMBO: Das nenn' ich schön gesprochen, und wie Ihr der Furcht, der Interessen und der Liebe Meister bleibt! Was die Poesie

betrifft, so habe ich Euch noch gar nicht genug gesagt, wie bewunderungswürdig Euer Lied von gestern abend ist! Ich habe die Nacht damit hingebracht, es zu lesen, es wieder zu lesen, es mit Küssen zu bedecken, wie ein Student von zwanzig Jahren getan hätte . . . Aber warum habt Ihr es spanisch geschrieben?

MADAMA LUCREZIA: Das Spanische ist meine Muttersprache, und die Empfindung, die ich ausdrücken wollte, ist stark wie die spanische Leidenschaft. Was habt Ihr mit den Haaren gemacht, die das Lied begleiteten?

BEMBO: Sie sind in einer Hülle aus Pergament mit Bandschleifen geziert. Ich glaube nicht, daß jemals ein Hirt Theokrits, jemals ein Liebhaber der Amaryllys glücklicher gewesen ist als ich!

MADAMA LUCREZIA: Wißt Ihr, daß die Florentiner große Dummheiten gemacht haben? Der Gonfaloniere Soderini hat weder zu verhandeln, noch sich zu verteidigen gewußt. Man hat ihn aus der Stadt gejagt. Die Medici sind wieder zurückgekehrt, und man behandelt sie wie gewöhnliche Bürger.

BEMBO: Eitler Kompromiß! Die Folge wird eine neue Austreibung oder die unumschränkte Gewalt sein!

MADAMA LUCREZIA: Es liegt dem Papst daran, die Toskana für sich selbst zu nehmen.

BEMBO: Sicherlich. Wenn die Franzosen es doch verstanden hätten, sich in Mailand zu halten! Aber alles an einem Tage gewinnen und alles in einer Stunde verlieren, anders haben sie's nie gemacht!

MADAMA LUCREZIA: Sie sind unsere Verbündeten und unsere Stützen. In diesem Augenblick ist ihr Unglück das unsrige; im ganzen jedoch — ich sage es Euch im Vertrauen — wünschte ich, daß Ludwig XII. nie wiederkäme; dann wären unsere Landsleute, die Venezianer, genötigt, sich vor den Übergriffen des Papstes in acht zu nehmen. Sie würden dann mit ihm brechen und sich mit Don Alfonso vereinigen, um die gemeinsame Freiheit zu schützen. Das möchte ich zustande bringen, und die Medici wären gewiß nicht abgeneigt, diese Verbindung einzugehen.

BEMBO: Sie scheint mir in der Tat sehr weise und des Hauptes der Pallas würdig, dem sie entsprungen ist. Laßt mich darüber nachdenken, und wenn ich ihre starken Seiten schätzen gelernt

habe, könnte ich, wenn es Euch recht ist, darüber nach Venedig schreiben.

MADAMA LUCREZIA: Warum Zeit verlieren? Setzt Euch an diesen Tisch. Ich will Euch meine Gedanken im einzelnen entwickeln, was mir von den geheimen Interessen und Hoffnungen der Fürsten bekannt ist . . . was ich davon erräte . . . Wir wollen darüber reden, und dann faßt Ihr in Euerm schönen ciceronischen Stile sogleich eine Denkschrift ab, die wir an die Signorie von Venedig und an den Kardinal Giovanni de' Medici senden! Wollt Ihr?

BEMBO (*geht an einen Tisch*): Für die Herrin meines Lebens arbeiten, was kann ich mir besseres wünschen?

MADAMA LUCREZIA: Kennt Ihr etwas Liebenswürdigeres als diese Verse des Orlando? Lest selbst.

BEMBO (*liest*):

La prima inscrizione ch'agli occhi occorre,
Con lungo onor Lucretia Borga noma:
La cui bellezza et onestà preporre
Deve a l'antica la sua patria Roma . . .

Das ist nur die Wahrheit, aber sie ist gut gesagt. Warum sucht wohl seine Eminenz, der Kardinal Ippolito etwas darin, den Ariost wie einen armen Schelm zu behandeln?

MADAMA LUCREZIA: Weil mein Schwager ein Dummkopf ist. Machen wir uns nunmehr ans Werk und versteht mich wohl.

BEMBO: Noch ein Wort . . . es hat den Anschein, als entginge es Euch, daß Euer Gedanke den seit zwanzig Jahren immer wieder geltend gemachten Grundsätzen zuwiderliefe. Savonarola wollte die Einheit Italiens; Euer Bruder, der Herzog von Valentino predigte kein anderes Thema, und Papst Julius II. ist in seiner Weise, vielleicht noch bestimmter in diesem Punkte. Ihr hingegen gesteht, nur nach der Fortdauer der Zerstückelung zu streben.

MADAMA LUCREZIA: Es ist weder für die Venezianer, noch für die Florentiner, noch für die Neapolitaner, noch für uns von Vorteil, daß Italien jemals unter einer einzigen Hand vereinigt werde; denn diese Hand könnte nicht die unsrige sein. Solange man nicht gewußt hat, wie der Zufall über die Dinge entscheiden

würde, habt ihr Venezianer mit euren Vergrößerungsbestrebungen auf der Terra ferma, haben die Sforza, mein Bruder und Lorenzo de' Medici wechselweise dieselbe Phrase im Munde geführt und zu ihrem Nutzen die Halbinsel in einem großen Staat zusammenfassen wollen. Savonarola selbst dachte daran im Interesse seiner Idee. Jetzt wissen wir, was wir davon zu halten haben; wir sind alle gescheitert. Demütig zu Füßen des Heiligen Vaters niedergeworfene Bettler zu werden, das ist nicht wünschenswert. Fortab, glaubt mir, wird man nicht mehr von der Größe des Ganzen, sondern allein von der Unabhängigkeit der Teile reden. Als Phrase ist das ganz ebenso volltönend. Schreibt, lieber Pietro, ich bitte Euch.

BEMBO: Euer System ist mir neu, ich gestehe es; es sagt mir nicht sehr zu . . . Zeit meines Lebens habe ich mich zum Gegenteil bekannt.

MADAMA LUCREZIA (*lächelnd*): Und sogar mit großer Beredsamkeit. Was schließt Ihr daraus?

BEMBO: Aber bedenkt doch! Wenn die Kräfte Italiens verzettelt bleiben sollen, so kann gar keine Rede davon sein, die Barbaren zu vertreiben.

MADAMA LUCREZIA: Solltet Ihr im Ernst hoffen, daß es Euch gelingen könnte?

BEMBO: Es ist klar, daß ich glaubte . . .

MADAMA LUCREZIA: Wenn ich es wirklich einmal getan habe — seit zehn Jahren glaube ich jedenfalls an nichts dergleichen mehr . . . Im übrigen sprecht Ihr zu einer Spanierin, vergeßt es doch nicht; die Leute meines Hauses und meines Standes vermögen keine Eurer Träumereien zu teilen. Was habt Ihr? Wie! Mein Bekenntnis scheint Euch tief erregt zu haben! Ich glaubte, Ihr fändet einigen Geschmack an dem Umgang mit den Barbaren.

BEMBO: Spottet nicht zu sehr . . . Ich gebe zu, Ihr habt mich einigermaßen in Bestürzung versetzt . . . Wenn wir niemals frei werden, wir Italiener, wenn wir stets die Launen, die Gewalttaten der Fremden über uns ergehen lassen sollen, wir unglückseliges Geschlecht, was sollen wir dem Himmel in unsern Gebeten anders entgegenrufen, als bittere Vorwürfe und nur zu berechtigte Klagen?

MADAMA LUCREZIA: Undankbarer! Beherrscht Ihr sie etwa nicht, diese Fremden, die zu Euch kommen? Seid Ihr denn nicht der Brennpunkt der Kenntnisse, des Nachdenkens, der Philosophien, der großen Gedanken auf der Welt, seid Ihr nicht die Werkstatt, wo die Musen sich niedergelassen haben, um ihre zauberhaften Schöpfungen hervorzubringen? Springt nicht von Euch der Geistesfunke ab, der die Welt durchheilt und belebt? Welcher Ruhm kommt dem Euren gleich? welche Macht ist ihm überlegen?

BEMBO: Zugegeben; aber wenn man in einer gewissen Beziehung ein Riese ist, so wünscht man es auf jede Weise zu sein. Lächelt nicht so, ich beuge mich vor Eurer Klugheit und ergreife die Feder, um Euch zu gehorchen. Ich will mit Euch arbeiten und für Euch und wie Ihr es wünscht, und mich bemühen, Euren Plänen zum Gelingen zu verhelfen, weil ich Euch gehöre; demungeachtet aber bekenne ich: ich will die Hoffnung meiner Jugend, den Traum meines Lebens nicht verlieren. Mein heißer Wunsch ist ein Italien, das einig und stark sei und auf allen Gebieten herrsche, und sei es unter dem Gesetz und zum Vorteil des heiligen apostolischen Stuhles, — ich würde mich darein zu schicken wissen und den Himmel dafür segnen. Und schließlich, was braucht es, um zum Erfolge zu gelangen? Nur noch ein paar Jahre diesem Julius II. vergönnt, der, ich gebe es zu, sehr lästig, aber in vielen Beziehungen bewundernswürdig ist . . . Ihr selbst gesteht es manchmal ein! Und wenn das Glück es will, daß Frankreich und Deutschland von unfähigen Fürsten regiert bleiben, dann ist unser Traum verwirklicht. Laßt mir meine Hoffnungen.

MADAMA LUCREZIA: Ihr seid ein großes Kind. Ich bekämpfe Eure Illusionen nicht, bin ich doch sicher, daß sie Euch nicht hindern werden, mir gut zu dienen. Ihr liebt mich mehr als sie! . . . Bedenkt indes, daß es Hirngespinnste sind, deren Verwirklichung weder Euch noch jemand außer Euch glücklich machen würde. Auf dieser Welt gibt es nichts Großes als die Liebe zur Kunst, die Liebe zu den Dingen des Geistes, die Liebe zu denjenigen, die man liebt, und wenn außerdem das Leben Euch in seinem Laufe auf eine jener Hochflächen getragen hat, wo die Blumen seltener und der Horizont schärfer wird, so werdet Ihr vielleicht noch Freude daran finden, Euch in die Betrachtung

gewisser ewiger Dinge zu versenken, um die man sich als ganz junger Mensch weniger kümmert. Ich habe mehr erfahren als Ihr, mein Freund; ich habe mehr gehandelt, habe mehr gefühlt, habe mehr gelitten, durch andere und durch mich selbst... Aber genug! Wenden wir uns unseren Geschäften zu, und jetzt schenkt mir Eure ganze Aufmerksamkeit.

Rom

Im Vatikan. — Das Schlafzimmer des Heiligen Vaters. — Julius II. in seinem Bett, Bernardo da Bibbiena; der Kardinal von Sitten; der Datario Lorenzo Pucci.

JULIUS II.: Es ist vorbei... ich sterbe... und nichts von dem habe ich vollendet, was ich begonnen.

BERNARDO DA BIBBIENA: Nichts ist vorbei, Allerheiligster Vater, Eure Heiligkeit verfügt über viel Kraft.

JULIUS II.: Nicht mehr über genug. Ich habe weder den Vatikan vollendet, noch den Wiederaufbau Roms, noch mein Grabmal, noch sonst etwas... Meine Künstler werden sich zerstreuen, wenn ich nicht mehr da sein werde... Jetzt sind die Medici von neuem Herren in Florenz, und ich verliere die Toskana... Massimiliano Sforza hat Mailand wiedergewonnen... Der kleine Wirrwarr hebt wieder an... Man wird die Franzosen, die Deutschen, die Schweizer, die Spanier wieder zurückholen müssen, kurz, den großen Wirrwarr, um jenen zu ersticken, wird den ganzen Aufbau von neuem beginnen müssen... Ich leide schrecklich... Ich verlösche.

EIN ARZT: Eure Heiligkeit sollte sich nicht so sehr aufregen.

JULIUS II.: Ich habe in einem unseligen Zirkel eingeschlossen gelebt. Um die Zersplitterung zu beseitigen, war es erforderlich, die kleinen Tyrannen zu vernichten... Zur Vernichtung der kleinen Tyrannen bedurfte es der Fremden... Mit den Fremden gibt es kein Italien... Weißt du das, Schwarzgesicht?

DER ARZT: Der Puls Seiner Heiligkeit wird merklich schwächer, und der Kopf benommen.

JULIUS II.: Da liege ich nun in meinem Bett... festgenagelt... Michelagnolo... Raffaello... Der eine arbeitet... aber der

andere? ... Er ist bei irgendeinem Weibe ... Und Bramante, was macht er? ... Alfonso von Ferrara ... der Verräter! ... Alles verwirrt sich in meinem Kopfe ... Ich bin der Venezianer nicht sicher ...

BERNARDO DA BIBBIENA: Man versteht nicht mehr deutlich, was Seine Heiligkeit sagt ...

DER ARZT: Es handelt sich nur noch um wenige Minuten.

JULIUS II.: Geist ... Genie ... Leben ... Wildheit ... nichts, was zusammenhielte ... das ist der Italiener! ... Was wird das Ende sein?

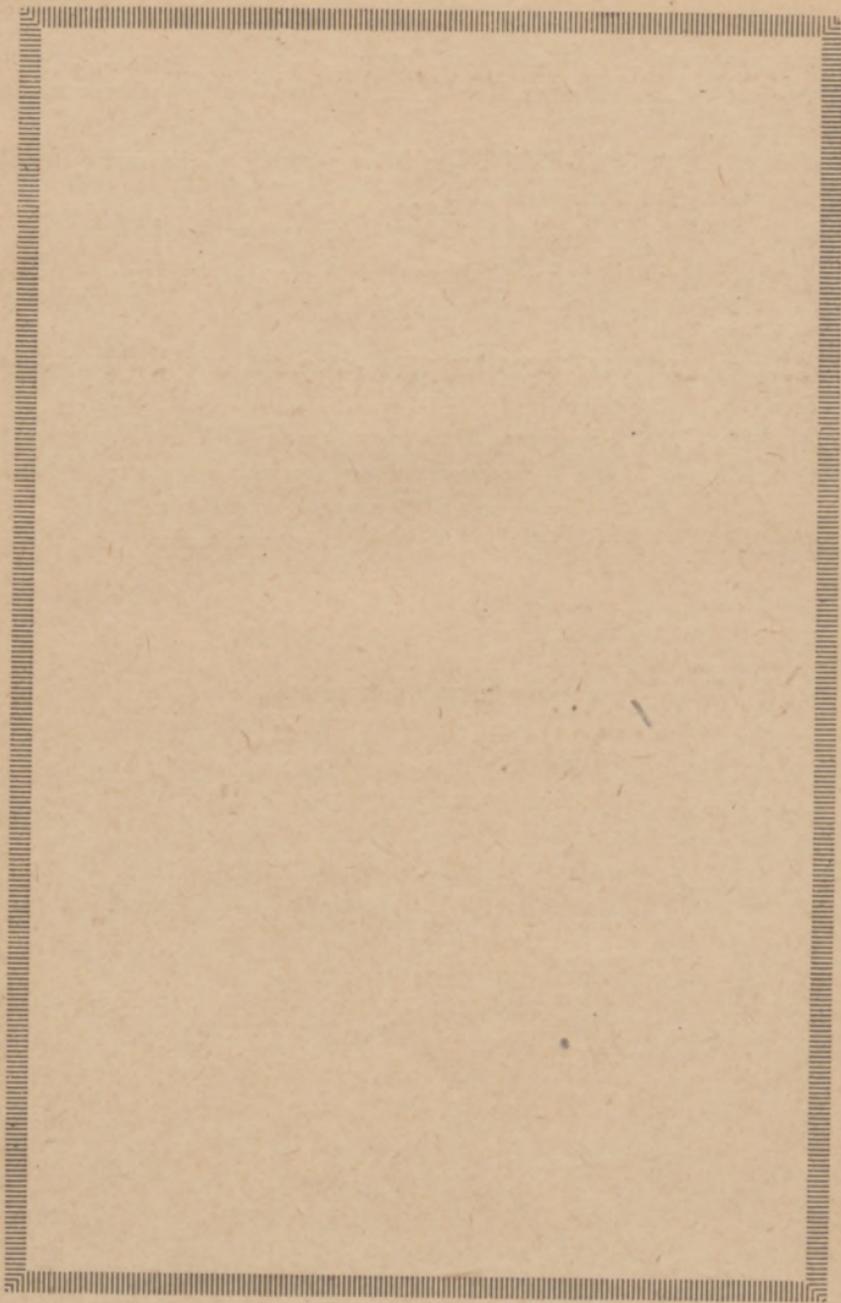
DER KARDINAL VON SITTEN: Gebt ihm einige stärkende Tropfen.

JULIUS II. (*sich in seinem Bette aufrichtend*): Tod den Franzosen! Tod Alfonso d'Este! Verjagt sie aus Italien, aus ganz Italien!

Er sinkt auf sein Bett zurück und stirbt.

BERNARDO DA BIBBIENA: Der Papst ist tot!





VIERTER THEIL

LEO X.



Die Sixtinische Kapelle. — Gewaltige Gerüste versperren einen Teil derselben. An den Säulen und an der Decke sind Fresken angefangen. Einige Teile erscheinen vollendet; an mehreren Stellen sieht man die bloße Zeichnung, mehr oder minder fertig. Michelagnolo, stehend; er arbeitet eifrig. Granacci sitzt einige Schritte von ihm entfernt auf einem Schemel, mitten unter Kalkhaufen, Farbentöpfen, Balken und Werkzeugen aller Art.

GRANACCI: Eure Betrachtungen sind nicht heiter, Meister.

MICHELAGNIOLO: Ich sehe die Dinge so.

GRANACCI: Die Künste haben noch nie so geblüht! Noch nie wurden so schöne Werke hervorgebracht! Wieviel glänzende übermenschliche Maler, Bildhauer und Architekten! . . .

MICHELAGNIOLO: Ich kenne keine übermenschlichen Menschen. Das ist albernes Geschwätz. Lästert nicht.

GRANACCI: Nennt es Lästerung, wenn Ihr wollt; ich halte Euch für einen Halbgott; andere denken wie ich. Runzelt nicht die Stirne und laßt mich fortfahren. Fast täglich nimmt man an Festen teil, wie man sie ähnlich nie gesehen. Hier in Rom, wie in Florenz, wie in Mailand, in Venedig, in Bologna, in Neapel sind die großartigen Erfindungen der Alten in dieser Gattung der Prachtliebe weit überboten worden. An Gelehrten, Dichtern, Schriftstellern ist kein Mangel. Unaufhörlich treten neue auf: da ist Sannazaro, da ist Sadoletto, da ist Bembo, der unnachahmliche Navagero, der erhabene Ariost; da ist Bibbiena mit seiner Calandria und Meister Niccolò Machiavelli mit seiner Mandragola. Kann ich Besseres, kann ich mehr anführen? Papst Leo X. und seine Kardinäle erscheinen meiner entzückten Einbildungskraft als dem großen Jupiter und den Göttern des Pantheon ebenbürtig, und dazu bewohnen sie einen unendlich viel schöneren Olymp als der ihrer fabelhaften Vorgänger war, zumal dieser Olymp von ehemals vom alten Coelus, einem armseligen Gotte ohne Geschmack und ohne abgründige Gedanken, eingerichtet worden war; heute hingegen haben wir Künstler das Firmament geschaffen und verschönern es, indem wir es stündlich mit wunderschönen Farbtönen ausmalen und von funkelnden Sternen erstrahlen lassen; und ich sage Euch, daß dort, wo Ihr Hand anlegt, dort, wo Meister Raffaello, Andrea del Sarto, Sansovino, Tiziano und so viele andere arbeiten, das Werk unsterblich ist.

MICHELAGNIOLO: Ihr seid ein Schwätzer, Granacci, und ein Blinder, unfähig, die Erbärmlichkeit dessen zu begreifen, das Euch entzückt, und die bodenlose Schwäche jener Leute, die Euch begeistern und die so wenig wert sind.

GRANACCI: Dann beweist mir, daß ich unrecht habe, wenn Ihr nichts weiter tun wollt als tadeln.

MICHELAGNIOLO: Das dürfte nicht schwer sein. Gebt Eure Narrheiten von Euch, und ich werde Euch antworten.

GRANACCI: Der Papst ist der wärmste Schützer der Kunst, den die Welt je gesehen hat. Ihr könnt nicht leugnen, daß seine Wohltaten auf uns herniederregnen wie ein unversiegliches und sehr wohlschmeckendes Manna.

MICHELAGNIOLO: Papst Leo X. liebt die Künste nicht. Er liebt den Luxus, und das ist etwas ganz anderes. Alles, was glänzt und ihm Lobsprüche einbringt, scheint ihm seiner Förderung würdig, und die Künste sind für ihn nichts weiter als Werkzeuge der Eitelkeit. Für das, was sie ausdrücken, hat er kaum etwas übrig. Der erste unter den Sterblichen, der sich mit dem Luxus befaßte, hat vielleicht angefangen, den Weg zu ebnen, auf dem die Künste in die Welt gekommen sind; der zweite jedoch hat die Künste in den Staub geworfen, um den Schwulst und die Lüge an ihre Stelle zu setzen.

GRANACCI: Ach! lieber Meister, wie gern Ihr doch anklagt! Wie hart Ihr doch über den Papst, unsern großen Papst Leo urteilt! Würdet Ihr denn den wilden Geist seines Vorgängers vorziehen?

MICHELAGNIOLO: Julius II. ist der einzige wahre Fürst, den meine Augen geschaut haben! Er war nicht der Mann, der sein Glück in der Befriedigung fleischlicher Lüste suchte. Sein Geist hatte nur Raum für das Mächtige und ließ nur die Kraft gelten. Sein einziges Trachten auf allen Gebieten war nur, es dahin zu bringen, daß die heilige Kirche den Sieg erringe und behalte und unter ihrem starken Fuß den Widerstand der Gottlosen ertöte. Er hätte den ganzen geistlichen Stand zum guten zurückführen wollen; er strebte nach der Vertreibung der Barbaren aus Italien; wenn er die Aufstände der Barone, der Colonna, der Vitelli, der Orsini unterdrückte, litt er es ebensowenig, daß die Ordnung in der Stadt gestört werde, und in seinen Tagen wagte — etwas

Niedagewesenes! — kein Dieb, kein Beutelschneider sein unedles Gesicht in den Straßen Roms zu zeigen! Was er von seinen Künstlern verlangte, waren große Denkmäler, mächtige Fresken, gewaltige Leinwände; er sann nur auf das Gewaltige, wie es seinem Herrschergeiste ziemte. Ich habe alles verloren, indem ich diesen edlen Gebieter verlor; aber die Kunst, ich meine den göttlichen Funken, die Venus Urania und nicht die feile Vulgivaga, diese Kunst hat noch mehr verloren.

GRANACCI: Ich vermag nicht zu erkennen, worauf Ihr Eure ungeheuerlichen Behauptungen stützt. Kaum hat das Konklave Leos X. die Schlüssel des heiligen Petrus übergeben, da umgibt sich der Papst auch schon mit ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern; er erwählt und beruft zu Sekretären den liebenswürdigen Sadoletto, von dem ich vorhin sprach, und den geschmackvollen Bembo. Euch läßt er die begonnenen Arbeiten fortsetzen.

MICHELAGNIOLO: Er hat mir das Grabmal Julius II. aus den Händen gerissen, mein Lieblingswerk, an dem ich mit meiner ganzen Seele arbeitete, und das jetzt nie das Licht des Tages erblicken wird. Hier wird es bleiben, in meinem Kopfe . . . ein totgeborenes Kind . . . Glaubst du, das sei ein geringer Kummer?

GRANACCI: Ich gebe zu, das ist ein großes Unglück; aber das beweist nur, daß der Papst wie alle Leute, welche Künstler bezahlen, seine Launen hat. Er will Euch lieber mit seinem Ruhme und seinem Vergnügen beschäftigen als mit der Apotheose seines Vorgängers, dem er sicherlich nur eine sehr mäßige Liebe entgegenbrachte . . . Aber es kommt Besuch für Euch.

MICHELAGNIOLO: Noch ein Zudringlicher! . . . Ich werde ihn abweisen, daß es eine Art hat . . . Messere, wer Ihr auch seid, nehmt Euch nicht die Mühe, diese Leiter hinaufzuklettern. Abgesehen davon, daß sie unbequem und nicht besonders fest ist, habe ich auch nicht die Zeit mit irgend jemand zu sprechen.

MACHIAVELLI (*seine Stimme unten aus der Kapelle erhebend*): Hochvortrefflicher Signor Michelagnuolo, wollt Ihr einem alten Freunde, Genossen und Landsmann nicht erlauben, Euch zu umarmen?

MICHELAGNIOLO (*oben vom Gerüst herabblickend*): Es ist

Signor Niccolò Machiavelli . . . Steigt herauf, da Ihr einmal hier seid. Ich denke, Ihr werdet nichts dagegen haben, daß ich in meiner Arbeit fortfahre und Euch wie mir die müßigen Komplimente erspare.

MACHIAVELLI: Ich bin nicht so töricht, solche zu riskieren; ich kenne Euern Sinn.

MICHELAGNIOLO: Woher kommt Ihr?

MACHIAVELLI: Von Florenz . . . und zwar geradeswegs aus dem Gefängnis; Ihr habt es vermutlich erfahren.

GRANACCI: In der Tat . . . Ihr seid in der Verschwörungssache Boscolis bloßgestellt worden.

MACHIAVELLI: Infolge der giftigsten Verleumdung; ich bin ein ergebener Diener des Hauses Medici.

MICHELAGNIOLO: Ergeben? . . . Hm! . . . Ergeben! . . . Ich wünsche Euch Glück dazu . . . Ihr seid auch andern ergeben gewesen.

MACHIAVELLI (*die Achseln zuckend*): Wer von uns ist nicht jung gewesen? Ich bin auf den Leim der Verstiegenheiten Bruder Girolamo Savonarolas gegangen, das wissen alle.

MICHELAGNIOLO: Verstiegenheiten, soviel Ihr wollt. Man versteigt sich, wenn man die Ehrenhaftigkeit, die Rechtschaffenheit und die Enthaltbarkeit anempfiehlt; und dennoch: das Beste in Euerm Leben, Messer Niccolò, das wird Euer Jugendirrtum sein.

MACHIAVELLI: Vielleicht habt Ihr recht, vielleicht unrecht; sicher ist jedenfalls, daß diese Art von Verdienst, wie die Menschheit nun einmal ist, weder für mich noch für die andern irgend etwas Gutes bringen konnte.

MICHELAGNIOLO: So macht Ihr Euch einen Vorwurf daraus, daß Ihr einmal das Gut der Religion gesucht habt? Ich habe große Lust, irgendwo auf dieser Wand Eure Züge in dem Gesicht eines grinsenden Teufels festzuhalten.

MACHIAVELLI: Das wäre viel Ehre für mich. In der rechtgläubigen Theologie ist es Glaubenssatz, daß die verschmutztesten von allen Teufeln, die heute für den Ruhm der Hölle tätig sind, anfänglich gute kleine Engel waren, die nicht weiter sahen, als ihre Nase reichte. Was hat sie vermehrt? Die Erfahrung. Kurz, ich habe wie Ihr, wie Granacci, wie so viele andere an die Mög-

lichkeit geglaubt, in Florenz zu leben und dabei die Ehrenhaftigkeit zu bewahren. Das war ein großes Unglück für mich, und ich habe mir dadurch eine Suppe des Mißgeschicks eingebrockt, von der ich von Zeit zu Zeit einen Löffel herunterwürgen muß. Gerade das habe ich soeben getan. Demungeachtet habe ich den dritten Aufzug meiner Mandragola vollendet.

MICHELAGNIOLO: Das wird ein schönes Werk werden, Messer Niccolò; denn wenn Ihr auch ein schwacher Politiker seid, so seid Ihr doch ein Mann von ausgezeichneter Bildung.

MACHIAVELLI: Ein schwacher Politiker? Das Urteil scheint mir zu streng, aber, alles wohl bedacht, mögt Ihr recht haben. Doch wie! ich hätte nur darum so viel über die Geschichte nachgedenken, soviel Titus Livius kommentiert, so viel unsere Florentiner Annalen durchblättert und die Eigenart und die Regierungsformen aller Völker geprüft, um zuletzt zu erkennen und mir selber einzugestehen, daß ich nur ein schwacher Politiker bin? ... *Er setzt sich auf einen Schemel in einen Winkel und verbarrt in Nachdenken, Arme und Beine übereinandergeschlagen und starr vor sich hinblickend.*

Ein schwacher Politiker! Es ist mir in der Tat begegnet, daß ich mich getäuscht habe, und was das Schlimmste, daß ich recht hatte und doch kein Vertrauen in meine Ideen einzuflößen vermochte. Ich könnte zu meiner Entschuldigung anführen, daß es keine Wissenschaft gibt, die mehr auf Vermutungen gegründet wäre als die Politik, keine, deren Vorausberechnungen so sehr der Gefahr ausgesetzt wären, durch unvorhergesehene Ereignisse, durch den leisesten Luftzug, über den Haufen geworfen zu werden. Seht! wenn die Sicherheit des Blicks, die Festigkeit in der Ausführung, das Genie in der Disposition hinreichten, den Erfolg zu sichern, so hätte der Valentino ohne allen Zweifel ein italienisches Königreich begründet und unsere Zukunft bestimmt.

MICHELAGNIOLO: Darüber hätte ja Gott-Vater erröten müssen.

MACHIAVELLI: Gott-Vater hat Heliogabal regieren sehen und ist nicht im geringsten errötet; er sieht alle Tage die schlimmsten Schelme und die verworfensten Kerle einander den Erfolg von Hand zu Hand weitergeben; er ist darum nicht die Spur weniger

vergnügt. Nach dem Manne, den ich soeben genannt habe, ist der verstorbene Papst Julius II. bezüglich der Tragweite seiner Absichten und des Nachdrucks seiner Handlungen von niemandem übertroffen worden.

MICHELAGNIOLO: Das ist wahr.

MACHIAVELLI: Als Gegner, die ihm die Spitze bieten konnten, hatte er nur Narren und hergelaufene Menschen; den Herzog von Ferrara nehme ich aus; zufälligerweise war er jedoch alt, und er hat sterben müssen.

MICHELAGNIOLO: Man wird nie wieder seinesgleichen sehen.

MACHIAVELLI: Möglich! Es bleibt darum aber nicht weniger wahr, daß die Welt fortfährt sich zu drehen und sich dem anpaßt, was sie vorfindet. Das ist heutzutage der Triumph der Dummköpfe. Sforza von Mailand ist keine taube Nuß wert; Fregoso in Genua ist ein ganz gewöhnlicher Ränkeschmied, der, den Verrat in der Hand, das Ohr allen Gerüchten zugespitzt, weder hoch noch weit zielt. Francesco Maria von Urbino, ein armseliger Plagiator des Valentino, weiß den Dolch ebenso leicht zu handhaben, aber weiter nichts; er wird auf seinen Beinen so lange hin und her schwanken, bis er fällt; die Medici von Florenz würden keine drei Tage Oberwasser haben, wenn sie nicht in Rom mit dem Papst regierten; die Venezianer leben, werden leben, werden stark, ruhmreich, mächtig sein, aber es sind keine Schmetterlingslarven, die dazu berufen sind, Flügel zu bekommen, stark genug, sich in höhere Regionen emporzuschwingen. Und so bleiben in Italien am Ende nur drei Mächte übrig: der Papst, die Franzosen und die Spanier.

MICHELAGNIOLO: Ich folge Euern Auseinandersetzungen mit lebhafter Befriedigung. Wohlan denn! legt uns nun dar, wie Ihr jede einzelne dieser Mächte beurteilt, und welche von ihnen Eurer Meinung nach das Zepter behalten wird.

MACHIAVELLI: Ich wiederhole Euch, ich habe zu meinem Schaden erfahren, daß, wenn die Astrologie wenig sicher ist, die Politik es kaum mehr ist. Ich habe nicht vor, den Propheten zu spielen. Was die Franzosen betrifft, so sind sie für den Augenblick matt gesetzt, verjagt; abgesehen von der Zitadelle von Mailand und drei oder vier unhaltbaren kleinen Festungen haben sie bei uns alle Stützpunkte verloren. Ihr neuer König, der Prinz von An-

goulême, scheint mehr darauf aus zu sein, prahlerische Reden zu führen und sich gute Tage zu machen als große Taten auszuführen; ich glaube also, daß Papst Leo X., der diese Leute haßt, weil er in der Schlacht von Ravenna in ihre Gefangenschaft geraten war, wie aus einem gut Teil anderer kleiner Gründe, glauben darf, sie vom Halse zu haben.

GRANACCI: Um so besser! Ich bin ein guter Florentiner und verabscheue diese lächerlichen Schreier. Sie sind niemals ehrlich gewesen, weder den Republikanern, noch der Gegenpartei gegenüber. Und nun, was denkt Ihr von den Spaniern?

MACHIAVELLI: Ihr König Karl ist ganz jung; wer weiß, wie er sich machen wird? Er ist der Sohn eines recht unbedeutenden Bruder Lustig und einer armen Wahnsinnigen. Eine schlimme Vorbedeutung! Und was noch bedenklicher, mehr Fläme als Kastilianer und überdies noch Burgunder und Österreicher; seine Interessen sind überall zerstreut. Betrachtet man die Gesamtheit seiner Kräfte, so könnte es scheinen, als handle es sich da um eine bedeutende Macht, aber ihre Bestandteile hängen nicht zusammen und schaden sich gegenseitig. Wenn der Besitzer derartiger Fetzen seine Interessen mit einiger Sorgfalt wahrnehmen will, so muß er sein Leben damit hinbringen, von einem Orte zum andern zu laufen, und auch dann wird es für ihn nicht leicht sein, immer zur rechten Zeit zu kommen. Um sich von Valladolid nach Brügge zu begeben, bedarf er der Erlaubnis des Königs Franz. Eine weitere Klippe erhebt sich sodann in seinem eigenen Ehrgeiz, wenn er solchen hat. Wenn der Kaiser Maximilian, sein Großvater, stirbt, wird der junge Karl ohne Zweifel auf die Kaiserkrone Anspruch erheben. Ihr seht ohne weiteres den Konflikt, der sich daraus ergeben muß: der Franzose schielt seinerseits danach; der Engländer schmeichelt sich mit der Hoffnung darauf; die Kurfürsten haben ihre Pläne . . . Diese werden einander auffressen; der König Karl, der in jeder der unzähligen Kammern seines eigenen Hauses bereits so beschäftigt ist, wird der Wurfspieß einer Schar von Rivalen werden; folglich wird er in Italien nur geringe Macht besitzen, und demnach schließe ich, daß Papst Leo X. dort nach seinem Gefallen herrschen wird. Ich weiß nicht, ob ich mich in meinen Berechnungen täusche, aber groß kann diese Täuschung nicht sein.

MICHELAGNIOLO: Aber wenn Franz I. zufällig mehr wert wäre, als Ihr meint, und Karl seinerseits weder des Geistes noch des Mutes ermangelte?

MACHIAVELLI: Unter diesen beiden Voraussetzungen darf man nichts mehr weissagen. Alles wird von der Entschlossenheit und Begehrlichkeit dieser beiden Herren abhängen. Das Unmögliche kann zur geläufigen Tatsache des Alltags werden . . . Aber große Fürsten treten nicht gerade häufig auf.

GRANACCI: Ihr habt recht. Indes haben in unserer Zeit selbst die Schwachen Kraft; alles treibt ins Große, und die Könige müssen eher dazu gelangen als die andern.

MACHIAVELLI: Ich habe in meinem Leben mehr unfähige Menschen und mehr Eigentümer kleiner Gehirne angetroffen, als ich zu erwarten Grund hatte. Ihr werdet mir's daher nicht übelnehmen, wenn ich nicht allzusehr auf das Aufblühen der Genialität zähle und Euch wiederhole, daß derjenige, der in Italien augenblicklich am nächsten dran ist, alles zu besitzen, der Papst ist.

MICHELAGNIOLO: Ich habe keine große Meinung von ihm.

MACHIAVELLI: Ich auch nicht; ich halte ihn einfach für einen ehrenwerten großen Herrn von leichten Sitten, der seinen Geist pflegt, wie seine Hände. Aber ebenso, wie er neben den genannten so wundervollen Händen in seinem Körper ein paar große, vorspringende Augen hat, die gar nichts sehen — was ihm Ähnlichkeit mit Nero verleiht, mit dem er außerdem noch den Zug gemeinsam hat, daß er ein Liebhaber aller Merkwürdigkeiten ist — ebenso, sage ich, bemerkt man an seinem so sehr und mit solcher Sorgfalt gebildeten Geiste Gebrechen, die das Ganze beeinträchtigen. Er zeigt einen vollendeten Geschmack in allen Dingen und hat ein gutes Herz. Er plaudert mit demselben hingebenden Eifer mit den gemeinsten Possenreißern wie mit Sadoletto oder Ariosto; er bestellt bei Euch Fresken und Statuen und wird Raffaello Gemälde in Auftrag geben, weil das kostspielige Spielwerke sind und der Heilige Vater, um noch größeren Ruhm zu entfalten, sich gern ein Gaukelmännchen aus einem Sterne machen würde; im Innern aber, davon dürft Ihr überzeugt sein, zieht er der Betrachtung Eurer Meisterwerke eine Hasenjagdpartie auf seinem Landgute La Magliana oder ein feines Abend-

essen im Vatikan vor. Dort werden dann Knödel aus geröstetem Pferdehaar und in Teig gebackenem Stroh serviert, damit die Gäste Gesichter schneiden, zur unendlichen Freude des Hohenpriesters, während ein kräftiger Sturm burlesker Invektiven die Talente Evangelista Tarasconis und Aretinos ins hellste Licht setzt.

MICHELAGNIOLO: Annähernd dasselbe sagte ich vorhin zu Granacci. Von einem solchen Manne hat man nichts zu erwarten.

MACHIAVELLI: Verzeiht. Wenn man alles in Rechnung zieht, so hat es fast den Anschein, als wollten die Ereignisse unter seinen Händen so fügsam werden, daß er uns schließlich, ohne die Begeisterung Savonarolas zu besitzen oder den entschlossenen Ehrgeiz des Valentino oder die Energie Julius II. und trotz seines Tändelns und Seifenblasenmachens, ein einiges Italien schenken wird. Er wird das Kirchenlehen Neapel diesem armen Karl von Spanien wieder abnehmen, der nicht weiß, wie er das Seinige zusammenhalten soll und kann nicht verfehlen — so leicht ist die Aufgabe — den König von England, diesen dem Heiligen Stuhl blindlings ergebenden Pedanten und Skribifax, Frankreich so gründlich an die Seite zu heften, daß Franz I. nicht wagen wird, sein Land zu verlassen, um sich an dem unsrigen zu vergreifen. Sodann wird Leo sich des Gebiets von Mailand bemächtigen und es behalten, wie Julius es mit der Romagna gemacht hat.

MICHELAGNIOLO: In gewisser Hinsicht ist das eine recht schöne Perspektive; aber sie macht mir keine Freude.

MACHIAVELLI: Mir auch nicht. Ich fühle und weiß, warum! Der Glanz Italiens war niemals so groß wie heute. Indes, dieser Glanz ist nicht rein. Der Laster sind zu viele, die Korruption ist zu groß, und wenn wir in die Hände der verderbtesten aller Mächte fallen und von dem Willen des räuberischsten Hofes, den es je gegeben, abhängig werden, wird Italien ohne Zweifel von den Fremden befreit und zu einer Einheit zusammengefaßt werden, aber auch innerhalb weniger Jahre moralisch und physisch erschöpft sein. Die Mönche und die Priester werden es dann derart ausgesogen und geschwächt haben, daß es sich nie wieder erholt.

MICHELAGNIOLO: Ich glaube Euch; ich bin ein ergebener Sohn der heiligen Kirche; aber solange die Kleriker bleiben,

was sie sind, kann ich nicht wünschen, daß sie die Herrschaft bekommen. Kurz, wir leben in einer höchst elenden Zeit.

MACHIAVELLI: In der denkbar elendesten, und ich hoffe auf gar nichts mehr.

GRANACCI: Möge der Himmel mit Euch beiden Erbarmen haben! Wenn man Euch glauben wollte, so eilten wir dem Verfall zu. Ist es wirklich Euer Ernst, was Ihr da sagt, Messer Niccolò? Vor meinem Meister und in der Sixtinischen Kapelle haltet Ihr uns solche Reden? Habt Ihr etwa eine größere Epoche gekannt? Nicht doch, Messer Niccolò, das glaubt Ihr ja selbst nicht! Ich für meine Person segne jeden Tag von neuem den Himmel, daß ich in einer solchen Zeit geboren bin. Wenn ich mit jemand plaudere, begegnet es mir wohl, daß ich gar nicht auf seine Antwort achte; ich betrachte die Züge meines Unterredners und sage mir: Da hast du einen Mann vor dir, dessen Name auf irgendeiner Seite der Geschichte aufbewahrt werden wird! Ich nehme einen Duft von Ambrosia und Unsterblichkeit in den Lüften wahr und atme ihn mit vollen Lungen ein. Überall bewundere ich, freue ich mich, und Ihr wollt da beide behaupten . . . Geht! geht! Ihr seid grämliche Geister, Schwarzseher, Undankbare, ja sogar die Allerundankbarsten; denn Ihr müßtet Euch Gott für die schönen Dinge, die er Euch, jedem auf seinem Gebiete, auszuführen ermöglichte, erkenntlicher erzeigen als irgendwer.

MACHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob ich schöne Dinge ausführe; was ich aber ganz sicher weiß, ist, daß, wenn der hochwürdigste Kardinal Bibbiena mir heute morgen nicht ein halbes Dutzend Scudi in die Hand gedrückt hätte, ich nichts hätte, um ein Mittagessen zu bestreiten. Weiter will ich nichts sagen, und damit, Meister Michelagniole und Ihr, mein liebenswürdiger Granacci, verlasse ich euch. Ich bin glücklich, euch gesehen zu haben und wünsche euch, daß ihr beide gesund bleibt.

MICHELAGNIOLO: Lebt wohl, Meister Niccolò, mein Freund. Seht, daß Ihr Eure Mandragola fertigmacht: es ist Euer schönstes Werk.

Auf dem Pincio

Auf dem Rasen mitten unter Platanen und Zypressengruppen sind weithin Gruppen von Personen verschiedener Stände verstreut, die gekommen sind, um sich zu ergehen und den schönen Abend zu genießen. Man sieht Bürger, Priester, Mönche, Frauen, junge Leute, Kinder; die einen auf Teppichen sitzend oder halbgelagert, die andern lustwandelnd; jene essen Früchte oder Kuchen, diese sind in ernsthafte Gespräche vertieft. Man hört Gelächter. Das Wetter ist herrlich, der Horizont unermesslich.

Inmitten einiger junger Mädchen und Burschen, meist mit Blumen bekränzt und geschmackvoll gekleidet, liest ein zwanzigjähriger Jüngling ein Sonett in der Manier Petrarca's vor.

DER JÜNGLING:

In welchem Himmel, welcherlei Ideen
Fand die Natur das Muster, zu bereiten
So schön Gesicht, um hier uns anzudeuten,
Was sie vermochte in Olympos' Höhen?

Nicht Polyklet, wie scharf er möchte spähen,
Noch andern Meistern aus den alten Zeiten,
Geläng' es einen Zug der Herrlichkeiten
Zu fassen, die mein Herz sich ausersehen.

Die Augen, die von Amors Feuern sprühen,
Die Stirne, rein wie nur die Morgenröte,
Die Lippen rot wie Bacchustrankes Glühen,

Ein einzig Wort sie alle überböte,
Ließ' lächelnd es dein holder Mund entfliehen —
Das Wort: „ich liebe dich,“ um das ich bete.

Man spendet lachend Beifall; ein junges Mädchen erhebt sich, klatscht in die Hände und eilt auf den Dichter zu.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Für mich hast du das geschrieben,
Troilo? Für mich, für mich, für mich ganz allein?

DER JÜNGLING: Bei meiner Seele, Giacinta, ganz gewiß für
dich und für keine andere.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Da, da hast du deinen Lohn!

Sie wirft sich in seine Arme, küßt ihn und setzt ihm einen Kranz auf.

EIN ANDRES JUNGES MÄDCHEN: Und du, Emilio, da du nicht einmal das kleinste Verschen an mich zu richten weißt, wirst du doch wenigstens so viel Talent haben, uns eine Geschichte zu erzählen. Setz' dich dort nieder und fang' an, wir hören dir zu.

EMILIO: Ich weiß nicht recht, was ich euch erzählen soll.

ALLE (*in die Hände klatschend*): Vorwärts, keine Ausflüchte, erzählt, erzählt!

EMILIO: Nun, wenn's denn sein muß, so wisset, daß ehemals zu Verona ein alter Kaufmann lebte, Ser Jacopo geheißen, der eine sehr junge und sehr hübsche Frau hatte. Sein Nachbar, einer der liebenswürdigsten Edelleute, hatte sich angewöhnt über die Mauer in Ser Jacopos Garten zu schauen, und . . .

Die Geschichte geht weiter.

Drei nebeneinanderhergehende Bürger kommen vorbei.

ERSTER BÜRGER: Ich bin meiner Behauptung vollkommen sicher. Mein Sohn Giulio ist erst zehn Jahre alt, und er wird eine der Leuchten des Jahrhunderts werden. Das ist die Ansicht Bruder Filippos. Er macht kein Hehl daraus, wiederholt sie vielmehr allen, denen er begegnet.

ZWEITER BÜRGER: Mein Tommaso ist Euerm Giulio vollkommen ebenbürtig und dabei erst neun Jahre alt, keinen Tag darüber . . . doch, ja! er hat acht Tage mehr; denn er ist am 14. Juni geboren, genau vor neun Jahren, und wir haben heute den 22. Er ist also neun Jahre und acht Tage alt, und der Pater Roberto ruft mir jeden Morgen zu: „Messer Pompeo Euer Sohn . . .“ Wie sagtet Ihr doch, Messer Annibale?

ERSTER BÜRGER: Wird eine der Leuchten des Jahrhunderts sein!

ZWEITER BÜRGER: Richtig! Genau das ruft mir der Pater Roberto zu.

DRITTER BÜRGER: Meine Herren Gevattern und treffliche Nachbarn, ich spreche euch meine aufrichtigsten Glückwünsche aus. Der Bruder Filippo und der Pater Roberto müssen sehr verständige Leute sein.

ERSTER BÜRGER: Der Bruder Filippo ist der Beichtvater meiner Frau, seit sie angefangen hat, ihre erste Sünde zu begehen. Er besitzt unser ganzes Vertrauen. Ich darf Euch wohl fragen, ob er sich in einem solchen Falle täuschen könnte!

ZWEITER BÜRGER: Genau wie bei uns. Als ich mich verheiratete, war der Pater Roberto bereits sozusagen der Herr im Hause. Meine Frau würde kein Ei kaufen, ohne zuvor seine Meinung eingeholt zu haben, und wenn sie mißgestimmt ist, was bei ihr ziemlich oft vorkommt, so wüßte ich nicht, was aus mir werden sollte, wenn der Pater Roberto nicht da wäre, sie zu beruhigen. Ihr könnt Euch also denken, daß, wenn er von meinem Sohn sagt, was er sagt, ich versichert sein kann, daß es sich so verhält.

DRITTER BÜRGER: Ich verstehe Eure Zuversicht. Was mich betrifft, so habe ich zwei ganz durchschnittliche Buben; der eine ist achtzehn Jahre, der andere sechzehn. Ich werde aus dem ersten einen Kaufmann machen, und aus dem zweiten einen Notar.

ZWEITER BÜRGER: Verzeiht mir, aber ich mißbillige das durchaus! Der Pater Roberto würde die Achseln zucken, wenn er Euch hörte.

ERSTER BÜRGER: Und der Bruder Filippo desgleichen. Es freut mich sehr, daß er sich auch in diesem Punkte mit dem Pater Roberto begegnet. Er würde um nichts in der Welt darein willigen, daß unser Sohn Kaufmann oder Notar würde. Der Gedanke allein würde ihn rasend machen!

DRITTER BÜRGER: Aber was für Absichten haben denn eure wackern Mönche mit euern Kindern?

ERSTER BÜRGER: Die denkbar weisesten. Mein Sohn soll Maler werden.

ZWEITER BÜRGER: Und der meinige Bildhauer. Nur die Künstler können heutzutage einen Sack Geld verdienen, groß wie sie selber und große Herren werden und auf alle Welt pfeifen.

DRITTER BÜRGER: Die Künstler nehmen augenblicklich allerdings den ersten Rang ein. In meiner Jugend war dem nicht so. Man betrachtete sie als Bettler und Hungerleider.

ERSTER BÜRGER: Als Bettler? als Hungerleider? Schaut doch bitte einmal dorthinunter, auf die Straße, am Fuße des Hügels!

DRITTER BÜRGER: Ja! ich schaue hin!

ERSTER BÜRGER: Was seht Ihr?

ZWEITER BÜRGER: Ich sehe nichts... ausgenommen zwei Edelleute auf Pferden mir reichen Decken und von Livreebedienten gefolgt. Was ist daran Merkwürdiges?

ERSTER BÜRGER: Ihr haltet jene Leute dort für Edelleute?

Putzt Eure Brillengläser! Es ist Meister Marc-Antonio Raimondi, der Stecher, und Meister Giulio, einer der Schüler Meister Raffaellos. Weder der eine noch der andere stammt aus einer besseren oder auch nur ebenso guten Bürgerfamilie wie ich, und wenn ihre Eltern Kaufleute oder Notare aus ihnen gemacht hätten, würden sie sicherlich nicht so großartig leben.

ZWEITER BÜRGER: Wißt Ihr wohl, was Meister Valerio Belli, der Gemmenschneider verdient? Und die Meister Bridone und Marchetto, die Sänger und Gitarrespieler? Und der Pater Mariano, der auf einen Sitz vierhundert Eier und zwanzig Karpfen ißt? Ich sage Euch: um in dieser Welt etwas vorzustellen, bleibt nichts übrig als Künstler zu werden!

DRITTER BÜRGER: Ohne Zweifel; aber nicht jeder kann sich einem solchen Beruf widmen; es gehört dazu so etwas wie eine natürliche Begabung, und was mich betrifft, so gestehe ich ganz offen, wenn man mich zwingen wollte, zum Mittagessen zwanzig Karpfen zu essen oder eine Kathedrale zu bauen, so würde man mich in Verlegenheit bringen.

ERSTER BÜRGER: Das kommt nur vom Mangel an Übung. Der Bruder Filippo hat mir hundertmal wiederholt, daß, wenn man mir's in meiner Jugend beigebracht hätte, ich sicherlich ebensogroße Marmorwerke machen würde wie Meister Michelagnuolo selbst.

ZWEITER BÜRGER: Das ist durchaus richtig. Mein Sohn wird Bildhauer werden und beim Papste zu Mittag speisen. Es gibt keinen einigermaßen verständigen Familienvater, der heute die Dinge nicht so ansieht wie wir; meine Ansicht ist, daß nichts über die Künste geht, und ich bin entschlossen, die alten Vorurteile zu verachten und mit meinem Jahrhundert zu gehen.

Zwei Dominikaner und ein Augustinermönch sitzen unter einem Baume; zwei Kardinäle reiten plaudernd und lachend auf prächtig aufgeschirrten Maultieren vorbei; neben ihnen, auf einem spanischen Hengst, ein vornehmer in schwarzen Sammet gekleideter Venezianer; eine Menge diensttuender Edelleute und Bedienter in schönen Livreen.

ERSTER DOMINIKANER: Ich kenne diese hochwürdigsten Herren nicht. Sind Euch ihre Namen bekannt?

DER AUGUSTINER: Im Ernst? Ihr kennt den Kardinal Sadoletto und den Kardinal Bibbiena nicht? Der Edelmann mit dem schwarzen Barte, der sie begleitet, ist der Herr Andrea Navagero, ein venezianischer Patrizier und Literat, nicht weniger berühmt als sie.

ZWEITER DOMINIKANER: Ich wäre neugierig zu erfahren, was Sadoletto und Bibbiena an frommen Werken geleistet haben, um ihre roten Hüte zu verdienen.

DER AUGUSTINER: Der erstere, mein Vater, diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, hat wenigstens nichts besonders Schlimmes getan. Er ist ein guter Latinist; das Abgerundete seines lateinischen Stils wird fast ebenso bewundert wie die Feinheiten Bembos. Er ist gutmütig und ohne Falsch; sofern man ihn in seinem Vergnügen nicht stört, tut er niemand etwas zuleide.

ERSTER DOMINIKANER: Den Bibbiena kenne ich aus dem, was gutunterrichtete Leute mir von ihm berichtet haben. Über seine Sitten läßt sich nichts Vorteilhaftes sagen. Er liebt das lustige lockere Leben und hat die Calandria geschrieben; das ist eine hübsche Komödie, hat aber nichts mit der Theologie zu tun. Papst Julius II. hatte diesen Mann in sein Vertrauen gezogen; Papst Leo hat ihm das seinige nie entzogen, so daß es kaum eine Verhandlung oder eine Staatsangelegenheit gibt, in der er nicht seine Hände hätte. Wenn er Zeit übrig hat, verbringt er sie in der Werkstätte Meister Raffaellos, seines besonderen Freundes, wo mehr anstößige als erbauliche Dinge gesagt und getan werden.

ZWEITER DOMINIKANER: Welcher Prunk! welche Hoffart! welches Zurschautragen von Aufwand! Wo mögen diese von ihren Sklaven umgebenen Weltleute hinwollen? Was denken sie, diese richtigen babylonischen Satrapen bei ihren vergnügten Reden und ihrem Gelächter? Sicherlich gehen sie nicht Messelesen!

DER AUGUSTINER: Verzeiht, hochwürdiger Vater, eben das wollen sie tun. Sie gehen Messe lesen . . . Ihre Messe meine ich. Eine glänzende Versammlung von Schöngeistern, Dichtern, Künstlern, Damen, Prälaten und Herren kommt heute bei dem Sieneser Bankier Agostino Chigi zusammen; und dort beabsichtigt man der Göttin Venus ein Opferfest zu feiern mit Tauben, Milch-

speisen, Blumen, Sonetten, Madrigalen, einer Menge sapphischer und adonischer Verse in griechischer, lateinischer und Vulgärsprache, und unter den bei dieser Gelegenheit beobachteten Riten wird keiner sein, der sich nicht durch die Autorität irgendeines guten Schriftstellers belegen läßt. Signor Gabriello Merino, den man soeben wegen der Vortrefflichkeit seiner Stimme zum Erzbischof von Bari gemacht hat, wird die Epoden singen und die siebensaitige Leier spielen; Francesco Paoloso, der neue Archidiakon, wird sich auf der Liebesgeige vernehmen lassen; der Florentiner Pietro Aaron, Johanniterritter und Chorherr von Rimini, wird die Lobhymnen auf die Göttin auf der dreisaitigen Geige begleiten; eine große Anzahl Doppelflöten ist für das Konzert vorgesehen, und die Teilnehmer werden mit Rosen bekränzt. Der Altar besteht aus weißem, gelbgeädertem Marmor; Girolamo Santa Croce von Neapel, der ihn gemeißelt, hat damit ein Wunderwerk geschaffen. Das Festmahl, das die Feier beschließt, wird von einer Fülle und Üppigkeit sein, würdig der berühmtesten Feinschmecker des Altertums. Leo X. soll bei der Feier zugegen sein, jedoch unter einer Maske. Ich hoffe, Ihr seid nunmehr über die Frömmigkeit unserer Kardinäle beruhigt?

ERSTER DOMINIKANER: Welche Ärgernisse! Es leidet keinen Zweifel, daß das alte Heidentum, von der allgemeinen Verderbnis gefördert, sich unserer von allen Seiten wieder bemächtigt. Man hört von nichts sprechen als von Vorgängen, ähnlich dem, von dem Ihr uns gesprochen. Hier opfert man dem Apollo; an einem andern Ort der Pomona; in Venedig hat man sich nicht geschämt, bis zu den Hermen des Gartengottes herabzusteigen. Es ist um alles geschehen, was ehrbar und anständig ist, und ich weiß nicht, was aus dem Glauben werden soll.

DER AUGUSTINER: Er wird es machen wie der von den Regengewolken verdunkelte Stern, der nichtsdestoweniger am Himmel glüht.

ZWEITER DOMINIKANER: Die Verfinsterung wird, fürchte ich, recht lange dauern. Unser Pater Savonarola hat die Geißel bekämpfen wollen und ist darüber zugrunde gegangen. Wer soll da triumphieren, wo dieser große Heilige eine Niederlage erlitten hat.

DER AUGUSTINER: Vielleicht ein viel kleinerer Geist. Man darf den Mut nicht sinken lassen, darf im Kampfe nicht inne-

halten. Das Gute darf dem Bösen gegenüber nicht schweigen.
ERSTER DOMINIKANER: Und es schweigt dennoch. Seit dem Tode unseres Hochseligen hat niemand mehr die Stimme erhoben, und der Antichrist behält den Sieg.

DER AUGUSTINER: Er nehme sich in acht! . . . Nähert euer Ohr, meine Väter, und sprechen wir leise; ich weiß eine wichtige Neuigkeit. Kommt auf diese Bank, dort abseits . . . So, da wären wir alle drei sicher.

ZWEITER DOMINIKANER: Bevor wir anfangen und gleichsam als Einleitung zu den Hoffnungen, die Ihr in uns erwecken zu wollen scheint, seht, bitte, welch schimpfliches Schauspiel sich einige Schritte entfernt unseren Blicken bietet! Seht Ihr jene Franziskaner dort im Grase, die sich mit Lastträgern und den Dirnen, die diese bei sich haben, verlustieren? Wenn mich nicht alles täuscht, höre ich einen dieser verruchten Mönche in Reimen, die ebenso roh sind, wie er selber, das Lob des Weins von Montefiascone singen.

DER AUGUSTINER: Das Übermaß des Bösen rückt die Stunde der Vergeltung näher. Hört mich an.

ZWEITER DOMINIKANER: Meine Seele hat wenig Raum für die Hoffnung.

DER AUGUSTINER: Wir haben im Kloster bedeutsame Briefe von unseren Brüdern in Deutschland erhalten.

ERSTER DOMINIKANER: Was ist vorgefallen?

DER AUGUSTINER: In unserem Ordenshause zu Wittenberg (das ist eine große Stadt in Deutschland mit einer sehr gelehrten Universität) lebt ein Doktor, ein gewisser Dominus Martinus Luther, Professor des kanonischen Rechts, einer der in den heiligen Schriften bewandertsten Männer, den unsere Zeit kennt. Dieser große Mann hat sich soeben öffentlich und mit einem bewundernswerten Mut gegen den Verkauf der Ablaßzettel erhoben und, was von großer Tragweite ist, die Textstellen so gelehrt zitiert und seine Zuhörer durch die Kühnheit seiner Sprache gegen die Gottlosigkeiten, über die wir vorhin geseufzt haben, dermaßen fortgerissen, daß zuerst seine Kollegen, sodann das Volk und, was eine sehr ernste Sache ist, Seine kurfürstlichen Gnaden, der Herzog von Sachsen, sich seiner Führung unterstellt haben. Das ist es, was ich euch anvertrauen wollte.

ERSTER DOMINIKANER: Und sind die Franziskaner, die Einnehmer des Ertrages der Ablässe, hier nicht vorstellig geworden?

DER AUGUSTINER: Das sind sie. Wir haben natürlich zu unserem Mitbruder gehalten, und man versichert mir, daß der Heilige Vater, voll Hochachtung für die Talente des Dominus Martinus, nicht geneigt ist, ihm Unrecht zu geben. Ich schließe daraus, daß der Himmel zum Herzen des Papstes spricht, daß er ihn möglicherweise zum Nachdenken veranlaßt, und diese Hoffnungen lassen mein Herz erschauern.

ERSTER DOMINIKANER: Möchten Eure Anstrengungen zum Ziele führen, teurer Sohn des heiligen Augustin! Die engsten Bande verbinden uns mit Euch! Euer ruhmreicher Vater war der Inspirator unseres heiligen Thomas, und wenn wir, nach dem unglückbringenden Tode Savonarolas, der durch die Leute des heiligen Franz zum Märtyrer gemacht worden ist, Euern würdigen Luther den Nachstellungen ebendieser Verfolger ausgeliefert sehen sollen, so könnt Ihr Euch denken, wie sehr unsere Herzen im Einklang mit den Euern leiden werden!

ZWEITER DOMINIKANER: Nein, mein Vater! Überlaßt Euch nicht der Entmutigung; selbst inmitten des schrecklichsten Sturmes schützt Gott seine Kirche. Hoffen wir, daß die Augustiner das Heil der Religion schaffen werden und trösten wir uns, daß es uns nicht selbst gelungen ist, indem wir denken, daß wir es wenigstens versucht haben.

DER AUGUSTINER: Dem Blute Eures Märtyrers wird die Ernte ihre Fruchtbarkeit zu verdanken haben.

ERSTER DOMINIKANER: Das Angelus läutet!

Alle Glocken Roms fangen an zu läuten; die zahlreichen auf dem Pincio versammelten Gruppen halten in ihrer Unterhaltung inne; die Frauen knien nieder, die Männer entblößen das Haupt und alle bekreuzen sich und beten das Ave Maria.

DER AUGUSTINER: Beten wir, wie diese Menge und fügen wir, klar über das, worum wir den Himmel anzugehen haben, diese kurze Bitte hinzu: „Gib, allerheiligste Mutter Gottes, daß die Reform der Kirche uns beschert werde; denn ohne dieses Heilmittel ist es um das christliche Volk geschehen!“

Die drei Mönche knien nieder und bleiben in ihr Gebet versunken.

Mailand

Der herzogliche Palast. — Ein reich mit geschnitzten Truben, Rüstungen, Vasen aus Gold und Silber geschmückter Saal; an einer üppig besetzten Tafel speist König Franz I. in froher Stimmung zu Abend in Gesellschaft seiner Freundin Madame Marie Gaudin, Florimond Robertets, Clément Marots, sowie de Piennes', de Lautrecs und einiger andern Hofleute. Truchsesse, Pagen in der königlichen Livree geben ab und zu, reichen den Gästen die Platten und schenken ihnen ein.

DER KÖNIG: Nein! der Papst war nicht darauf gefaßt, mich so bald erscheinen zu sehen! Ich habe mich ebensoschnell auf Italien geworfen, wie meine Vorgänger; sie aber sind schnell wieder abgezogen, ich hingegen werde mich nicht wieder hinausbefördern lassen.

LAUTREC: Ich trinke auf den unbesieghchen Mars, auf den Ritter aller Ritter!

DER KÖNIG: Danke, Lautrec. Die Zeiten haben sich übrigens geändert; ich will nicht, daß man uns Franzosen weiterhin als Barbaren und Ignoranten behandelt. Warum sollten wir nicht genau so gut wie die Leute auf dieser Seite der Berge feine Gewohnheiten annehmen, die gemeinen Manieren ablegen und uns mit dem Studium der Wissenschaften befreunden können?

CLÉMENT MAROT: Einen Degen führen und mit der Lanze fechten können, ist kein Grund, sein lebelang in der Rolle eines ungeschliffenen Menschen zu verharren!

DER KÖNIG: Sicherlich nicht; aber, auf Kavalierehre! es wird uns hart fallen, diese Wahrheit den schwerfälligen Gehirnen unserer Kameraden schmackhaft zu machen. Euch, die ihr heute abend hier beisammen seid, und einige wenige andere ausgenommen, sind unsere Franzosen ebensoviele Tölpel, die fürs Lernen wenig geschaffen sind! Sie schätzen sich desto mehr, je unwissender sie sind. Der Graf Castiglione sagte es mir neulich abends, und er hatte nicht unrecht.

FLORIMOND ROBERTET: Er hatte nur zu recht. Hat Eure Majestät das Lächeln bemerkt, das die Lippen der Frau Herzogin von Ferrara umspielte, als Ihr ihr neulich jenen Herrn aus der Picardie vorstelltet, der ihr voller Eifer auseinandersetzte, warum

der heilige Maclou in seiner Dorfkirche so unvergleichlich viel schöner sei, als das Meisterwerk Ghibertis, das wir bewundern sollten? — „Dem Blute Christi!“ rief dieser wackere Haudegen, indem er seinen Schnurrbart zwirbelte, „unser heiliger Herr Maclou ist vom Kopf bis zu Füßen bunt bemalt, Eure Figur ist aber nichts weiter als ein weißer Stein!“

DER KÖNIG: Ich gestehe dir, Robertet, als ich diese Worte hörte und die Miene der Frau Lucrezia sah, da fühlte ich, wie mir die Röte bis zu den Augen stieg. Wir sind in der Tat nur Leute ohne Wissen und Bildung! Aber ich werde Wandel schaffen! Auf Kavalierehre! Ich will, daß Frankreich ebenso schön werde wie Italien und nicht weniger prächtig geschmückt. Was bis zu dieser Stunde in unserem Königreiche existiert hat, das wollen wir von Grund aus zerstören, und Paris und meine guten Städte, alle ohne Ausnahme, sollen unter den Augen der Sonne ebenso schöne Gebäude, ebenso viele Meisterwerke der Kunst sehen lassen, wie man auf dieser Seite der Alpen aufweist! Pfu über unsere alten Kathedralen, über unsere Schlösser aus den Tagen unserer Vorfahren, über all die bäurischen Praktiken unserer Ahnen! Wenn Gott mir das Leben schenkt, werden wir, das verspreche ich euch, in der Welt nicht weniger groß dastehen durch unsere Verdienste um Apollo und seine neun schönen Gefährtinnen, als wir es bisher um den Gott des Krieges und vielleicht auch um die Göttin der Liebe gekonnt haben. Wie denkt Ihr darüber, gnädige Frau?

MARIE GAUDIN (*mit gedämpfter Stimme*): Mein Gott! Sire, wie angenehm Eure Majestät die Worte zu setzen weiß, und wie das, was sie sagt, gleich einem köstlichen Leckerbissen für den Geist ins Ohr fällt!

DER KÖNIG: Schmeichelkatze . . . Was war das eigentlich für ein so schön aufgeputzter Galan, den man heute morgen bei Euch eintreten sah?

MARIE GAUDIN: Zittert, Sire, das war ein Feind der Ungläubigen!

DER KÖNIG: Dann brauch ich mich vor ihm nicht zu fürchten... Aber, wer war es?

MARIE GAUDIN: Ich sage es Ihnen ja . . . Ein Johanniterritter.

DER KÖNIG: Dieser kühne Recke findet es angenehmer, den

schönen Damen seine Aufwartung zu machen, als die Türken aufzusuchen.

MARIE GAUDIN: Sie behaupten dann und wann, das sei weit gefährlicher... Wer sagt Ihnen, daß die Grausamkeit der Damen geringer sei?

DER KÖNIG: Auf Kavalierehre! Ihr macht mich verrückt!

MARIE GAUDIN: Herr de Lautrec!... Herr de Lautrec!...

Der König ist eifersüchtig!... Wißt Ihr auf wen?

DER KÖNIG: Gott verdamm' mich, wenn ich eifersüchtig bin!

Lautrec: Man könnte es um einer weniger schönen Ursache sein.

MARIE GAUDIN: Ja, der König ist auf einen Johanniterritter eifersüchtig, der heute morgen zu mir gekommen ist, und der Galan hat mir sogar zwei Pfänder hinterlassen.

DER KÖNIG: Zwei Pfänder?... Sein Herz und...

MARIE GAUDIN: Das Herz gab er, denk' ich, noch obendrein; es ist davon nicht die Rede gewesen; und da ich nun einmal schwatzhaft gestimmt bin, will ich Ihnen alles gestehen: der schöne Bote kam nicht auf eigene Rechnung, sondern im Auftrage eines andern.

DER KÖNIG: In wessen Auftrage?

MARIE GAUDIN (*lachend*): Im Auftrage eines andern, sage ich Ihnen, allzu Neugieriger, der Ihr seid! Meinen Sie, ich wollte alles erzählen?

DE PIENNES: Ei, unser Gebieter sitzt auf Kohlen!

DER KÖNIG: Der Teufel hole mich, wenn du wahr sprichst! Der Absender kümmert mich ebensowenig wie der Abgesandte... der Herr wie der Diener... Wer ist je darauf verfallen, Liebesbriefchen durch einen Johanniterritter überbringen zu lassen?

MARIE GAUDIN: Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich ein Liebesbriefchen erhalten hätte... Sie raten jedoch richtig, was von der Feinheit Ihres Geistes zeugt... Aber ich habe noch nicht alles gestanden!... Da! ich will Sie nicht länger zappeln lassen!... Sehen Sie her!

Sie setzt ein Schmuckkästchen auf den Tisch und behält ein Papier in der Hand, das sie hin und her bewegt.

ALLE GÄSTE (*gleichzeitig*): Laßt sehn! laßt sehn!

DER KÖNIG (*das Kästchen ergreifend*): Ihr gestattet wohl, meine Herren, daß ich's zuerst ansehe? Ich bin, wie mir scheint, ein

wenig dabei interessiert und beweise einige Gutmütigkeit. Um damit anzufangen: das Kästchen ist entzückend . . . geschnitztes Elfenbein mit Gold und Silber nielliert . . . Diese Türkisen und diese Rubinen wirken sehr gut . . . Ein sehr artig ziselierter Schlüssel . . . Darf man öffnen?

MARIE GAUDIN: Wie schüchtern Sie sind! . . . Öffnen Sie, Sie haben die Erlaubnis!

DER KÖNIG: Ich gehorche . . . Ah! Donnerwetter! Ganz reizend! Nein! . . . nein! nein! . . . Ganz reizend, das muß man sagen! Nur die Italiener können so etwas machen und den Damen die Geschenke auf eine so feine Weise darbieten! Betrachtet es, ihr Herren! es ist das Bildnis des Heiligen Vaters, von großen Diamanten eingefaßt.

MARIE GAUDIN: Ich bin sehr empfänglich für das Bildnis, aber auch die Fassung verachte ich nicht.

CLÉMENT MAROT: Seid überzeugt, gnädige Frau, daß der Papst das vorausgesehen hatte!

FLORIMOND ROBERTET: Mein Gott, wozu diene denn sonst die Erleuchtung durch den Heiligen Geist?

DER KÖNIG: Das also hat der Johanniterritter überbracht?

MARIE GAUDIN: Gleichzeitig mit diesem Schreiben hier . . . Sie verdienen, daß man es Ihnen nicht zeigte . . . Sie haben sich nicht einmal herabgelassen, auch nur eine Minute Unruhe zu empfinden!

DER KÖNIG: Ist es denn unrecht, blindlings der Treue des geliebten Gegenstandes zu vertrauen?

MARIE GAUDIN: Ich würde nicht aufhören, die Betrogene zu sein, wenn ich mir in dieser Tugend gefallen wollte . . . Nehmen Sie! . . . lesen Sie!

DER KÖNIG (*das Schreiben öffnend*): „An die edle und erlauchte Frau, Madame Marie Gaudin . . . unsere liebe Tochter in Jesu Christo . . .“ Ah! laßt mich's erst einmal durchlesen! . . . Der Heilige Vater lobt Eure Schönheit . . . ferner Eure Klugheit . . .

MARIE GAUDIN: Das letztere hätte er sich schenken können.

DER KÖNIG: Dann vertraut er Euch seinen Wunsch an, Parma und Piacenza wiederzuerlangen und bittet Euch, von mir zu verlangen, daß ich sie ihm wiedergebe . . . Nehmt's nicht übel, die Vermittlung wird ihm aber nicht viel helfen.

MARIE GAUDIN: Das hoffe ich; aber die Diamanten sind schön, nicht wahr, Meister Clément.

CLÉMENT MAROT: Wahrlich! gnädige Frau, nicht so schön wie Eure Augen!

DER KÖNIG: Willst du wohl schweigen, Schlange? Kurz, unser armer Papst sucht vermittelst der entzückendsten Hände, die auf der Welt zu finden sind, die zerrissenen Maschen seines Netzes wieder zu flicken . . . Er weiß, daß diese kleinen Finger da meine Arme gefangen halten.

MARIE GAUDIN: Wirklich? die Arme, die so gewaltig das Schwert geführt haben, neulich bei Marignano?

DER KÖNIG: Jawohl, dieser einzige kleine Finger, den ich mit Eurer Erlaubnis küsse, könnte mich schneller und besser niederzwingen, als die Hellebarden der Schweizerkantone, und dennoch . . .

MARIE GAUDIN: Und dennoch erwarte ich von der Höflichkeit meines Paladins, daß er nicht wird Lügen strafen wollen, was ich heute morgen dem Abgesandten des Heiligen Vaters erklärt habe.

DER KÖNIG: Und was habt Ihr ihm erklärt? Ihr macht mir Angst.

MARIE GAUDIN: Ich habe zu dem Johanniterritter gesagt: „Mein Herr, wenn der König in seiner kindlichen Ehrerbietung gegen die Kirche sich geneigt fühlen sollte, auf den Wunsch des Papstes einzugehen und ihm Parma und Piacenza zurückzugeben, wovon sein Vorgänger, der König Ludwig, niemals etwas hat wissen wollen, und wenn er mir zufällig die Ehre erwiese, meine Ansicht darüber einzuholen, so würde ich mich meinem Gebieter zu Füßen werfen und ihn anflehen, niemals von den Rechten seiner Krone das geringste hinzugeben . . .“ — — Und da er sich etwas erstaunt über die Lebhaftigkeit meiner Rede zeigte, habe ich ihm das Kästchen und den Brief hingehalten, aber er hat sie nicht wiedernehmen wollen und ist nach vielen Komplimenten fortgegangen.

DIE GÄSTE: Vortrefflich geantwortet! vortrefflich gehandelt! Es lebe Madame Marie Gaudin!

DER KÖNIG (*ganz leise*): Morgen früh wird man Euch die Perlen überbringen, die Euch begehrenswert erscheinen, und ich

nehme es auf mich, das Landgut zu bezahlen, das Ihr in der Touraine zu kaufen beabsichtigt.

MARIE GAUDIN: Ah! Sire, das ist doch ganz unnötig... Zärtlicher als jetzt könnte ich Sie ja gar nicht lieben! Haben Sie die Gioconda des Leonardo da Vinci angekauft?

DER KÖNIG: Ja, und ich habe in Florenz Meister Andrea del Sarto beauftragt, alle Meisterwerke, von denen er Kunde bekommt, zu erwerben. Der König von Spanien hat, ich weiß es, dieselben Wünsche wie ich, aber seht, meine Freunde, ich will auf diesem Gebiete ebensowenig hinter ihm zurückstehen wie auf den anderen. Nach Maximilians Tode — und dieses Ereignis kann nicht lange auf sich warten lassen — wird Karl die Kaiserkrone beanspruchen; auf Kavalierehre! Ich werde sie bekommen! Alle meine Maßnahmen sind getroffen. Der Sohn Johannas der Wahnsinnigen beansprucht ebenso die Oberhand in Italien; ich werde ihm das Handgelenk umdrehen! Er geizt nach dem Rufe, die Gelehrten zu lieben und ihre Lobsprüche zu verdienen; ich werde ihn in diesem Punkte bei weitem übertreffen, und die Ehre wird mir zufallen. Ha! Ha! das wäre so etwas: Salamanka gelehrter als die Universität von Paris!

CLÉMENT MAROT: Dies Wort macht mich vor Freude weinen! Niemals hat Frankreich einen solchen Herrscher gehabt! Der Ruhm Eures Namens, Sire, wird dauern bis in das letzte der Menschengeschlechter!

DER KÖNIG: Ach! meine Freunde, möge Gott euch erhören und mich über alle meine Rivalen erheben! Ruhm! Ja, Ruhm begehre ich! Viel Ruhm und viel Freude und viel Fröhlichkeit und viel Vergnügen und viel mehr noch von allem, was dem Leben Zauber verleiht! Pracht, Geist, Glanz, Aufsehen, Liebe, mehr Liebe als das Herz zu fassen vermag, unermesslich, über alle Begriffe viel!

MARIE GAUDIN: Es lebe der König!

ALLE: Hoch der König!

DER KÖNIG: Und was das Entgegenkommen des Herrn Papstes betrifft, mein schönes Kind, meine lieben Freunde, mag er's immerhin üben! Die Tage sind vorüber, da er, indem er die Völker erschreckte, die Fürsten beugen konnte!

FLORIMOND ROBERTET: Haben wir nicht Euern Vorgänger,

den König Ludwig, von dem verstorbenen Papst Julius als Ketzer exkommuniziert und sich dabei nur um so besser befinden sehen?
DER KÖNIG: Ja, das haben wir! keiner von unsern Untertanen hat sich daran gestoßen. Niemand auf der Welt kümmert sich mehr um den Papst. Man weiß, wieviel der römische Hof taugt, und worin seine Prälaten den Aposteln nicht gerade ähnlich sind. Leo X. fordert von den Christen weder den Glauben, noch die Hoffnung, noch die christliche Liebe, sondern den Geldbeutel, und ich bin entschlossen, seinen Erpressungen ein Ende zu machen.
LAUTREC: Ich sehe das Geld lieber in den Taschen des Königs und seiner Diener als in denen der Kardinäle.

FLORIMOND ROBERTET: Kein vernünftiger Mensch denkt anders.

MARIE GAUDIN: Auch keine vernünftige Frau.

DER KÖNIG: Auf Kavalierehre! Wir können die Taler meiner Völker genau ebensogut springen machen, wie die Borgia, die Rovere oder die Medici! Aber wißt ihr wohl, daß die Deutschen ebenfalls anfangen, gegen die päpstlichen Ablaßkrämer in Harnisch zu geraten? Ich möchte gerne wissen, was mein Bruder Karl über die Wittenberger Bewegung denkt!

LAUTREC: Nichts Gescheites, wenn er von Eurer Majestät keinen Rat annimmt!

DER KÖNIG: Ich würde gar nicht böse sein, die Kirche auf die bescheidene Lebensweise zurückgeführt zu sehen, zu der das Evangelium mahnt.

MARIE GAUDIN: Der Papst sollte Ihnen die schönen Dinge geben, die er im Grunde gar nicht braucht. Sie würden uns davon mitteilen, nicht wahr, Sire?

DER KÖNIG: Auf Kavalierehre! ich würde niemals etwas für mich behalten! Alles sollte Euch, meine Schöne, und meinen Freunden gehören!

MARIE GAUDIN: Ich begehre nur das Herz! Auf Ihre Gesundheit, mein Gebieter!

ALLE: Es lebe der König! tausend und noch einmal tausend Jahre! und länger!

Rom

Ein Saal im Vatikan. — Leo X. sitzt an einem Fenster; die Kardinäle Bibbiena, Bembo und Sadoletto. Im Hintergrunde des Saales, nahe der Türe, Herr Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, der auf das Zeichen näherzutreten wartet.

LEO X.: Ich werde mich selbst mit dieser Wittenberger Affäre beschäftigen und sie so anfassen, daß ich mit dem dummen Zeug aufräume, durch das man sie verwirrt hat. Dieser Lutherus, gegen den die Franziskaner so heftig protestieren, ist kein Narr; er ist kein ungebildeter Mönch, wie die meisten unter ihnen. Er hat Geist, Wissen, Verstand. Er hat mir in der angemessensten Weise geschrieben, und ich werde ihn gegen die Tetzeln, die Eck und diese ganze Bande lächerlicher Fanatiker schützen. Solche Leute möchten Deutschland in Brand setzen! Dazu soll es aber nicht kommen!

BIBBIENA: Die Absicht Eurer Heiligkeit scheint mir der Gerechtigkeit und den Umständen zu entsprechen.

LEO X.: Ihr dürft davon überzeugt sein. Es handelt sich hier nicht um eine religiöse Frage; es ist nichts weiter als eine formale Schwierigkeit. Unsere Leute haben es ungeschickt angefangen, sich das Geld, das wir brauchen, zu verschaffen, und ich werde ihnen unrecht geben.

SADOLETO: Wenn die Vorgänger Eurer Heiligkeit stets nach ebenso weisen Prinzipien gehandelt hätten, so hätten wir nicht die unseligen Geschichten mit Johannes Hus und Hieronymus von Prag zu beklagen gehabt.

LEO X.: Und vor allem nicht die mit Savonarola. Seid überzeugt, ich werde nicht erlauben, daß man wieder damit anfängt. Diesen Bruder Girolamo, der übrigens doch nur ein Schwärmer und ein Feind unseres Hauses war, hat man durch die sinnlose Strenge, die man gegen ihn geübt hat, glücklich zu einem Heiligen gemacht. Martinus Lutherus soll aus meiner Hand die Ehre des Märtyrertums nicht zuteil werden.

BEMBO: Dieser wackere Pater schreibt einen wundervollen Stil.

LEO X.: Ich kann die Kloster- und Sakristeiempfindlichkeiten nicht ausstehen. Der Papst ist ein großer Fürst, verliert diese Wahrheit nicht aus den Augen; in einigen Jahren wird es an

Machthabern auf der Erde nur ihn, den Kaiser, die Könige von Frankreich und England und den Türken geben. Die andern Souveräne werden nur reiche Herren ohne Einfluß sein. Es ist also nötig, daß der Papst sein Verhalten nicht länger nach den Meinungen und Vorurteilen der Mönche richtet. Sagt Herrn von Miltitz, er möge nähertreten.

SADOLETO: Tretet näher, Herr von Miltitz. Seine Heiligkeit wünscht Euch!

HERR VON MILTITZ: Ich erwarte die Befehle seiner Heiligkeit und bitte um die Gunst, ihr die Füße zu küssen.

LEO X. (*macht über ihm das Zeichen des Kreuzes*): Herr von Miltitz, wir sind alte Bekannte. Ihr habt mir gute Dienste geleistet. Die Generalkapitäne der Kirche haben mir über Eure Taten, Eure Fähigkeiten und Eure Treue so günstig berichtet, daß ich es in einer so wichtigen Sache wie die, von der ich mit Euch reden will, nicht angemessen gefunden habe, die Ergebenheit eines andern in Anspruch zu nehmen.

MILTITZ: Allerheiligster Vater, dieser Augenblick belohnt mich über all mein Verdienst.

LEO X.: Für den Auftrag, den ich Euch zu geben habe, brauche ich einen Kriegermann und zugleich einen feinen Höfling und einen Gelehrten. Diese drei Persönlichkeiten finde ich in Euch vereinigt und ich schätze mich darum glücklich.

MILTITZ: Alle meine Kräfte stehen Eurer Heiligkeit uneingeschränkt zu Diensten.

LEO X.: Ihr sollt in meinem Namen Euern angestammten Herrn, den Herzog Friedrich von Sachsen, aufsuchen. Er ist ein Fürst von hervorragender Weisheit, und ich freue mich, ihn von allen gekrönten Häuptern und besonnenen Staatsmännern geachtet zu wissen. Ihr sollt ihm sagen, daß ich mich freue, ihn unserm lieben Sohn in Jesu Christo, Dominus Martinus Lutherus, seinen Schutz angeideihen lassen zu sehen. Dieses Mitglied des Ordens des heiligen Augustinus ist ein kenntnisreicher Gelehrter. Ich will nicht, daß er von naseweisen oder täppischen Leuten wie der Inquisitor Tetzl, Eck, der Professor Hoffmann oder andere es zu sein scheinen, beunruhigt werde. Ihr bittet Seine kurfürstliche Hoheit, Euch mit Dominus Martinus in Verbindung zu setzen und zwischen uns und dem wackeren Pater zu vermitteln, damit es leicht

zu einer Verständigung komme. Die Übelgesinnten dürfen nicht fortfahren, dem Rufe eines so geschickten Mannes zu schaden, indem sie aussprengen, daß er sich der heiligen Obergewalt entziehe, wessen er, wie ich weiß, vollkommen unfähig ist. Und um dem erlauchten Kurfürsten durch einen unwiderleglichen Beweis meine ganze väterliche Liebe zu bezeugen, sollt Ihr Seiner Hoheit die goldene Rose überreichen. Ich habe sie eigens für Sie bestimmt.

MILTITZ: Der Kurfürst, mein Gebieter, wird sicherlich von grenzenloser Dankbarkeit durchdrungen sein.

LEO X.: Verfehlt nicht, ihn sowohl wie Dominus Martinus, eindringlich davon zu überzeugen, daß ich nicht die Absicht habe, törichtes Gezänk oder anstößige Kontroversen zu erregen. Der Heilige Vater ist davon unterrichtet, daß sich manche Irrtümer in die Meinungen eingeschlichen haben, die mit mehr oder minder Recht von Doktoren verfochten werden, deren Rechtgläubigkeit vielleicht nicht über jeden Tadel erhaben ist. Legen wir unsere Meinungsverschiedenheiten in aller Stille bei und in einem Geiste gegenseitiger christlicher Liebe.

MILTITZ: Es ist wahrscheinlich, daß die Schwierigkeiten sich verflüchtigen werden, wenn man es auf diese Weise anfängt. Eure Heiligkeit haucht so sanft darüber hin, daß auch nicht die geringste Erregung zurückbleiben kann.

LEO X.: Kardinal Sadoletto, gebt mir die beiden Briefe, die dort auf dem Tische liegen.

SADOLETO: Hier, Allerheiligster Vater.

LEO X.: Ich lege sie in Eure Hände, Herr von Miltitz. Der eine ist an Herrn Georg Spalatin gerichtet, der andere an den ehrenwerten Meister Degenhard Pfeffinger. Unter den Räten Eures Herrschers sind mir keine bekannt, die eine ähnliche Schätzung beanspruchen können.

MILTITZ: Sie verdienen eine solche Ehre vielleicht wegen ihrer Ergebenheit gegen den heiligen apostolischen Stuhl und ihrer Hingebung für Eure geheiligte Person.

LEO X.: Ich weiß es, ich weiß es, Herr von Miltitz. Ihr werdet sie in meinem Namen bitten, dem Kurfürsten den wahren Gesichtspunkt der Frage vorzustellen. Es ist wichtig, daß weder er noch Dominus Martinus sich darüber im unklaren seien. Ohne

Zweifel hat man mit dem Verkauf der Ablässe einigen Mißbrauch getrieben, und besonders würde es mich nicht überraschen, wenn sich in die Form, in der man vorgeht, Ungehörigkeiten eingeschlichen hätten. Man schlage mir die geeigneten Mittel vor, und ich bin bereit, sie anzuwenden. Die Hauptsache ist, daß das Geld, auf das die apostolische Kammer nicht verzichten kann und will, wie gewöhnlich bei uns eingeht. Auf welche Weise das geschieht, ist ziemlich gleichgültig.

MILTITZ: Ich glaube von vornherein nicht annehmen zu dürfen, daß es die Absicht des Kurfürsten sein könne, der apostolischen Kammer einen pekuniären Nachteil zuzufügen.

LEO X.: Ich glaube es auch nicht, würde es auch auf keinen Fall zulassen; denn hier, das erkläre ich Euch ganz aufrichtig, wäre der Ausgangspunkt ernster Verwicklungen. So entgegenkommend ich in den andern Fragen bin, so unerbittlich würde man mich in dieser da finden. Ihr habt lange genug in Rom und in meinen Staaten gelebt, um zu wissen, daß unsere Einkünfte und die Steuererhebungen, die die Kirche in den christlichen Ländern vornimmt, nicht vermindert werden können, ohne Unzuträglichkeiten herbeizuführen, mit denen die Kirche nicht zu belasten für mich Ehrensache ist. Das stände nun also fest: Ich bin nach wie vor bereit, in jeder Beziehung mit mir reden zu lassen, vorausgesetzt, daß die Bedürfnisse der apostolischen Kammer befriedigt werden. Lebt wohl, Herr von Miltitz.

MILTITZ: Ich bitte um den Segen Eurer Heiligkeit.

Er kniet nieder und küßt den päpstlichen Pantoffel.

LEO X. (*die Rechte erhebend und das Kreuzeszeichen über ihm machend*): Benedico te in nomine... Ich werde Euch vorzüglichen Sizilianerwein senden, um Eurer Reisetafel aufzuhelfen. Lebt wohl, Miltitz. Kardinal Bibbiena, ich erwarte Euch heute abend zu unserm kleinen Konzert. Und Ihr, Bembo, wollen wir heute nicht eine Jagdpartie zusammen machen?

DER KARDINAL BEMBO: Ich brenne vor Verlangen danach, Allerheiligster Vater.

LEO X.: So folgt mir denn, Nimrod. Ich höre, die Treiber seien ausgezeichnet; verlieren wir keine Zeit mehr. (*Sie geben.*)

BIBBIENA: Lieber Miltitz, Ihr begreift, daß es uns einerlei ist, ob das Geld auf dem Wege der Ablässe oder sonstwie eingeht;

vergeßt aber nicht, daß wir unter allen Umständen das Geld wollen und nichts als das Geld, und man darf sich nicht dem Wahne hingeben, daß wir einen Heller von diesem Gelde nachlassen werden.

MILTITZ: Ich bin einigermaßen in Verlegenheit; denn ich fürchte, daß der Kurfürst nicht wie Ihr auf diese Frage mehr Wert legt als auf alle anderen.

BIBBIENA: Wenn dem so ist, um so schlimmer. Sagt Friedrich dem Weisen, er möge unsern Hunger nicht reizen; wir würden sonst Tiger werden.

MILTITZ: Ich werde meine ganze Beredsamkeit aufbieten. Lebt wohl, hochwürdigste Herren; ich muß meine Vorbereitungen beenden, um morgen früh aufbrechen zu können. Ich küsse Euch die Hände und empfehle mich Euerm Wohlwollen.

SADOLETO: Und wenn seine Mission fehlschlagen sollte?

BIBBIENA: Es wird für ihn nicht leicht sein, einen Erfolg zu erzielen. Übrigens kracht alles unter unseren Füßen.

SADOLETO: Und dennoch arbeiten wir daran, unseren Bau bis zum Himmel emporzutürmen.

BIBBIENA: Die Grundlagen sind's, die verfallen.

SADOLETO: Wir befestigen sie, so gut es gehen will, mit Silberblöcken, mit mächtigen Silberblöcken, und jeden Tag wird das Bedürfnis nach diesem Material dringender.

BIBBIENA: Und jeden Tag wird ihre Beschaffung schwieriger. Wir schlagen alles zu Faden. Die Auflagen steigen, steigen, steigen! Bürger und Bauern murren und drohen. Man bringt sie an den Bettelstab, und der schwerbelastete Handel geht immer mehr zurück. Die Vorrechte der Städte werden angegriffen, und durch die Risse, die wir verursachen, strecken wir alle Finger beider Hände, um uns des bißchens zu bemächtigen, das sich noch vorfindet. Wir verkaufen die Ämter, wir verkaufen die Pfarreien, wir verkaufen die Bistümer, wir verkaufen die Patriarchate, wir verkaufen die Kardinalswürde; wir erfinden täglich irgendeine kirchliche Ware, um sie zu verkaufen. Was verkaufen wir nicht? Wir haben zur Zeit des Krieges von Urbino und um der Verschwörung Battista Vercellis willen den Kardinal Petrucci ziemlich leichtfertig umkommen lassen, und wenn die Kardinäle Sauli und Riario entwischt sind, so wißt Ihr, was ihre Rettung sie kostet!

SADOLETO: Ja, sie und viele andre; man hat auf Kosten des heiligen Kollegiums Kapital aus diesem betrüblichen dummen Streich geschlagen.

BIBBIENA: Ihr habt recht. Erinnert Ihr Euch der vierunddreißig Promotionen, die infolge dieser Geschichte vorgenommen wurden unter dem Vorwande, uns treue Anhänger zu verschaffen? Das Ergebnis dieser Finanzoperation war bedeutend, aber dem öffentlichen Gewissen ist noch nie eine so schwere Last zugemutet worden. Wenn wir jetzt die Art unseres Vorgehens im Auslande betrachten, so sehen wir, daß es genau die gleiche ist. Wir schauen in alle Taschen hinein. Wir machen unser Gewinnchen an den Annaten, am Peterspfennig, an dem Lehenswechsel, an den berühmten Ablässen, die die augenblickliche Verwirrung angerichtet haben, und trotz so vieler Mühen und so vielen Kopfzerbrechens, sagen wir's kurz, trotz so vieler Räubereien, ist uns nichts genug, gelingt es uns nicht, die Leere auszufüllen, und jeder Tag, der vorübergeht, stößt uns tiefer in den Jammer und die Not hinein. Wir sind gezwungen, kläglich um Hilfe zu rufen; unsere Armut quält, erdrückt uns; wir wissen immer weniger, wie wir ihr ent-rinnen sollen und — davon könnt Ihr ganz überzeugt sein! — wir werden uns schließlich einen heftigen Protest seitens der entrüsteten Christenheit zuziehen; man wird uns mit einem all-gemeinen Zetergeschrei erschrecken; die Regierungen, gleichviel ob groß oder klein, werden uns als ihr letztes Wort zurufen: Ihr habt uns genug ausgesogen, mehr bekommt ihr nicht!

SADOLETO: Mein lieber Freund, ich bin darauf gefaßt. Man fragt sich bereits, auf welches Recht wir uns berufen können, daß wir alles, was an Geld und Gut auf der Welt ist, verzehren.

BIBBIENA: Es ließen sich einige gute Gründe zu unsern Gunsten anführen. Die Kirche repräsentiert die Intelligenz; die Schätze, die wir verbrauchen, dienen zur Ernährung und Kräftigung der Wissenschaft, der Künste und der anderen nützlichen Disziplinen.

SADOLETO: Sie dienen auch, gesteht es nur, zur Verherrlichung und Mästung der Üppigkeit, des Lasters und der Verderbtheit.

BIBBIENA: Ich gebe es zu; aber es gibt keinen Stoff ohne Kehrseite. Jedwede kultivierte Gesellschaft ist auch eine verdorbene Gesellschaft. Soll man darum zur Barbarei zurückkehren? Diese

ist vielleicht unempfindlich gegen die käuflichen Reize schöner Buhlerinnen, aber sie schlitzt den Kriegsgefangenen den Bauch auf und beschmiert die Fratzen ihrer Götzenbilder mit Blut . . . Verzeiht mir, wenn ich hier unsere Unterhaltung abbreche. Ich habe unserm lieben Raffaello bei mir ein Stelldichein gegeben; ich will ihm über einen gewissen Punkt die Leviten lesen. Wenn Ihr kein dringendes Geschäft habt, so kommt Ihr vielleicht mit und unterstützt mich bei meiner Strafpredigt. Was meint Ihr?
SADOLETO: Gerne, mein Freund; gehen wir hinab.

Bibbiena und Sadoletto verlassen in majestätischer Haltung den Saal und durchschreiten die Galerien und die päpstlichen Gemächer; die Menge der Beamten und Soldaten des heiligen Palastes macht ihnen Platz und grüßt sie ehrerbietig. Am Fuße der Treppe finden sie ihre eigenen Offiziere, Sekretäre, Schleppenträger, Kämmerer, Edelleute und Diener aller Grade. Man führt die mit Decken geschmückten Maultiere vor und hilft den beiden Würdenträgern in den Sattel. Man bricht auf und betritt die Straßen Roms. Das Gefolge macht den Weg durch die Menge frei, die sich öffnet und wieder schließt. Von Zeit zu Zeit hebt der eine oder der andere der beiden Kirchenfürsten den Arm und spendet den Mönchen, den Frauen, den Kaufleuten und den Leuten aus dem Volke, die bei ihrem Anblick niedergekniet sind, den Segen.

BIBBIENA: Seht dies bunte Gewirr von Gestalten und Trachten!

SADOLETO: Es ist ein Schauspiel, dessen ich nie überdrüssig werde. Es scheint mir geeignet, die trügste Einbildungskraft in Bewegung zu setzen. Wir sehen hier eine Mustersammlung von allen Völkern der Erde.

BIBBIENA: Wie anmaßend die Spanier aussehen! Sie sind in unsern Tagen das herrschende Volk. Seit sie Neu-Indien entdeckt haben, kennt ihr Stolz und ihre Raubgier keine Grenzen. Der geringste unter ihnen betrachtet sich als einen kleinen König.

SADOLETO: Und dort, in dem Winkel, diese drei Portugiesen! An dem Ausdruck ihrer Gesichter erkennt man, daß die Eroberer von Goa und Diu ihren Nachbarn vom Guadiana an Hochmut und Einbildung nichts nachgeben. Aber betrachtet auch jene

Franzosen, wie sie die Nase hochtragen, den Säbel schleppen lassen, scherzen und von sich selbst begeistert sind.

BIBBIENA: Und dort, dort! diese wackern Schweizer, dreiviertelsbetrunken, die sich mit Deutschen herumschnauzen!

SADOLETO: Ich hinwiederum mache Euch auf diese beiden Engländer aufmerksam, die so kalt sind wie Bildsäulen; sie bleiben stehen und betrachten voll Verachtung eine Gruppe Syrer und Griechen. Zum Glück kommt da Signor Pompeo Frangipani mit seinen schweren Reitern; er rempelt die Insulaner an und stößt sie zur Seite. Das ist ein großes Glück. Sie hätten sich den ganzen Tag nicht gerührt... Wißt Ihr, welche Gedanken mir in den Sinn kommen?

BIBBIENA: Mir ganze Welten! Der Kopf wirbelt mir, zumal, wenn ich diese langen Reihen von prächtigen Palästen, diese Kirchen, diese dreistöckigen Türme, diese ruhmvollen Säulen betrachte, die durch den Zahn der Zeit ihrer zerfallenen Architrave entledigt sind und noch das Andenken des unnachahmlichen Altertums zu proklamieren scheinen. Welch ein Rahmen für ein so lebendiges Bild!

SADOLETO: Ich frage mich, wieviel Jahre noch all diese Leute von so verschiedenem Ursprung an die große Metropole anhänglich bleiben werden, die ihnen keinen andern Dienst zu leisten scheint, als daß sie ihnen abnimmt, was sie verdienen.

BIBBIENA: Ich fürchte, daß die Jahre nur noch Monate sind.

SADOLETO: Mein Gott! Ihr seht zu schwarz. Ist es denn ausgemacht, daß diese Völker sich jemals über das Nützliche und über das Schädliche Rechenschaft geben? Die heilige Kirche lebt schon recht lange von ihrem Besitz, und die Gewohnheit ist ein gar wunderliches Joch. Es genügt, daß eine Sache sei, um die Mehrzahl der Köpfe zu dem Schlusse gelangen zu lassen, daß sie sein müsse. Was begehrt übrigens das gemeine Volk in puncto Religion? Etwa die Reinheit, die Wahrheit?... Keine Spur! Weder seine Sinne, noch sein Herz haben das mindeste Bedürfnis danach. Es braucht konventionelle Redensarten und stets annähernd das nämliche Gepäck an mehr oder minder törichten abergläubischen Vorstellungen, die wir aus den Zeiten des Heidentums bewahrt haben, und die das Heidentum selbst aus noch älteren Zeiten her hatte. Das heißt für die Massen Religion, und

danach werden sie stets Verlangen tragen. Die augenblickliche Gefahr besteht in einigen unaufhörlich wieder zutage tretenden Ideen, dem Luxus einer Minderheit, und eine Minderheit braucht viel Zeit, um in die allgemeine Narrheit Bresche zu legen.

BIBBIENA: Gewährt doch, ich bitte Euch, dieser knienden, alten Frau, die Euch ihre beiden Kinder hält, Euern Segen!

SADOLETO: Gerne! . . . Sie hat das ehrenwerteste Gesicht von der Welt . . . Man reiche ihr einen Dukaten . . . Ich fahre fort. Die Gelehrten verursachen uns außerordentlichen Schaden mit ihrer maßlosen Bewunderung des Vergangenen.

BIBBIENA: Ihr habt recht; indes, man muß gestehen: der Stil der Kirchenväter ist jammervoll, und was den der Dekretalen betrifft, der macht mich, frei herausgesagt, schamrot.

SADOLETO: Ich bestreite es nicht; aber wir leben davon, bedenkt das wohl. Man verdirbt uns die Quelle unserer Wohlfahrt; man verkleinert sie . . . Wir verkleinern uns selbst, Ihr, Bembo, ich . . . Was sage ich! Der Papst sogar, und er noch mehr als wir alle. Er unterdrückt nie einen Witz über die Mönche, auch keinen schlechten. Alles, was Geist und Geschmack hat, tut desgleichen. Ich behaupte nicht, daß wir unrecht haben. Aber wie sollen wir eine Einrichtung aufrecht erhalten, an deren Heiligkeit wir, wie wir unausgesetzt erklären, nicht im geringsten glauben?

BIBBIENA: Wißt Ihr ein Heilmittel?

SADOLETO: Es gibt Krankheiten, die von der Leibesbeschaffenheit kommen. In der Beschaffenheit der Kirche liegt es, von Irrtümern zu leben. Eine Menge Reformen täten not! und sehr tiefgreifende! Ich stelle mir vor, ich wäre Reformator und entschlösse mich, Teppichwirker zu werden, wie der heilige Paulus, und verzehrte als Abendmahlzeit eine rohe Zwiebel in einer schmutzigen Schenke!

BIBBIENA (*lächelnd*): Ihr macht mich schauern.

SADOLETO: Denkt Euch, was wohl Leo X. und jeder einzelne unserer hochwürdigsten Kollegen zu dem Vorschlag sagen würden, es ebenso zu machen! Ihre Entrüstung würde übrigens von allen Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Prioren und pfründenbesitzenden Mönchen der Christenheit geteilt werden, ebenso auch von den Fürsten, die mich im Verdacht haben würden, ein Heuchler, ein Fanatiker, ein Demagog zu sein und damit vielleicht nicht

unrecht hätten. Dennoch liegt es mir nicht ganz fern zuzugeben, daß von Zeit zu Zeit ein Versuch mit der Askese seine Vorteile hätte. Es ist nicht zu verdammen, wenn irgendein Ernarr, der in der Tiefe seiner Zelle übersinnliche Abenteuer sucht, sich auf Wasser und Brot setzt und sich aus Leibeskräften geißelt. Abgesehen davon, daß derartige Tollheiten dem niedern Volke gefallen, indem sie die Überlieferung von den Anachoreten der Thebais — der Nachfolger der ehrenwerten Korybanten und all der Isisdienner, die Gefallen daran gefunden, sich selbst zu peitschen, solange die Welt Welt ist — frisch erhalten, dient das später als Grund, schöne Kirchen aus Porphyry und Marmor zu bauen unter der Anrufung des heiligen Mannes und ihm zu Ehren wunderbare Malereien und Statuen von entzückender Schönheit zu schaffen und schließlich reiche Pfründen für Geistliche zu stiften, die mit ihrem Heiligen nichts gemein haben. Aber andere Ergebnisse? Ich vermag keine wahrzunehmen.

BIBBIENA: Mein Gott! wie närrisch doch die Menschen sind! Leben und leben lassen, gibt es etwas Besseres und Leichteres? Wo die Welt doch so schön ist! Wo die angenehmen Dinge doch überall in reicher Fülle vorhanden sind! Wo man seine Zeit, seinen Geist, sein Herz doch so angenehm und leicht verwerten kann!

SADOLETO: Und würde nicht, wenn das übrige alles wegfiel, die Wißbegierde allein genügen, dem Leben Zauber zu verleihen? Die Betrachtung der Geschehnisse ist über die Maßen anziehend! Die Weisheit der Venezianer z. B. bietet eine sehr bedeutsame Belehrung, die Unbeständigkeit der Florentiner ist voll belustigender Überraschungen! Und nun die Franzosen, die wie wir ihr Herz für die Künste entdecken, und der neue deutsche Kaiser, Karl V., dieser junge Mann, von dem man noch nichts weiß, wie fesselnd ist es nicht, seine ersten Schritte zu beobachten! . . . Doch ich höre Geschrei . . . Was bedeutet der Lärm? . . . Was macht Ihr denn, Ambrogio? Warum verhaftet Ihr diesen Mann?

DER GEFRAGTE OFFIZIER: Er ist ein Dieb, hochwürdigster Herr! Die Sbirren verfolgen ihn, und er trachtet zu entwischen . . . Wir halten ihn fest!

SADOLETO: Laßt ihn laufen, den armen Dieb! . . . Geh, mein Sohn, rette dich und versuche dich zu bessern . . . Ich sagte also . . .

Aber da sind wir vor Eurer Tür, und da sehe ich auch schon Meister Raffaello. Machen wir Halt.

RAFFAEL (*von einigen Schülern und Dienern gefolgt, nähert sich und grüßt die beiden Kardinäle*): Hochwürdigste Eminenzen, ich küsse Euch die Füße!

BIBBIENA: Sei mir begrüßt, ich bin entzückt, dich zu sehen.

SADOLETO: Seid begrüßt, teurer Meister, gebt mir die Hand.

Die Kardinäle steigen ab. Sie treten, Komplimente wechselnd, in den Palast, Raffael folgt ihnen, und plaudernd steigen alle drei die Treppe empor. Ihr Gefolge bleibt in einer großen Galerie zurück; sie selbst gehen weiter und treten in einen mit Malereien und Vergoldungen geschmückten Saal mit riesigen Portieren aus levantinischen Stoffen.

BIBBIENA: Nehmt, bitte, Platz in diesem Sessel, mein Freund. Setz' dich, Raffaello, mein Sohn; laß dich auf diesem Taburett nieder; du sollst hier eine Strafpredigt bekommen.

RAFFAEL (*lächelnd*): Das habe ich geahnt, nach dem Ton Eures Briefes . . . Ist meine gestrige Unterhaltung mit zweien Eurer hochwürdigsten Confratres die Ursache?

BIBBIENA: Was hast du zu ihnen gesagt?

RAFFAEL: Sie standen vor meinem Bild mit den Aposteln und behaupteten, Sankt Peter und Sankt Paul seien zu rot. Ich habe ihnen geantwortet, sie könnten gar nicht anders sein, da sie die Kirche so regiert sähen wie augenblicklich. Ich versichere Euch, diese beiden Herren sind fortgegangen, ohne ein Wort zu sagen. Sie hatten offenbar genug.

BIBBIENA (*zu Sadoletto*): Hört Ihr's. Das ist der Kommentar zu unserer Unterhaltung. Jetzt aber, Raffaello, handelt es sich um andere Dinge . . . um deine Angelegenheiten, mein Sohn! Der Kardinal Sadoletto will dir ebenso wohl wie ich, und wir können offen vor ihm reden.

RAFFAEL: Ihr überhäuft mich alle beide mit Freundlichkeiten. Ich wäre der undankbarste Mensch von der Welt, wenn ich es verkennen wollte.

BIBBIENA: Seit dem Tode deiner Braut, meiner armen Nichte, meiner lieben Maria, weiß ich nicht, wie es mit deiner Verheiratung werden soll. Sag' uns selbst, hast du nicht irgendeinen Plan in dieser Hinsicht? Es ist Zeit, daran zu denken. Du bleibst

nicht immer jung, ja du bist eben sogar schon siebenunddreißig Jahre alt geworden. Ich meinerseits werde alt. Ich möchte deine Zukunft gesichert und deinen Lebensweg fest, heiter und ruhig dir vorgezeichnet sehen, so wie es für dich nötig ist, damit du ungehindert die Meisterwerke schaffen kannst, die man von dir verlangen darf; denn du bist ein einzigartiges Wesen auf dieser Erde.

SADOLETO: *Lucida sidera* kann man Euch nennen, dich und Michelagnuolo, wie Horaz die Dioskuren nennt.

RAFFAEL: Ich habe ihn beweint, den frühzeitigen Tod meiner Braut, meiner Maria da Bibbiena. Ich habe es beweint, das arme Kind, sowohl um ihrer Eigenschaften willen, als auch weil sie, so nah' mit Euch verwandt, mir von Euch als Gattin gekommen wäre. Und doch, ich habe es Euch nicht verschwiegen: ich habe niemals mit Zuversicht an die Ehe gedacht. Sie ist ein Gut, das mich nicht lockt. Ich liebe die Freiheit. Ich liebe vor meinen Augen eine schrankenlose Ferne; ich liebe das Leben und, um Euch den Grund meines Herzens zu entschleiern, ich liebe bis zur Abgötterei das Andenken einer anderen, die ich verloren habe, und die allein auf dieser Welt imstande gewesen wäre, meinen Sinn zu ändern.

BIBBIENA: Sprich nicht von deiner armen Beatrice . . . Sprich nicht von ihr . . . Diese Erinnerung betrübt dich.

RAFFAEL: Wenn sie mich betrübt, so veredelt sie mich. Dieses angebetete Wesen hat mir die Wohltat erwiesen, daß sie mich erkennen ließ, wie weit es die edelste Zuneigung in Selbstlosigkeit und Güte zu bringen vermag; aus dem Schoße des Todes noch sendet sie mir das Nachgefühl einer himmlischen Melancholie empor, einer reinen Quelle, die ich ohne sie niemals gekannt haben würde. Ihr Andenken hüllt mich in einen Trauerflor, dessen Falten keine Schwere haben, und den ich nicht zurückschlagen möchte. Die Liebe, die uns vereint hat, glüht in mir wie eine an dem Lichte der Ewigkeit entzündete Lampe. Euch zu Gefallen hatte ich in eine Verbindung gewilligt, zu der mein Wille mich, wie Ihr wohl wißt, nicht hinzog . . . Der Himmel hat sie nicht zugegeben . . . Sprechen wir nicht mehr von solchen Dingen.

BIBBIENA: Du willst demnach in der unregelmäßigen Unabhängig-

keit der Jugend verharren? Ich achte deine Beweggründe, aber es ist darum nicht weniger wahr, daß du dich damit zufrieden gibst, der Mann des Ungefährs, des Abenteuers zu bleiben und niemals die Reife des Lebens kennen zu lernen, die allein zu dem bürgerlichen Ansehen führt, worauf selbst das Genie nicht zu verzichten vermag.

RAFFAEL: Wie wichtig Ihr die Dinge doch nehmt, hochwürdigster Herr! und ich merke an der Miene seiner Eminenz, des Herrn Sadoleto, daß er Eure Ansichten teilt.

SADOLETO: Mein Sohn, die Kunst ist eine große Schöpfung Gottes und nach meiner Überzeugung der Literatur an Würde und Macht vollkommen ebenbürtig. Nichtsdestoweniger bringt eine sicher begründete, gut ausgeglichene Lebensweise dem, der sich ihrer erfreut, Tröstungen, die in den Nöten des Lebens von höchstem Werte sind.

RAFFAEL: Das Ziel kann, scheint mir, erreicht werden, ohne daß es nötig wäre, eine Frau zu nehmen. Die Regellosigkeit in Sitten und Gewohnheiten ist mir ein Greuel; sie ist für einen Künstler eine Ursache der Unfruchtbarkeit und die schlimmste der Sklavereien. Aber an den Mitteln, ihr zu entgehen, fehlt es mir ebensowenig, wie an dem Willen dazu. Ich bin sicherlich der reichste unter den Künstlern, und trotz des etwas kostspieligen Lebens, das ich führe, das mir jedoch für die Befriedigung meiner Bedürfnisse und die Freiheit meines Geistes erforderlich zu sein scheint, verfehle ich nicht, diesen Fragen die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Zurzeit nenne ich in Rom ein Besitztum im Werte von zweitausend Dukaten mein eigen, das mir ein Einkommen von fünfzig Goldskudi verschafft. Die Oberaufsicht über die Arbeiten von Sankt Peter ist mir nach Bramantes Tode vom Papste übertragen worden; sie bringt mir ein jährliches Gehalt von dreihundert Dukaten ein, und ich bin auf dem Wege, binnen kurzem andere Vorteile derselben Art zu erlangen. Als seine Heiligkeit mir den Auftrag gab, einen neuen Saal im Vatikan auszumalen, hat sie mir zwölfhundert Dukaten für diesen Zweck zugestanden. In diesen letzten Tagen bin ich zum Inspektor der antiken Denkmäler ernannt worden, ein Amt, das mir reiche Einkünfte sichert, und endlich bestellt man von allen Seiten Gemälde bei mir, für die ich alles erhalte, was ich verlange. In dieser

Lage umgebe ich mich nach Gefallen mit treuen und aufmerksamen Dienern, führe ein Leben ohnegleichen und habe nicht das geringste Bedürfnis nach einer Frau und einem Haushalt, die doch mehr eine Quelle von Verdrießlichkeiten als von Annehmlichkeiten sind. Und nun tötet Ihr wohl, mit mir zu kommen und meine Arbeiten in Sankt Peter zu besichtigen, und dann könnten wir in meiner Vigne Sorbet trinken gehen.

SADOLETO: Er hat so unrecht nicht — was meint Ihr? In der Tat, er ist Priester wie Ihr, wenn er auch einer profanen Gottheit dient, und was ich von meinen kirchlichen Pflichten am meisten schätze, das ist das Glück, das im Unglück des Zölibats liegt.

BIBBIENA: Meinetwegen; so will ich denn von alledem nicht mehr reden. Was ich aber wünschte, Raffaello, ist, daß du mehr Rücksicht auf deine Gesundheit nähmest. Du arbeitest zu viel, du gibst dich zu viel dem Vergnügen hin. Was ich über deine Fieberanfalle höre, beunruhigt mich, macht mir große Angst; du verzehrst dich schneller als du solltest.

RAFFAEL: Noch nie habe ich mich so stark, so frei im Gebrauch meiner Glieder gefühlt. Ich habe soeben den Ausgrabungen auf dem Campo Vaccino beigewohnt. Ich habe drei oder vier Stunden in den Gräben zugebracht. Wie entzückt ich von diesem Morgen gewesen bin! Auf jetzt nach Sankt Peter!

BIBBIENA: Gut, gehen wir! Es sind mindestens zwei Tage her, daß ich dich nicht gesehen habe, mein Sohn, und die Zeit kam mir lang vor.

SADOLETO: Machen wir's wieder gut! Ich will Euch heute abend, wenn wir uns gut ausgeruht haben, die entzückende Elegie vorlesen, die unser Freund Guidus Posthumus Sylvester an den Papst gerichtet hat. Es ist eines der packendsten lateinischen Gedichte, die ich je kennen gelernt habe:

Heu! Quam nostra levis, quam non diuturna voluntas
Quam juvat ingratum saepe quod ante fuit!

und in diesem Tone geht es immer weiter. Es ist herrlich!

Die Werkstatt Michelagniolos

Ein kalter und dunkler Raum. Tiefe Nacht. Eine kaum noch aus dem Groben herausgearbeitete Statue, auf die das Licht eines Kupfer-

lämpchens fällt, das Antonio Urbino, der Diener des Meisters, in der Hand hält. Michelagnuolo ist damit beschäftigt, eine Art Helm von Karton fertigzustellen, dessen Zier offen und so eingerichtet ist, daß sie als Behältnis dienen kann.

MICHELAGNIOLO: Siehst du wohl, Urbino? Du sagtest, ich würde damit nicht zustande kommen! Es ist mir vollständig gelungen. Gib mir jetzt die Lampe her.

URBINO: Sie wird dadrin nicht halten! Sie wird herausfallen und Euch die Haare in Brand setzen. Eine schöne Idee, die Ihr da gehabt habt!

MICHELAGNIOLO: Ich sage dir, sie wird halten! Warum willst du, daß sie nicht hält?

URBINO: Nicht ich will, daß sie nicht hält; sie wird nicht halten.

MICHELAGNIOLO: Vorwärts! Eigensinn! gib mir deine Lampe, wickle diesen Draht fest um ihren Fuß . . . noch einmal herum . . . Gut! Jetzt bringe ich die Vorrichtung hier hinein, mache den Draht hier fest . . . So! siehst du? . . . das hält.

URBINO: Wenn Ihr das Ding auf dem Kopf habt und ihn hin und her bewegt, werdet Ihr den Karton anbrennen.

MICHELAGNIOLO: Durchaus nicht! Die Öffnung ist weit, und die Flamme hat allen Platz, den sie braucht, um nach rechts und links zu flackern. Ganz vortrefflich! Ich werde künftig nachts arbeiten und mit Lichtwirkungen auf dem Marmor, die mir die schönsten Ergebnisse liefern werden.

URBINO: Ihr tötet besser, Euch schlafen zu legen. Ihr habt immer Ideen, die kein anderer hat.

MICHELAGNIOLO: Das trägt sich sehr bequem. Mein Kopf fühlt nicht den geringsten Druck. Reiche mir den Hammer und den flachen Meißel . . . hier . . . auf dem Holzkasten!

URBINO: Ich aber wiederhole Euch, daß Ihr besser tötet, ins Bett zu gehen, statt wie ein armer Tagelöhner zu arbeiten. Ihr wißt wohl, daß Ihre Exzellenz, die Frau Marchesa nicht zufrieden ist, wenn Ihr Euch zu sehr anstrengt.

MICHELAGNIOLO: Gut! Geh morgen früh hin und erkundige dich, wie es ihr geht und sage ihr, daß meine Frau nicht will, daß ich mich zu Bett lege.

URBINO: Eure Frau? Eure Frau? wie soll ich das verstehen?

MICHELAGNIOLO: Hier ist sie, neben mir und blickt mich mit ihren schönen großen Augen an; sie stößt meinen Arm an und sagt zu mir: „Arbeite, Michelagnuolo, arbeite für deinen und meinen Ruhm“, und sie zeigt mir ein kleines Blatt, das sie in der Hand hält und das vom Lorbeerbaume stammt.

URBINO: Diese hohe Sprache bewahrt Euch aber nicht davor, Euch zu Tode zu arbeiten.

MICHELAGNIOLO: Schon lange war ich nicht mehr so glücklich! Es ist tiefe Nacht, und beim Scheine dieses Lämpchens gewahre ich Welten von Ideen... Wieviel Uhr mag es wohl sein?

URBINO: Ich denke mir, daß Mitternacht nicht weit entfernt sein kann. Ihr tötet gut, Euch schlafen zu legen.

MICHELAGNIOLO: Es regnet in Strömen. Man hört das Wasser auf die Dächer schlagen und wie ein breiter Fluß auf die Fliesen des Hofes fallen. Der Sturm ist schrecklich gewesen. Blitze durchfurchen die spiegelnde Finsternis des Fensters. Aber in der Tiefe dieses grollenden Getöses, welche Ruhe! Das ferne Rollen des Gewitters und sein majestätisches Gebrüll, aber keine menschliche Stimme, keine falsche, lügnerische, zänkische, anmaßliche oder albern dünkelfhafte Stimme erhebt sich, um mich zu reizen! Man kann schaffen... man hat den Geist frei... man ist glücklich! Man gehört ganz und gar dem, von dem sich beherrschen zu lassen der Mühe wert ist, und der dichte festgeschlossene Schoß des Marmors öffnet sich langsam; schon beginnt dieses lebensvolle Haupt frei zu werden... Weiß, weiß zuckt es unter dem Meißel, der einen seiner Züge nach dem andern befreit... Sie lösen sich aus der Materie... sie sprechen... Urbino?

URBINO: Meister!

MICHELAGNIOLO: Du schläfst ein auf deinem Schemel. Du tätest wohl, dein Bett aufzusuchen!

URBINO: Ich kann nicht. Wenn Ihr schlaft, werde ich auch schlafen, aber nicht vorher.

MICHELAGNIOLO: Hat man schon solchen Eigensinn erlebt?!

URBINO: Ich bin allerdings nicht mehr jung, und die Nachtwachen ermüden mich, aber die Frau Marchesa hat mir gesagt: „Wenn dein Meister sich nicht ausruht, so ruhe dich auch nicht

aus, und wir werden sehen, ob er die Kräfte seines alten Dieners mißbrauchen will.“

MICHELAGNIOLO: Gewähre mir noch einige Augenblicke; ich muß da noch etwas fertig machen.

URBINO: Einige Augenblicke, aber nicht mehr. Die Frau Marchesa wünscht ausdrücklich . . .

MICHELAGNIOLO: Schon gut, schon gut! . . . erzähle mir eine Geschichte, um mich wach zu erhalten.

URBINO: Ich bin heute zu Euerm Notar gegangen.

MICHELAGNIOLO: Sprechen wir nicht davon.

URBINO: Er sagt, die beiden jungen Mädchen, die Ihr ausgestellt habt, seien sehr achtbare Personen.

MICHELAGNIOLO: Das freut mich sehr, Urbino. Ich wünschte, sie würden glücklich; es sind liebenswürdige Kinder, wenn auch sehr häßlich.

URBINO: Ich habe auch Euern Neffen gesehen. Er kam, während Ihr fort wart.

MICHELAGNIOLO: Freut mich sehr . . . Sollte er zufällig wiederkommen, so sage ihm, er möge mich in Ruhe lassen und seinen Geschäften nachgehen.

URBINO: Er glaubt, und damit hat er recht, daß sein dringendstes Geschäft ist, Euch für die dreitausend Skudi zu danken, die Ihr ihm gegeben habt, und Ihr seid nicht reich.

MICHELAGNIOLO: Er weiß, daß ich ihn liebe; er braucht mir nicht zu danken.

URBINO: Meister, die Stunde schlägt . . . ein Uhr nachts . .

MICHELAGNIOLO: Ich bin fertig . . . aber ich sterbe vor Hunger. Hast du nichts zu essen da? Schau im Brotkasten nach.

URBINO: Ich will nachsehen . . . Ach! Ihr lebt nicht auf großem Fuße. Kaum habt Ihr Geld, so gebt Ihr's auch schon dem ersten Besten hin.

MICHELAGNIOLO: Der Mensch braucht nicht viel für seinen Körper. Aber seine Kräfte reichen nicht aus, um seinem Geiste Schwung zu verleihen.

URBINO: Hier ist Brot . . . es ist ein wenig hart . . . und ein Stückchen Käse, und sogar ein Rest Wein . . .

MICHELAGNIOLO! Ausgezeichnet! Bring mir alles her.

Er nimmt seinen Kartonhelm ab, setzt die Lampe auf ein Brett und

ißt im Stehen, wobei er seine Statue betrachtet. Es klopft heftig an die Tür.

Wer kann um diese Stunde kommen? Sieh durch das Guckloch!

URBINO: Wer klopft!

EINE STIMME: Ich bin's, Antonio Mini . . . Öffnet, Meister! . . .

Ich bin's, Euer Schüler! Ich muß Euch etwas Hochwichtiges mitteilen!

MICHELAGNIOLO: Mein Schüler, Antonio Mini! Öffne! Ist ein Unglück passiert?

ANTONIO MINI (*eintretend*): Ach! Meister, ein großes Unglück!

MICHELAGNIOLO: Was hast du? . . . Du bist kreideweiß!

ANTONIO MINI: Raffaello liegt im Sterben! In diesem Augenblick ist er sicher schon tot.

MICHELAGNIOLO: Raffaello! Gott des Himmels!

ANTONIO MINI: Ich war in seiner Werkstatt mit zweien seiner Schüler, Timoteo Viti und Garofalo. Es mochte drei Uhr sein. Da kam ein Diener, um ihnen zu sagen, daß der Meister sich schlecht befinde. Er hatte seit gestern abend Fieber.

MICHELAGNIOLO: Seit gestern? Das wundert mich nicht. Er ist ein Mensch von zarter, halb weiblicher, halb kindlicher Körperbeschaffenheit. Er bringt zuviel Zeit mit der Arbeit und viel zu viel mit seinen Vergnügungen hin. Vor vier Tagen traf ich ihn mit Ausgrabungen auf dem Campo Vaccino beschäftigt, und ich erinnere mich sogar, daß ich ihm empfohlen habe, sich vor dem Aufrühren der Erde in dieser Jahreszeit zu hüten. Du sagst, er sei kränker?

ANTONIO MINI: Wenn er nicht schon tot ist, wird er doch den Tag nicht mehr erleben. Er hat sich in sein Atelier tragen lassen. Ich habe ihn gesehen, ja, ich habe ihn gesehen, weiß wie ein Leintuch, halb ausgelöscht, die Augen auf sein Gemälde von der Verklärung Christi geheftet . . . Neben dem Bett, das man in aller Eile für ihn aufgeschlagen hatte, standen seine Freunde, die Kardinäle Bibbiena, Sadoletto und Bembo und andere Herren, die ich nicht kenne . . . am Kopfende war der Heilige Vater. Leo X. weinte und trocknete seine Augen.

MICHELAGNIOLO: Urbino, gib mir meine Mütze, meinen Mantel. Ich muß hingehen! Raffaello . . . Raffaello . . . Sterben! Ach! mein Gott! ist das möglich! Gib schnell her, gehen wir!

URBINO: Hier, hier, Meister! Laßt mir die Zeit, eine Laterne anzuzünden, ich will Euch leuchten.

MICHELAGNIOLO: Du sagst, daß es keine Rettung mehr gibt? Bist du dessen sicher? Hatte man die Ärzte benachrichtigt? Was haben sie gesagt? was haben sie getan? Gehen wir!

ANTONIO MINI: An Ärzten war kein Mangel; da war der des Heiligen Vaters, Meister Jacopo da Brescia; ferner Meister Gaetano Marini und andere. Alle blickten sehr traurig drein und schüttelten den Kopf und gaben durch Zeichen mit den Augen zu verstehen, daß sie mit ihrem Latein zu Ende seien.

MICHELAGNIOLO: Vorwärts! Urbino, bist du bereit?

URBINO: Da bin ich, Meister!

MICHELAGNIOLO: Geh voran, schnell!

Sie geben auf die Straße, die in tiefem Dunkel liegt; der Regen hat unterdessen aufgehört. Zwischen den Wolkenschichten, die schnell vom Winde übereinander getrieben werden, entsteht ein Riß und läßt einen Teil der Mondscheibe sehen, deren weißes Licht ein wenig die Firste der Häuser und den Weg erleuchtet. Man vernimmt das Geräusch vieler Schritte.

Was ist das für ein Lärm?

URBINO: Wir werden es erfahren, wenn wir um die Ecke des Gäßchens gebogen sind!

ANTONIO MINI: Vorwärts! Achtung, Meister, hier ist eine Wasserpfütze.

Er hält ihn am Arm. — Ein zahlreicher Trupp von Offizieren, Soldaten, Dienern und Fackelträgern, deren Fackeln ein rotes Licht auf die Häuser werfen, zieht eilends und ohne Ordnung vorüber; in der Mitte dieses Zuges gewahrt man die päpstliche Sänfte mit geschlossenen Vorhängen.

MICHELAGNIOLO (zu einem Kämmerer): Was bedeutet das, Herr?

DER KÄMMERER: Es ist der Heilige Vater, der in den Vatikan zurückkehrt.

MICHELAGNIOLO: Sollte Raffaello? . . .

EINE STIMME: Raffaello ist tot, und Michelagniole bleibt allein in Italien!

Der Zug geht vorüber. Michelagniole läßt sich auf eine Steinbank sinken. Die Wolken haben sich zerteilt. Der Mond leuchtet inmitten eines tiefdunkeln Luftkreises.

MICHELAGNILO: Ich bleibe, es ist wahr . . . Ich bleibe allein. Vergangenes Jahr war's Leonardo . . . Jetzt ist er's, und alle, die wir drei gemeinsam gekannt, die wir gehört haben — fort sind sie, lange fort. Es ist wahr, ich bleibe allein. Es gab eine Zeit, da ich's begrüßt hätte, so der einzige, der größte, der ausschließliche Vertraute der Geheimnisse des schöpferischen Himmels zu sein! Ich stellte mir vor, der Sonne ähnlich zu sein, im Mittelpunkte der Welt, ohnegleichen, ohne Nebenbuhler, müßte das wunderbarste Los sein, das man ersehnen könnte . . . Als ob es etwas Schlimmeres gäbe, als allein auf der Erde zu sein! . . . Jahrelang liebte ich Leonardo nicht . . . Ich grollte Raffaello im Grunde meiner Seele . . . Ich sagte mir immer wieder, um mich davon zu überzeugen, daß ich ihn nicht schätzte . . . Ja, ja, es hat Tage gegeben, wo du, Michelagnuolo, nur ein armer Elender gewesen bist, kurzsichtig und beschränkt, stets bereit zu tadeln und zu verkennen, was dir nicht ähnlich war, und was — ich sage dir's, weil es wahr ist — ganz ebensoviel, ja vielleicht noch mehr wert war wie du! Nun habe ich, was meine Torheit begehrte! Die Sterne am Himmel sind erloschen, und ich bin allein . . . ganz allein und meine zu ersticken in meiner Vereinsamung! . . . Doch ist noch Tizian da; er ist ein großer Genius, ein großer Geist . . . Andrea del Sarto ist noch da . . . Auch . . . Doch nein, leider! so groß sie auch sein mögen, sie sind Leonardo nicht ebenbürtig und dem, den jetzt die Nacht umfängt . . . Ach! Er! . . . die Schönheit, die Feinheit, die Anmut, die Liebenswürdigkeit selbst, und in seinen Worten wie in seinen Blicken die himmlische Süße! . . . alles, was ich nicht habe, alles, was ich nicht erreiche . . . alles, was ich nicht bin! . . . Er, den man so sehr geliebt und der es so verdient hat! . . . Ach! mein Gott! ach! mein Gott! was ist's, was ich im Innern spüre? Was ist's, was mich bewegt und mir die Tränen in die Augen treibt, die noch niemals weinen wollten? Wohin trachten meine Gedanken? Ja, ein Schmerzestrom bricht sich Bahn und wälzt sich in der Tiefe meines Busens hin; die Tränen entquellen meinen Lidern, rinnen über meine Wangen und fallen nieder auf den, dem ich immer gegrollt, den ich immer gemieden habe, und der soviel besser und dem Himmel teurer war als ich! Sie hatte es mir gesagt, sie . . . Vittoria . . . sie hat es mir immer gesagt, und ich wollte es nicht zugeben . .

Aber, das weiß ich wohl, im Grunde fühlte ich es, und jetzt, da der Blitzstrahl des Todes zwischen ihm und mir niedergefahren ist, da ich zurückgeblieben bin, die Füße im Kote der Welt, während sein edles, bezauberndes Antlitz in himmlischem Lichte erstrahlend mir in Gottes Schoße erscheint, jetzt sehe ich, wie wenig aufrichtig, wie klein ich war! Nein . . . nein, Tizian und die andern, so bewundernswert sie sein mögen, sie reichen nicht heran an diese großen nunmehr heimgegangenen Männer! Um sie, um mich, die wir zurückbleiben, verliert das Licht seine Kraft und weicht zurück, werden die Schatten länger . . . Ja, nun bin ich allein, und die eisige Luft des frischgeöffneten Grabes trifft mein Gesicht. Was wird aus den Künsten werden? Und wir, die wir soviel gehofft, soviel gewollt, soviel ersonnen, soviel gearbeitet haben, welcher Erfolg wird uns schließlich beschieden sein, was werden wir der Nachwelt hinterlassen, die auf uns folgt? Nicht einmal ein Viertel von dem, was wir hätten leisten müssen!

Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen.

URBINO: Kommt, Meister, Ihr werdet Euch erkälten.

ANTONIO MINI: Gebt mir den Arm, und kehren wir in Eure Wohnung zurück.

MICHELAGNIOLO: Du hast recht. Man muß seine Kräfte schonen und solange arbeiten, als die Kette des Lebens einen fesselt.

Die Piazza Navona

Ein französischer Edelmann, ein englischer Edelmann, ein vlämischer Franziskaner, ein Cicerone.

DER CICERONE: Sowie ich euch von ferne erblickte, hochvortreffliche Herrschaften, habe ich mir sofort gesagt: Das sind höchst gewichtige Persönlichkeiten, die unverzüglich zu begrüßen und denen deine Dienste anzubieten deine Pflicht von dir verlangt.

DER FRANZOSE: Ich bin aus der Champagne, und mein Landgut Brandicourt ist wohlbekannt. Mein Freund kommt aus London, und wir haben uns auf gemeinsame Kosten der Dienste dieses wackern Paters versichert; er begleitet uns, bürstet uns die Kleider und zeichnet die Beobachtungen auf, die wir auf unserer Reise machen.

DER CICERONE: Ich bin übergücklich, daß mir eine so schmeichelhafte Begegnung wie die mit euern erlauchten Exzellenzen vergönnt gewesen ist. Ich genieße in dieser Stadt ein ziemlich großes Ansehen, und, mein Gott, ich kann es wohl sagen, man zollt es weit weniger meinem bescheidenen Verdienste als meiner hohen Geburt und der Geltung, die meine Eltern beim Heiligen Vater haben. Ihr seht mich glücklich, euch alles, was ich bin, zu Füßen zu legen; ich werde euch Rom in seinen schätzbarsten Einzelheiten zeigen und euch seine Sehenswürdigkeiten Stück für Stück erklären.

DER ENGLÄNDER: Das wird uns sehr angenehm sein; aber vielleicht werdet Ihr uns Eure Dienste sehr hoch anrechnen?

DER CICERONE: Erlauchte Herren, ihr werdet mir geben, was euch gut scheint. Auf alle Fälle, davon dürft ihr überzeugt sein, werde ich eure Gunst als eine reiche Belohnung ansehen. Ich strebe nach weiter nichts als nach der Ehre, euch zu dienen.

DER ENGLÄNDER: Ich will aber alles kennen lernen!

DER CICERONE: Nichts leichter.

DER FRANZOSE: Ihr begreift. Mein Freund und ich sind nur dazu nach Italien gekommen, um nachher in den feinen Gesellschaften sagen zu können: ich habe dies und das gesehen! Es wäre also sehr peinlich, wenn wir zu spät von dem oder jenem erführen, das wir nicht gesehen. —

DER CICERONE: Seid ohne Sorge. Wenn es euch recht ist, beginnen wir gleich jetzt. Schlagen wir diesen Weg ein. Ich werde Euch im Vorübergehen den Campo Vaccino bewundern lassen. Es war dies der Platz, wo die alten Römer ihre Versammlungen abhielten.

DER ENGLÄNDER: Ich will ihn unverzüglich sehen!

DER CICERONE: Ihr sollt ihn augenblicklich sehen! Da wurde der berühmte Pompejus ermordet . . .

DER FRANZOSE: Pater Jean, schreibt das in Euer Notizbuch.

Der Pater Jean schreibt.

DER CICERONE: Dann werden wir dem Vatikan einen Besuch abstatten, wo einer meiner Vettern, der großes Vertrauen beim Heiligen Vater genießt, uns für eine Kleinigkeit herumführen wird.

DER FRANZOSE: Ich will die Gemälde des Malers sehen, der neulich gestorben ist und dem man ein so schönes Begräbnis hat zuteil werden lassen . . . Wie hieß er doch?

DER CICERONE: Ihr meint Meister Raffaello.

DER FRANZOSE: Er war, sagt man, ein sehr, ein sehr . . . geschickter Mensch. Ich habe mir sagen lassen, daß sogar der König ihm zu arbeiten gegeben hatte.

DER ENGLÄNDER: Ah! ja, das war ein Mann, den ich sehr gerne gesehen hätte . . . Aber da er nun einmal tot ist . . . Wenn wir mit dem Vatikan fertig sind, wollen wir in dem Gasthause zu Mittag essen, wo man am besten speist.

DER CICERONE: Hochansehnliche Herren, ganz meine Absicht, und ich werde euch eine Mahlzeit auftragen lassen, die euch in Erstaunen setzen soll.

DER ENGLÄNDER: Pater Jean, Ihr werdet die Gänge und die Art ihrer Zubereitung notieren.

DER FRANZOSE: Werdet Ihr uns auch die Bekanntschaft einiger liebenswürdiger Damen vermitteln?

DER CICERONE: Ich denke darüber nach! Ich kenne augenblicklich zwei, zu denen ich euch gleich heute abend führen will. Ihr werdet von ihnen entzückt sein. Wir werden bei ihnen zu Nacht speisen und den Klängen eines Instrumentalkonzerts lauschen, und ihr werdet mir euer ganzes Leben lang Dank wissen für die Unterhaltung, zu der man euch zugelassen; denn ich darf euch nicht verhehlen, daß es bezaubernde Damen sind, die mit allem, was Rom an hervorragenden Persönlichkeiten hat, verwandt sind. Da sie eine große Vorliebe für die ausländischen Herren haben, mache ich mir das Vergnügen, manchmal solche bei ihnen einzuführen.

DER ENGLÄNDER: Pater Jean, Ihr schreibt die Namen dieser Damen auf, damit wir uns ihrer Bekanntschaft rühmen können, wenn wir wieder daheim sind.

DER CICERONE: Wir wollen uns auf den Weg machen, wenn es euch recht ist, denn ich bemerke dort, rechts und links zwei Kavaliere, die im Begriff sind, sich euch als Führer anzubieten, und ich möchte euch nicht in so schlechte Hände fallen lassen.

DER FRANZOSE: Donnerwetter! ist das ein hübscher Palast! Von wem ist er?

DER CICERONE: Von Ammirato.

DER FRANZOSE (*zu dem Mönch*): Schreibt auf, Pater Jean,

daß wir einen Palast von Amurat gesehen haben . . . Das ist der türkische Großsultan?

DER CICERONE: Ganz richtig, hochedler Herr!

Sie gehen vorüber.

Ferrara

Das Gemach Madama Lucrezias im herzoglichen Palaste. — Madama Lucrezia sitzt an einem offenen Fenster, das auf einen Innenhof hinausgeht. Sie hat ein einfaches Kleid von gewässertem, schwarzem Taffet an, ihre Ärmel und ihre Halskrause sind aus sehr sparsam besticktem Musselin. Ihr schwarzes sorgfältig unter ihrer Samthaube geordnetes Haar zeigt einige graue und weiße Fäden. Ihr Gesichtsausdruck ist ernst und rubig. Sie liest aufmerksam in einem kleinen in fahlroten Maroquin gebundenen Band, auf dessen Rücken die Aufschrift: De Imitatione Christi zu lesen ist. — Einige Augenblicke später legt sie das Buch offen auf das Fensterbrett, geht an einen großen Tisch, setzt sich, indem sie ein Blatt Papier ergreift, taucht ihre Feder in die Tinte und schreibt folgenden Brief:

„An Seine hochwürdigste Exzellenz, den Herrn Kardinal Bembo zu Rom,

Wenn ich mich hier der lateinischen Sprache bediene, hochgeehrter und viellieber Herr, so seid überzeugt, daß ich nicht einem eitlen Wunsche nachgebe, vor Euern Augen mit meinen bescheidenen Kenntnissen zu prunken. Noch viel weniger dürft Ihr denken, daß ich es wagen würde, mich in der Beredsamkeit mit dem überlegenen Geiste zu messen, der unter uns den schönen Stil und die edle Sprache dessen hat wieder aufleben lassen, der ehemals über das Alter und über die Pflichten geschrieben. Früher gab ich vielleicht solch eitlen Gedanken nach, heute aber bediene ich mich des Lateins aus dem zwiefachen Grunde, weil es eine ernste und für unser Alter passende Sprache ist, und dann, weil sie Euch teuer ist, und ich vor Euerm Geiste stets in einer Weise erscheinen will, die mir einen guten Empfang zu sichern vermag. Wenn ich nicht umgehend auf Euern Brief von den Iden des letztvergangenen Septembers geantwortet habe, so geschah es,

weil ich Sorgen hatte, mit denen ich Eure treue Anhänglichkeit nicht verdüstern wollte. Seine Gnaden der Herzog ist leidend gewesen, und zwar in einem Grade, der mir lebhaft Beunruhigung einflößte. Er ist nicht mehr jung, und das Anwachsen der Kriegsstrapazen und Regierungssorgen macht sich in allen seinen Gliedern aufs empfindlichste fühlbar. Ich habe traurige Tage an seinem Schmerzenslager verbracht; zurzeit geht es ihm besser, und ich komme wieder zu Euch, ein wenig getröstet, gestärkten Mutes, aber sicherlich noch nicht wieder voll bei Kräften. Das Leben hat sich mir zu lange hingezogen. Zuviel Leid, zuviel Kummer über so manche vergangene Dinge senkte sich schwer auf mein Herz. Die Liebe zu den Wissenschaften, einst so mächtig, meinen Mußestunden Inhalt zu geben, hat von ihrem Reiz verloren; die Religion allein erhält mich aufrecht, aber sie hat neben ihren Versprechungen viele Drohungen.

Dies sind keine Eindrücke, die man gerne einen so theuern Freund wie Eure hochwürdigste Exzellenz teilen läßt. Ihr habt Eure Mühen, Ihr habt Eure Sorgen; ich möchte sie mindern. Wäre es da nicht ein gar treffliches Mittel, Euch mit meinem Kummer zu quälen? Ich glaube es nicht, und das ist der Grund, warum ich Euch wenig schreibe; aber ebenso, wie ich fest davon überzeugt bin, beständig in Euern Gedanken zu leben, so dürft auch Ihr glauben, daß die Erinnerung an Euch beständig in den geheimsten Falten meines Herzens webt. Denkt also daran und denkt vor allem in jenen Augenblicken daran, wo Ihr mich am Gottesdienste teilnehmen lassen könnt. Gott allein erhält mich aufrecht, auf ihn allein hoffe ich, nur nach ihm allein verlangt mich noch, ich wundere mich, daß ich jemals meine Blicke anderswohin gerichtet habe. Ich zittere vor seinem Gericht, dessen ganze Strenge ich sicherlich nur zu sehr verdient habe. Aber Ihr habt mich gelehrt, auch auf seine Barmherzigkeit zu hoffen, und mir will zuweilen scheinen, daß meine Sünden, indem sie mich der Wirkung seiner Güte unterwürfiger machen, mir wenigstens dazu dienen, die Inbrunst meiner Liebe für ihn zu verdoppeln.

Lebt wohl, mein Freund. Versäumt nicht, seiner Heiligkeit für die liebevollen Worte zu danken, mit denen er jüngst seine Die-

nerin zu ehren geruht hat, und, noch einmal, betet für die, die dessen so sehr bedarf.

Gegeben zu Ferrara, am 2. Januar.

Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara.

Brügge

Ein mit geschnitztem Eichenholz verkleideter Saal. — Auf den Friesen die gemalten und vergoldeten Wappen der belgischen Provinzen; über dem großen Kamin das Reichswappen; an der Wand gegenüber dem Fenster aus farbigen Scheiben ein großes Gemälde der deutschen Schule mit der Darstellung des jüngsten Gerichts. Es ist Nacht. Auf einem Tisch eine brennende Lampe und auseinandergefaltete Depeschen. — Karl V. in einem Sessel vor dem Tische, mit Schreiben beschäftigt.

EIN PAGE (*eintretend*): Der hochwürdigste Kardinal von Utrecht wartet auf die Befehle Eurer kaiserlichen Majestät.

KARL V.: Er trete ein!

HADRIAN: Der Kaiser hat nach mir verlangt?

KARL V.: Ich erhielt soeben die Nachricht von dem plötzlichen Ableben Leos X. Ich will mich darüber mit dir besprechen.

HADRIAN: Leo X. ist tot? Das kam unerwartet. Er war erst sechsundvierzig. Meldet man Ihnen die näheren Umstände?

KARL V.: Meine Gesandten schreiben mir, der Papst sei vor Freude erstickt, als er die Einnahme von Mailand und die Vertreibung der Franzosen durch seine Truppen erfuhr. Hier habe ich jedoch einen Geheimbericht des Meisters des heiligen Palastes, der mir Anlaß gibt, an Gift zu glauben.

HADRIAN: Man hätte also den Papst ermordet, und warum?

KARL V.: Hatte er nicht Petrucci umbringen lassen und viele Leute geplündert? Wie dem auch sein mag, Leo X. ist tot. Nimm Platz.

Hadrian setzt sich an den Tisch.

Was denkst du von diesem Ereignis?

HADRIAN: Die Christenheit bleibt in einem traurigen Zustande. Die Franzosen sind geschlagen; aber sie werden ihren Angriff erneuern.

KARL V.: Du hast recht. Franz I. wird keinen Frieden geben. Er ist eine händelsüchtige Natur; er hat viele Fehler und Eigenschaften, die man fürchten muß. Er trachtete nach der Kaiserkrone. Ich habe sie genommen. Er will Burgund, er will Flandern; alles, was er begehrt, müßte er mir entreißen, und mit Gottes Hilfe werde ich das verhindern.

HADRIAN: Das sind ernste Erwägungen; aber ich gestehe Ihnen, Majestät, daß ich in diesem Augenblick, besonders wenn ich in Gedanken den Stuhl Sankt Peters leer sehe, wie er jetzt ist, über noch weit ernstere Dinge bekümmert bin. Niemals war die Religion in einer so großen Gefahr. Seit Jahren geht sie Katastrophen entgegen; sie ist am Rande des Abgrundes angelangt.

KARL V.: Sie ist am Rande angelangt, und der Abgrund ist bodenlos. Du hast recht, wenn du versicherst, daß diese Gefahr dringender und furchtbarer ist als die andern; denn alles auf Erden, alles im Weltall hängt von dieser Macht ab, die berufen ist, über den Himmel und die Erde zu herrschen; und wenn diese Macht in Gefahr ist, muß alles ohne Gnade zusammenstürzen. Ich werde es aber nicht zusammenstürzen lassen.

HADRIAN: Sie haben bereits Großes in der Behandlung der religiösen Fragen Deutschlands zustande gebracht.

KARL V.: Die Gefahren, die von dieser Seite drohen, sind ungeheuer, und wenn ich nicht mit heftigem Ruck den Wagen wieder aufgerichtet hätte, den wilde Pferde schon hinter sich her schleiften, gäbe es schon kein Heilmittel mehr für das Unheil. Ich werde die Ketzerei nicht dulden! Ich werde niemals mit den schlimmsten der Rebellen paktieren, auch die Begünstiger dieser anstößigen, giftigen, unverzeihlichen Unordnungen nicht länger in einer Ruhe, die mir Schaden bringen würde, zu Atem kommen lassen! Wie! der Glaube Christi ist bedroht, und wer verteidigt ihn? Ich bin es, der Kaiser! Was den Stellvertreter der Apostel angeht, so findet er (ich irre mich . . . glücklicherweise! so fand er, wollte ich sagen), daß Luther einen guten Stil schreibe; er fand Vergnügen an seinen Briefen, er sprach in bezug auf diesen Brandstifter nur von Milde und Geduld! . . . Ich bin da! . . . Ohne mich würde die Hölle triumphieren!

HADRIAN: Gott hat Euch erweckt wie einen Gideon.

KARL V.: Es ist seltsam, daß weder der Papst, noch Franz I.

begriffen haben, wohin diese Neuerungen uns führen müssen. Und doch braucht man nur den Eifer zu sehen, mit dem die kleinen Fürsten sie aufnehmen und die Privatleute darüber vor Begeisterung ganz aus dem Häuschen sind. Diese verdammenswerten Leute atmen das Gift der Unabhängigkeit und der Anarchie. Sie würden den Kurfürsten Recht gegen mich, den Vasallen gegen ihre Lehensherren, dem wimmelnden Mob gegen die Bürger der Städte geben. Der Papst bildete sich ein, wenn man jedem das Recht ließe, nach seiner Weise zu faseln, würde daraus nicht mehr Unheil entstehen, als wenn man den Bauern erlaubte, sich Sonntag abends zu betrinken. Aber es kommt ein Augenblick, da der Betrunkene krank genug ist, um in Wahnsinn zu verfallen, und, ich sehe es klar, es ist Zeit, die Zügellosigkeit zu ersticken. . . Die Welt wird überschwemmt von den unverschämten Pamphletten eines Ulrich von Hutten, von den andern ganz zu schweigen. Teilst du meine Meinung?

HADRIAN: Zweifelnd Sie nicht daran. Zwei Laster halten sich mit einer Hand, während sie mit der andern die Unordnung, die Todfeindin der Religion und demzufolge der Welt, nähren: das ist die Verderbtheit der Geistlichen und die gottlose Toleranz, die Schwester der Sittenlosigkeit.

KARL V.: Du läßt also meine Ansicht gelten, daß der künftige Papst mit den weltlichen Gepflogenheiten der voraufgegangenen Regierungen zu brechen hat?

HADRIAN: Wenn er zögert, sind wir verloren! Er muß ein Papst sein und nicht ein Fürst; ein Theologe und nicht ein Gelehrter; ein Asket und nicht ein Wollüstling; er muß von schimmeligem Brot und gewöhnlichen Kräutern leben und nicht von auf goldenen Schüsseln aufgetragenen raffinierten Gerichten. Nur hölzerne Näpfe will ich bei ihm sehen! Er muß mit seinem Bettlerstab die Götzenbilder der alten Heiden, mit denen die heiligen Paläste zum entsetzlichen Ärgernis für die Gewissen angefüllt sind, zerschlagen und, weit entfernt, mit Entzücken den Phrasenschwall der Bembo und Vida anzuhören, diese Leute in das Gefängnis des heiligen Offiziums schicken und sie dort die herbste Buße kosten lassen! Ja, Kaiser! die Buße, die Buße, sie allein vermag die Welt zu retten! Retten, meine ich, in diesem sterblichen Leben vor den schrecklichen durch die allzugroße Frei-

heit hervorgerufenen Zuckungen, retten in dem ewigen Leben vor den rächenden Flammen, deren Pein wir immer mehr verdienen!

KARL V.: Ein strenger und frommer Papst, ein Kaiser, der entschlossen ist, seine Mühen zu teilen und nimmer in der Verteidigung und Verherrlichung des Glaubens zu ermatten, glaubst du, daß diese beiden Mächte, wohl miteinander verbunden, die Rettung der Welt bewerkstelligen könnten?

HADRIAN: Es gibt auf Erden eine bestimmte Summe von Macht; sie vergrößert oder verkleinert sich nie, wohl aber verteilen die verschiedenen Epochen, die verschiedenen Staatsberechnungen sie auf mancherlei Art. Was in diesem Augenblick die Luther und ihre Begünstiger wollen, was die betörten Priester des päpstlichen Hofes zulassen, ist die äußerste Zerteilung dieser kostbaren Kraft; sie droht in den Händen der Unwürdigen verloren zu gehen. Aber wenn Papst und Kaiser einig wären, die höchste Gewalt ungeteilt in ihrer Person zusammenzufassen und nur zum Triumphe des Kreuzes zu gebrauchen... welch ein Schauspiel wäre das! welch ein Glück für die Welt!

KARL V.: Ich bin der Kaiser, und du bist der Papst!

HADRIAN: Ich fürchte nicht, es auszusprechen: das wäre ein großes Unglück für mich, dessen letzte Jahre der Ruhe bedürfen. Aber es wäre ein Glück für die Seelen; denn wo es sich um die Dinge des Heils handelt, würde ich keine Schonung kennen.

KARL V.: Du hast mich nicht verstanden. Lies diese Depeschen! Das Konklave ist unmittelbar nach dem Tode Leos X. zusammengetreten. Ich habe den Kardinälen die Wahrheit vor Augen geführt. Sie haben sie erkannt. Sie haben dich erwählt. Der Heilige Geist ist auf dich herabgekommen. Du bist der Papst, sage ich dir, wie ich der Kaiser bin.

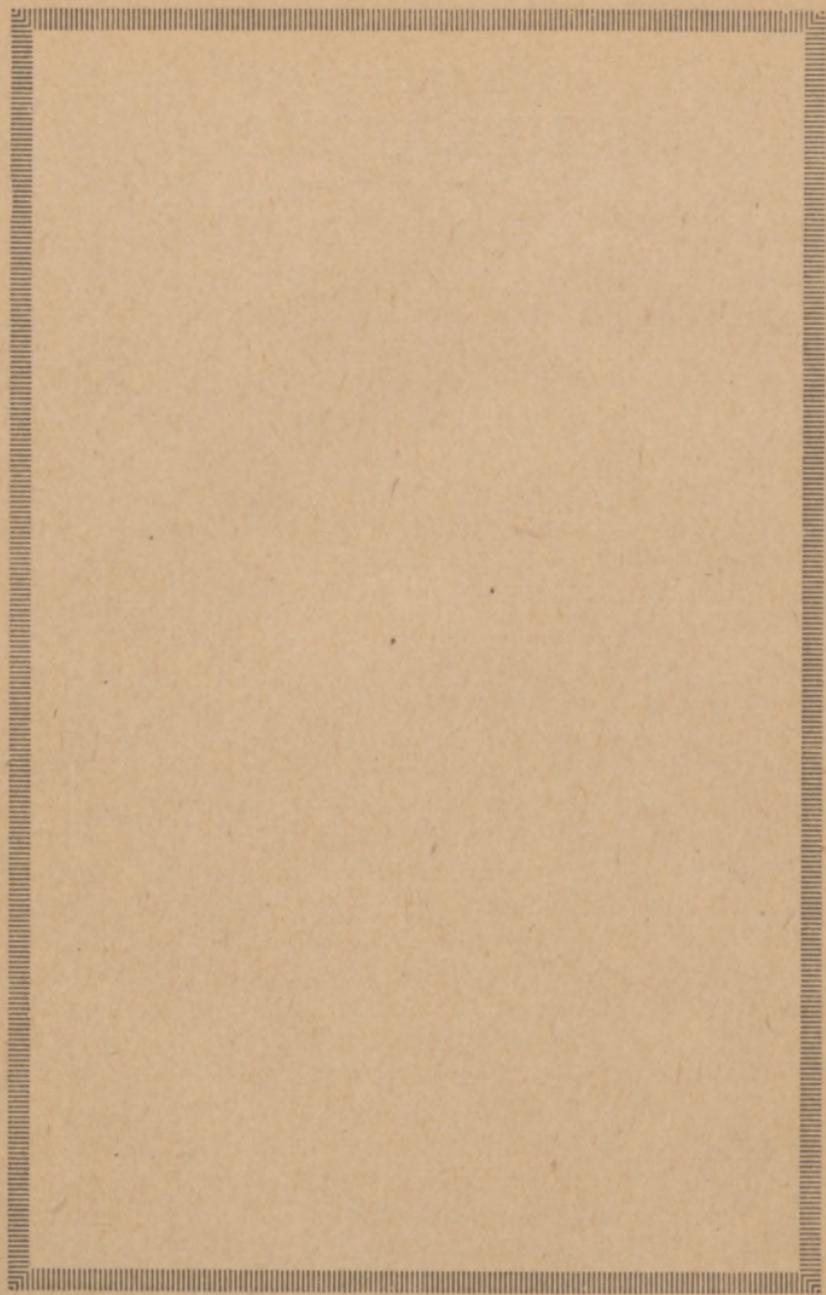
HADRIAN (*er faltet die Hände und hält sie gegen seine Brust gepreßt. Seine Augen sind geschlossen, und seine Lippen murmeln leise ein Gebet. Ein Augenblick des Stillschweigens*): Ich habe mich gesammelt. Welcher Augenblick konnte es von einer schwachen Kreatur mehr verlangen? Die Hand Gottes ruht auf mir; sein heiliger Wille geschehe. Ich weiß nicht, mein Sohn, ob in dem, was mir begegnet, Ihre weltliche Weisheit nicht gegen die Freiheit der Papstwahl gehandelt hat. Es ist nicht mehr Zeit, es zu

untersuchen. Ich habe die Tiara nicht gewollt, ich habe sie nicht gewünscht. Mit Ihnen oder trotz Ihnen: was Gott tut, das ist wohlgetan. Ich bin ein armer Mann, von geringer Geburt, bis auf diesen Tag in den Nebeln der Städte des Nordens verloren; ich habe Italien niemals gesehen, und ich werde in den Vatikan eintreten gleich einem zerlumpten Landstreicher, dessen Gegenwart man als beleidigend für den Glanz des Palastes der Könige ansieht. Und wirklich! ich werde diesen Glanz beleidigen! Ich werde ihn mit Strenge treffen! Und wenn es dem Herrn, der mich beruft, so gefällt, werde ich an die Stelle dieses Glanzes die christliche Demut und Bedürfnislosigkeit setzen, die uns so bitter not tut!

KARL V.: Zählen Sie auf mich, Allerheiligster Vater, wie auf einen gehorsamen Sohn. Zusammen vermögen wir alles für das Gute; auch werden wir alles dafür vollbringen müssen! Die Heere, die Schätze, der Verstand, die Gedanken des Kaisers werden für Sie arbeiten . . . Aber ich muß Ihnen auch erklären — denn in diesem Augenblicke, wo wir Hand in Hand einander gegenüberstehen, haben wir einander nichts zu verbergen: ermatten Sie nicht, weichen Sie nicht zurück, fallen Sie nicht! . . . Denn ich, ich werde immer vorwärts gehen, und wenn die Kirche wankt oder zaudert, werde ich sie hinter mir her schleifen, mag sie wollen oder nicht!



FÜNFTER TEIL
MICHELAGNILO



Vor Rom 1527

Das Lager der kaiserlichen Truppen. — Drei Uhr nachts. Lange Feuerreihen zeigen die Ausdehnung der Biwaks; die Feldwachen sind auf den Beinen, die Kompagnien, die Bataillone lagern auf der Erde; die Leute schlafen. Die Stille wird von Zeit zu Zeit unterbrochen; ein Musketenschuß kracht oder Geschrei läßt sich vernehmen. Ein einziges Zelt ist aufgeschlagen: das des Oberfeldherrn, des Connétable von Bourbon. Auf einem Tisch aus rohem Holz ein Talglicht. Der Connétable geht in voller Rüstung, doch ohne Helm in äußerster Aufregung auf und nieder. Don Fernando d'Avalos, Markgraf von Pescara, Feldherr der Spanier.

DER CONNÉTABLE: Was bin ich, nach allem, was vorgefallen? . . . Was bin ich, daß ich einen solchen Frevel, eine solche Ungeheuerlichkeit begehen will, daß die kommenden Jahrhunderte sie nicht begreifen, viel weniger noch sie verzeihen werden! Rom mit Sturm nehmen! Rom nehmen, es entehren, es plündern, es schänden! Rom! . . . Die rohsten der Barbaren waren so vermessen! Ihnen allein hat der Himmel diesen Greuel vorbehalten — und ich, ich soll ihn erneuern? Ja, was bin ich, daß ich meinen Namen an eine solche Ruchlosigkeit ketten will? Ich bin der Sproß des glänzendsten Geschlechtes, das es je gegeben! Der Abkömmling der Könige, der Heiligen, der Eroberer, der Siegreichen, und triefend von Blut und Schande werde ich aus dieser Tat hervorgehen . . . Doch nein, ich bin keineswegs, was ich Euch da erzähle, Markgraf! . . . Glaubt nicht ein Wort von diesen Phantasien . . . Ich? Ich bin durchaus nicht der Connétable von Bourbon; der erste beste bin ich, auf jede Weise beschimpft von Ihrer Hoheit von Savoyen, von Herrn de Bonniwet, von den Günstlingen, von dem geringsten Höfling, den Kupplern, Huren und Halunken, die der König mit seinem Vertrauen beehrt! Man hat mich verraten, getäuscht, verhöhnt, beraubt, verjagt; ich habe dafür Rache nehmen wollen, und so bin ich eines Morgens, die Wut im Herzen, die brennende Röte auf der Stirn, die Gedanken auf meine Ehre gerichtet, im Dienste des Kaisers erwacht. In diesem Augenblick bin ich weniger geworden als der Lakei einer niedrigen, gewundenen, grausamen, unwürdigen, ja unwürdigen Politik, und das unter dem Spottnamen eines Führers, eines Ober-

feldherrn. Ja, so tief bin ich gesunken, daß ich der Spielball einer ausgehungerten Soldateska geworden bin, die mich vor sich her stößt, damit ich sie führe, wohin man sie haben will, und für deren Aufführung ich verantwortlich gemacht werde; und hinter dieser Horde schreit der Kaiser mir zu: Marschiere! . . . So marschiere doch!

DER MARKGRAF: Ihr habt schon recht, gnädiger Herr. Noch nie habe ich einen so unglücklichen Mann gekannt wie Euch.

DER CONNÉTABLE: Was konnte ich machen? wie es anstellen, um aus dem Schraubstock herauszukommen, in dem ich mich seit Jahren eingeklemmt fühle? Das Bequemste wäre gewesen, mich in die Arme Ihrer Hoheit von Savoyen gleiten zu lassen und von ihrer Gunst zu leben. Man hätte mich mit Gnadenbeweisen überhäuft; man hätte geruht . . . geruht! mich für meine Leiden zu entschädigen, indem man mir für ein so unwürdiges Geschäft das Erbteil meines Geschlechts gewährte! König Franz hätte in Anbetracht meiner Erniedrigung meine Verdienste verziehen . . . Ich hätte mich mit seinen Günstlingen in die tollste Verschwendung gestürzt, und man hätte mich beglückwünscht! . . . Die Ehre hat es nicht erlaubt . . . Begreift Ihr, Markgraf, was für ein bösesartiges Tier diese Ehre ist? wie streitsüchtig, zügellos, auf-rührerisch, gehässig gegen jeden Mann von friedlicher Gemüts-art? Ich wäre bereit gewesen, mich zurückzuziehen, auf meinen Besitzungen zu leben, den Krautjunker zu spielen, alles, was ich an Tatendrang und Streben nach dem Guten in mir fühlte, auszulöschen, zu ersticken . . . Kurz, ich ergab mich schon darein, im Geschlechtsregister meiner Familie nur als einer der braven Bärenhäuter aufgeführt zu werden, die einzig darum Lob verdienen, weil sie die Art nicht haben aussterben lassen. Nein! denn es hätte heißen: das ist eine Schande! Den Hof fliehen? Keine Verbeugungen machen, keinen Weihrauch streuen, nicht Amen sagen zu der heiligen Messe, die fortwährend in Verehrung der sakrosanktesten königlichen Majestät gesungen wird! . . . Seht den Unzufriedenen! hätte man gesagt. Durfte man es dulden, daß ich in Ruhe lebte? Ich wurde gequält, bedroht, gehetzt. Ich floh, und nach der geltenden Rechtsauffassung wurde ich alsbald zu einem Ungeheuer, und jener arme Ehrenmann, den wir unter unsern Augen haben sterben sehen, Markgraf, jener

Herr von Bayart, der sich glücklich genug preisen konnte, weil er vom Himmel die ausnehmende Gnade eines ganz einfachen gleichmäßigen Lebenslaufes erfahren, der hat mir mit seinem letzten Atemzuge geflucht. Bei meiner Seele! ich fühle mich versucht meinerseits dem Himmel sowohl, wie den Engeln und Gott selbst zu fluchen, die mich gezwungen haben zu gehen, wohin freiwillig mich zu wenden ich mich nimmermehr versucht gefühlt hätte!

DER MARKGRAF: Ihr seid hart geprüft, gnädiger Herr. Doch wer könnte das Ende voraussagen? Es kann sein, daß Euch Gerechtigkeit zuteil wird.

DER CONNÉTABLE: Ich erkläre Euch, denn ich habe es seit sehr langen Jahren an mir erfahren: es gibt keine Gerechtigkeit! Das ist ein leeres Wort, ein abscheulicher Betrug! Es gibt nur mörderische Notwendigkeiten, deren Grund wir nicht begreifen; ihre Quelle wird ewig verborgen bleiben. Was ich sehe, ist, daß Gut und Böse fortab Namen, Gewand und Rolle wechseln. In unsern Tagen gibt es keine Fürsten, keine Edelleute, ja sogar keine Männer mehr; denn die Titel Edelmann und Fürst dienten einst nur dazu, Männer zu bezeichnen, die in höherem Grade Männer waren als die andern. Es gibt Herren, es gibt Lakeien, es gibt Hunde, die man mit der Peitsche traktiert, und wenn die Lakeien sich nicht gar sehr vor ihren Herren schmiegen und dücken, gibt man ihnen die Peitsche wie den Hunden! Das also gibt es und wird es künftig in der Welt geben! König Ludwig XI. hat die Methode, Männer zu Lakeien zu machen, erfunden; sie wird sich immer mehr vervollkommen.

DER MARKGRAF: Hat sich Papst Clemens dem Willen des Kaisers gefügt? Sieht er nicht die Gefahr, in der er schwebt? Nichts vermag ihn zu retten, außer der vollkommenste Gehorsam!

DER CONNÉTABLE: Seit gestern gibt der Papst kein Lebenszeichen. Er muß dermaßen von Schreck gelähmt sein, daß er sich weder zu raten noch zu helfen weiß, oder aber er nimmt seine Zuflucht zu der kläglichen Kriegslist jener Insekten, die, wenn sie sich bedroht sehen, sich zusammenrollen, ihre Füße unter den Leib und ihren Kopf in den Hals einziehen und sich, ohne ein Lebenszeichen zu geben, fallen lassen, indem sie sich im übrigen auf ihr gutes Glück verlassen.

DER MARKGRAF: Sein gutes Glück wird ihm mitleidslos den Gnadenstoß geben; es nennt sich Karl V. und gibt keinen Pardon.

DER CONNÉTABLE: Es gibt keinen Pardon, das stimmt. Es wird treffen; aber sein Messer, das bin ich; und der Kaiser wird nicht verfehlen zu sagen, daß er nie die Absicht gehabt habe, so viel Unheil anzurichten. Das Messer wird dann mit einer wohlgespielten Verachtung weggeworfen werden. Man wird mich verleugnen. Ich bin so sehr davon überzeugt, daß ich den Oberbefehl niederlegen wollte. Man hat es vorausgesehen, und Ihr wißt, ob ich frei bin.

DER MARKGRAF: Sieht man von unsern recht wenig zahlreichen spanischen Regimentern ab, so ist es sicher, daß Eure deutschen oder italienischen Scharen sich aus den verwegentesten Bösewichtern zusammensetzen, die es je gegeben.

DER CONNÉTABLE: Ihr seid eben erst im Lager eingetroffen und beurteilt sie auf den ersten Blick. Ich wußte selbst nicht, ehe ich's erfahren hatte, was der Kaiser mir in die Hand geben würde. Es ist ein rotglühendes Eisen. Die lutherischen Freischärler, von denen er Deutschland glücklich befreit hat, sie bilden den Kern meiner Truppen. Man behauptet, Papst Alexander und Julius II. hätten seinerzeit Türken angeworben; das waren gewiß Lämmer im Vergleich zu meinen Ketzern, für die die Beleidigung oder Tötung eines Priesters ein frommes Werk ist. Ich aber schreite über dieses unglückliche Italien dahin und bin für die Handlungen und Missetaten dieser Elenden verantwortlich.

DER MARKGRAF: Der Kaiser hat vom Himmel einen tiefen Geist empfangen; Gott weiß, wessen Blick bis in die dunkeln Tiefen der Gründe dringen könnte, die sein Handeln bestimmen.

DER CONNÉTABLE: In allem, was mich nicht betrifft, vermag ich's nicht; doch in meiner eignen Sache seh' ich klar. Nichts schärft die Kräfte des Verstandes so sehr, wie die Gewohnheit des Unterdrücktseins und des Unglücks: Ich fühle, ich errate, ich erkenne, was wider mich im Werke ist; ich enträtsele die Beweggründe. Der Kaiser mißbraucht mich, wie man das Pferd mißbraucht, das einem nicht gehört. Seinen spanischen, deutschen, vlämischen Generalen, denen will er keine niederdrückenden Lasten auferlegen, die des Dieners Kreuz zerbrechen und

seine Weichen besudeln, aber meinem Rücken läßt er eine solche auf, mir, den mein Unstern ihm ausgeliefert hat, und dessen Leben und Ehre ihm vollkommen gleichgültig sind. Er braucht etwas Ungeheueres! Ohne mir den geringsten Blick in seine Karten zu verstatten, wirft er mich an die Spitze seiner Armee, und erst nachdem ich die Sprache wiedergefunden, nachdem ich um mich geblickt, nachdem ich mir meine Unterbefehlshaber und meine Soldaten angesehen habe, erst da erkenne ich in den einen Spione, in den andern den Abschaum des Menschengeschlechts. Ja, Markgraf, ich bin ein Banditenhauptmann von Kaisers Gnaden. Das ist das Los und das Geschäft des Connétable; was meint Ihr, hat der Fluch des Herrn de Bayart nicht hübsche Früchte getragen?

DER MARKGRAF: Jedes Eurer Worte preßt mir das Herz zusammen. Ich erkenne, daß Ihr die Wahrheit sagt. Unter dem falschen Schein einer Großmut, die sein Rang von ihm fordert, hat der Kaiser in Eurer Person nur das Unglück des Hauses Frankreich im Auge gehabt; er erniedrigt, er demütigt, soviel er kann, den Rang seines Nebenbuhlers. Ja, gnädiger Herr, Ihr habt alle Ursache, Euch über den Himmel zu beklagen. Das Schicksal hatte kein Recht, Euch so zu behandeln. Indem Ihr Euern väterlichen Boden und Euern angestammten Herrn verließet, tattet Ihr dasselbe, was ich an Eurer Stelle getan hätte. Ich weiß, daß sich in unsern Tagen die Maxime einzubürgern strebt, daß der Mensch alles über sich ergehen lassen müsse: Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Schimpf; alles gesenkten Hauptes hinnehmen müsse, wenn diese Beleidigungen von Leuten auferlegt werden, die es in ihrer Macht haben, die Drähte der hohlen und lächerlichen Marionette, die man das Vaterland nennt, in Bewegung zu setzen. Es ist ein hölzernes Götzenbild. Es bewegt die Arme, die Beine, öffnet und schließt den Mund und rollt ein paar große Augen. Die ersten besten Scharlatane setzen es in Bewegung. Sie führen für es das Wort; denn aus sich selbst existiert es nicht. Und doch hat man zum Nutzen dieser Schelme und im Namen dieser künstlichen Maschine ich weiß nicht wieviel schöne Sentenzen erfunden; aber das sind Vorschriften für Sklaven, Heloten, elende Kerle, die zwei Drittel ihrer Mannheit verloren haben. Ein Mann hat das Recht ebensoviel zu empfangen, wie er gibt; wenn das Vater-

land und der Herrscher Respekt beanspruchen, so müssen sie selbst Respekt beweisen; sonst schuldet man ihnen gar nichts mehr. Euer Herrscher, Euer Vaterland haben Euch ins Gesicht geschlagen, und Ihr, Ihr habt ihnen den Schlag zurückgegeben; Ihr habt recht gehandelt und verdientet in keiner Weise die unerträgliche Strafe, dem Willen des Kaisers anheimzufallen und durch diesen Sturzbach gegen die Mauern Roms fortgerissen zu werden, die Ihr zu Euerm unzweifelhaften Unglück zum Einsturz zu bringen im Begriffe steht.

DER CONNÉTABLE: Es ist nun Zeit zum Aufbruch für Euch, Markgraf. Der Kaiser behandelt Euch mit den Rücksichten, die er mir nicht schuldig zu sein glaubt. Ihr habt ausdrückliche Befehle; Ihr müßt noch diese Nacht mit Euern Kompagnien die Armee verlassen und auf Neapel marschieren.

DER MARKGRAF: Mein Herz blutet. Ich möchte bei Euch bleiben und Eure Anstrengungen unterstützen, um doch ein wenig Unheil zu verhindern.

DER CONNÉTABLE: Ihr könnt es nicht und dürft es nicht. Der Kaiser ist für Euch ein großmütiger Herr. Gehorcht ihm. Lebt wohl!

DER MARKGRAF: Wir werden uns wiedersehen.

DER CONNÉTABLE: Ich weiß nicht . . . ich wünsche es nicht. Lebt wohl! Wenn Ihr bei der edlen Frau Markgräfin seid, so versichert sie der Ergebenheit ihres Dieners.

DER MARKGRAF: Madama Vittoria kennt Eure Seelengröße wohl, und oft habe ich bei der Schilderung Eurer Leiden ihr die Tränen in die Augen steigen und sie erfüllen sehen.

DER CONNÉTABLE: Leb wohl! Bis an das Ende meines Lebens werde ich deiner gedenken, edler Fernando d'Avalos. Ich werde mich deiner Freundschaft für den enterbten Mann erinnern . . . Deiner beispiellosen Tapferkeit im Schlachtgetümmel, des Adels deiner Seele, der größer noch als der deines Ranges . . . Ich werde mich deiner erinnern, Fernando! . . . Umarme mich . . . Leb wohl!

DER MARKGRAF: Lebt wohl, gnädiger Herr, und möge der Himmel es doch müde werden, unverdienten Kummers Last auf Euch zu häufen!

DER CONNÉTABLE: Was liegt groß daran! . . . Leb wohl . . . Geh . . . Das erste schwache Licht des Morgengrauens darf dich

nicht hier finden. Außerdem vernehme ich schon meine Kerkermeister, meine Herren, meine Offiziere . . . Sie kommen, mir ihren Willen aufzuerlegen, unter dem Vorwande, den meinigen auszuführen. Ich will nicht, daß der lauterste Edelsinn und die gemeinste Niedrigkeit sich begegnen . . . Geh!

Sie drücken sich die Hand; der Markgraf geht.

Der Hauptmann Georg von Frundsberg, Befehlshaber der lutherischen Landsknechte, eifriger Anhänger des Reformators, echter Soldat, großer Plünderer, mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf den Panzer herabhängt, tritt ein. Mit ihm der Kapitän Alessandro Vitelli und Pier-Maria de' Rossi, der Anführer der leichten italienischen Reiterei; Don Antonio de Leyva, Befehlshaber der spanischen Regimenter; Alarcon und Lannoy, spanische Generale.

FRUNDSBERG: Gnädiger Herr, wir warten auf Eure Befehle. Wenn es Euch recht ist, wollen wir Kriegsrat halten und uns über die letzten Maßregeln schlüssig werden, damit unmittelbar vor Tagesanbruch ohne weiteres zum Sturm geschritten werde.

DER CONNÉTABLE: Nehmt diese Schemel, meine Herren, und setzt euch. Ich habe euch einen Vorschlag zu unterbreiten.

DON ANTONIO DE LEYVA: Wir hören.

DER CONNÉTABLE: Kapitäne, wenn ihr alle oder die Mehrzahl unter euch, meiner Ansicht beitreten, so senden wir noch jetzt einen Parlamentär zum Papste.

FRUNDSBERG: Wozu das? Wir werden samt und sonders als Parlamentäre gehen, und wenn wir Clemens VII. gegenüberstehen und Clemens VII. uns, so wird man sich schneller verständigen.

DER CONNÉTABLE: Ich glaube nicht, daß es in der Absicht des Kaisers liegt, die Dinge so sehr zu überstürzen und aufs Äußerste zu treiben.

LANNOY: Sicherlich wißt Ihr besser als wir, was Ihr von den Absichten des Kaisers denkt, gnädiger Herr; wir hingegen, ich meine meine Kameraden und ich, wir sind gekommen, um den Sold unserer Truppen in Empfang zu nehmen; die Soldaten sind seit mehr als zwei Jahren nicht bezahlt worden. Ihr hattet uns die Plünderung von Mailand, dann die von Florenz und endlich die von Bologna versprochen. Habt Ihr Wort gehalten?

FRUNDSBERG: Nein, durchaus nicht, Seine Gnaden haben

nicht Wort gehalten, und es ist Zeit, dem Spiel ein Ende zu machen. Der Soldat muß zu essen haben.

LANNOY: Unsere Aufgabe ist es also, Rom zu nehmen, und ich schließe damit, daß es nicht mehr der Augenblick ist, sich mit leeren Worten bezahlt zu machen! Also, vorwärts!

DER CONNÉTABLE: Herr de Lannoy, Ihr führt eine recht kühne Sprache.

LANNOY: Ich bin geradeaus wie ein Schwert; ich verehere Euch ungemein, aber ich werde tun, was sich gebührt.

FRUNDSBERG: Und wir desgleichen. Frisch, sprecht, Lannoy, was Ihr sagt, ist vortrefflich gesagt.

DIE ANDERN BEFEHLSHABER: Ausgezeichnet gesagt. Genug des Zauderns!

LANNOY: Da ich also, wie Ihr seht, der Meinung des Kriegsrats Ausdruck verleihe, so entscheidet, gnädiger Herr! Ich für meine Person bin entschlossen! und sobald der Tag anbricht, und wahrlich! schon in diesem Augenblicke; denn der Tag bricht eben an . . . wird er mich an der Spitze meiner Truppen sehen . . . Seht Ihr! Ich bin es schon! Hört Ihr die Trommeln? Hört Ihr die Trompeten und Zinken? Vorwärts, gnädiger Herr! Zum Sturm! Wenn Ihr nicht mit uns kommt, wenn Ihr zögert, Euch an unsere Spitze zu stellen . . .

DER CONNÉTABLE: Ich weigere mich nicht . . . aber ich sage . . .

FRUNDSBERG: Und ich sage, daß Ihr marschieren müßt! Vorwärts, gnädiger Herr! der Kriegsrat ist aufgehoben! Ich habe meinen Leuten die Befehle übermittelt, die Ihr selbst uns erteilen werdet! Man öffne das Zelt! Zu Pferde!

Die Vorhänge des Zeltes werden heftig zurückgezogen. Es tagt; man hört von allen Seiten die Kriegssignale ertönen; die Truppen kommen in Bewegung; Reiterei und Fußvolk stürzen sich auf die Mauern Roms. Kanonendonner auf dem linken Flügel, schrecken-erregendes Kriegsgeschrei mischt sich unter die immer häufiger werdenden Salven. Lärmende Abteilungen umringen das Zelt.

DIE SOLDATEN: Zum Sturm! zum Sturm! Der Connétable! Wo ist er? Er beeile sich! Vorwärts! vorwärts! Seine Gnaden! Seine Gnaden von Bourbon! Heraus! Tod dem Papste! Tod den Kardinälen! Plünderung! Plünderung!

FRUNDSBERG: Erklärt Euch, gnädiger Herr, was wollt Ihr?
Wenn Ihr zögert, stehe ich für nichts!

DER CONNÉTABLE: Ich will mein Pferd!

DIE SOLDATEN: Hier ist es! Steigt auf! steigt auf! Kommt!
Hoch Bourbon! Tod dem Papste! Auf zur Plünderung, auf!

Der Connétable, Georg von Frundsberg, alle Befehlshaber steigen auf, und die Soldaten umringen sie und reißen sie mit sich fort.

FRUNDSBERG (*das Schwert in der Hand*): Tapfere Kameraden!
Blickt auf meinen Sattelbogen! Seht Ihr die Stricke da? Sie sind zur Fesselung des Papstes und seiner Helfershelfer bestimmt!

DIE SOLDATEN: Recht so! recht so! Fangt sie! Hängt sie!
Bringt sie um! Auf zur Plünderung, vorwärts!

EIN OFFIZIER (*sprengt heran*): Ich komme von der Porta del Popolo!
Der Durchzug ist erzwungen! Die Artillerie hat alles zusammengeschoßen; doch die Bürger verteidigen sich, und wir brauchen Verstärkungen.

FRUNDSBERG: Frisch voran! gnädiger Herr! Euch wird der Ruhm zuteil werden, als erster einzuziehen!

Die Befehlshaber sprengen davon, gefolgt von den Schweren Reitern und Landsknechten, die laute Schreie ausstoßen und einen Lutherchoral anstimmen.

DIE SOLDATEN: Singt mit uns, Connétable! Singt!

FRUNDSBERG: Singt, gnädiger Herr! Die Kerle werden desto besser drauflosgehen!

DER CONNETABLE: Ich bin kein Lutheraner!

FRUNDSBERG: Ihr seid unser Feldherr und dürft nichts versäumen, was dem Erfolge dienen kann! Los! singen wir, gnädiger Herr!

Er fällt mit Donnerstimme ein, indem er sein Schwert schwingt, und sprengt weiter; die Geschützsalven antworten sich auf der ganzen Linie; Musketengeknatter mischt darein; die Verteidiger Roms antworten, aber schwach.

Auf den Wällen

Einige italienische Büchschützen und Schweizer, beide in geringer Zahl; schlechtbewaffnete Bürger.

ERSTER BÜRGER (*nachdem er seine Büchse abgefeuert*): Einen schmeißt's doch jedesmal!

ZWEITER BÜRGER: Wart! ich will den daneben hinlegen!
Er schießt.

DRITTER BÜRGER: Wie wenig Soldaten wir doch haben! Beim Blute Christi! Man will uns abschlachten lassen!
Ein Trupp junger Leute und Künstler, alle bewaffnet, kommt herbeigelaufen.

ROSSO: Feuer auf dieses Ketzepack!
Allgemeine Salve.

BENVENUTO CELLINI: Kreuzblut! Tod und Teufel! Platz! Platz! Da sollt Ihr mal einen Kapitalschuß sehen! Meine Büchse hat noch nie gefehlt!

Er zielt und gibt Feuer.

EIN KÜNSTLER: Gefehlt!

BENVENUTO CELLINI: Du bist wohl blind? Schau hin! jetzt, wo sich der Rauch zerstreut, schau doch! Ich habe mitten in diesen Haufen von Leuten mit Helmbüschen und vergoldeten Panzern geschossen! Einer ist gefallen, des bin ich sicher! Ein Pferd galoppiert reiterlos davon!

EIN BÜRGER: Die Schweizer verlassen uns, und die Büchsen schützen auch! Warum? Holla! Herr Offizier, was soll aus uns werden, wenn Ihr die Soldaten davonführt?

DER OFFIZIER: Was Euch beliebt! Die Tore sind eingeschossen! Der Papst hat sich in die Engelsburg zurückgezogen! Ich habe den Befehl, unsere Leute zu sammeln und empfehle Euch, heimzukehren.

BENVENUTO CELLINI: Meiner Treu! er hat recht! Die Deutschen erscheinen am Ende der Straße! Sie schlagen um sich wie die Besessenen! Rette sich, wer kann! Jetzt hilft nur schleunige Flucht!
Er springt von der Mauer herab; die Anwesenden zerstreuen sich; die letzten werden von den Hellebarden der Landsknechte erreicht.

In der Engelsburg

Ein Saal. — Papst Clemens VII., Don Hugo de Moncada, kaiserlicher Gesandter.

DER PAPST (*sehr erregt*): Es ist ein Verbrechen gegen die Gottheit! Der Kaiser vergreift sich diesmal an Gott selbst, indem er es wagt, Hand an meine Person zu legen! Er wird mit seinem Seelenheil dafür einzustehen haben!

MONCADA: Ich wüßte nicht, Allerheiligster Vater, daß der Kaiser tief betrübt sein wird, wenn er erfährt, was vorgeht. Ihr aber habt diese schweren Unglücksfälle entfesselt, diese schreckliche Katastrophe heraufbeschworen; nicht er hat die Strafe dafür zu tragen.

DER PAPST: Wieso, nicht er? Wagt Ihr etwa in diesem Augenblick, in diesem Augenblick, da die Todesschreie meiner Untertanen vernehmbar werden, die man hinschlachtet, und da der Nachfolger Petri in seinem letzten Zufluchtsort wie ein Stück Rotwild umstellt gehalten wird, wagt Ihr da zu leugnen, daß die Soldaten des Kaisers es sind, die diese Freveltaten begehen? Daß diese schrecklichen Mordbuben unter seinen Fahnen marschieren? Sind es etwa nicht Eure Befehlshaber, die sie führen? Was wollt Ihr eigentlich? Wollt Ihr mich töten?

MONCADA: Allerheiligster Vater, ich beschwöre Euch kniefällig, Euch zu beruhigen . . . Beruhigt Euch . . . Ihr lauft keinerlei Gefahr . . . in diesem Augenblick wenigstens.

DER PAPST: Wollt Ihr etwa behaupten, daß zwischen der Schändung meiner Person und diesen nach meinem Blute lechzenden Tigerbanden mehr steht als eine Mauer? Sie ist schwach; ich weiß es . . . Meine Soldaten? Ihr habt sie gezählt; ihre Zahl ist gering. Was wollt Ihr mit mir beginnen, Herr de Moncada?

MONCADA: Wir haben Euch angefleht, das trügerische und schwache Bündnis mit Frankreich zurückzuweisen. Wir haben Euch beschworen, nicht gemeinsame Sache mit den Venezianern, den Schweizern und den Florentinern zu machen, diesem Haufen ehr- und machtloser Menschen, der von der Hand dieses wortbrüchigen Franz I., der gestern noch unser Gefangener war, gegen das unwandelbare und unbesiegleiche Glück des Kaisers in Bewegung gesetzt worden ist! Ihr habt auf nichts hören wollen! Ihr leihet den Bösen Unterstützung! Und während unser einziges Bestreben darauf gerichtet ist, die Religion zu retten, den Frieden wiederherzustellen und Italien die Ruhe wiederzugeben, begünstigt Ihr, Allerheiligster Vater, die Unordnung

und erhebt das Banner des Verbrechens, indem Ihr auf den gefährlichen Irrwegen Eurer Vorgänger wandelt! Und doch hätte die Erfahrung Euch zeigen müssen, wohin sie führen.

DER PAPST: Nein! nein! nein! Ich habe getan, was jeder Fürst an meiner Stelle versucht hätte! Ich habe die Würde des Heiligen Stuhles, die Unabhängigkeit des christlichen Staates aufrecht erhalten wollen. Euer kaiserlicher Adler schlägt seine scharfen Krallen in die Weichen des entsetzten Europa; er will alles fressen, alles verschlingen! . . . Wenn der Kaiser mit seinen eingestandenen Wünschen ans Ziel käme, so wäre es mit aller Freiheit auf dieser Welt vorbei! Haben wir nicht gesehen, ja, haben wir nicht gesehen, daß er selbst den päpstlichen Stuhl seinem Willen unterwarf, indem er dieses Phantom von Papst, unsern Vorgänger, seinen Schulmeister, daraufsetzte, einen hergelaufenen Kerl, der glücklicherweise nicht lange den ersten Thron der Welt lächerlich gemacht hat!

MONCADA: Der Kaiser will das Gute, lediglich das Gute; er wird es durchsetzen! Wisset, da Ihr es vergessen zu haben scheint, wisset: es gibt auf dieser Welt nur zwei rechtmäßige Gewalten, die von Gott selbst eingesetzt sind, die Ordnung aufrecht zu erhalten; nämlich den Kaiser und den Papst. Der Rest ist des Teufels, oder entsteht nur von ungefähr. Kaisertum und Papsttum sind alles, und wenn das eine von beiden gegen seine Sendung fehlt, ist es des andern Pflicht, in seinen Händen die beiden Zepter zu vereinigen und zu vollenden, was unsre heilige Religion erheischt. Einst verrieten die Schwabekaiser ihre Pflichten; sie wollten die Völker vom Schafstall Jesu Christi abwendig machen. Die großen Päpste Innozenz III. und Gregor VII. schlugen sie mit Recht mit dem machtvollen Hirtenstabe. Seit Anfang des Jahrhunderts, sogar schon vorher sind es jedoch die Päpste, die vom rechten Pfade abirren; sie sind aller Sitte, alles Willensbar und lassen die Gläubigen, lassen ihren Klerus aufs Geratewohl auf den Weideplätzen der Verderbnis, Zügellosigkeit und Ketzerei grasen, und sie selber sind Heiden! Also wird diesmal der Kaiser das Schwert ziehen und das Werk des Erlösers wiederherstellen!

DER PAPST: Etwa indem er die unreinen Fluten der lutherischen Kloake sich über die Stadt ergießen läßt?

MONCADA: Euch, Allerheiligster Vater, Euerem Vorgänger Leo, hat die Welt es zu verdanken, daß sie den Krebs im Schoß der Kirche hat entstehen und sich entwickeln sehen! Ihr hattet für den Mann von Wittenberg nur Gefälligkeiten und die verderblichste Schwäche! Ihr liebet die Fürsten des Reiches sich an den Worten dieses Verräters berauschen, und es ist wohlbekannt, daß wenn es nur von Euch abgehängt hätte, für ein wenig Geld, mein Gott! für einige Summen, auf die Ihr Eure Wünsche beschränktet, ein anstößiger Pakt Euch mit den Neuerern geeinigt haben würde.

DER PAPST: Ihr verleumdet das Andenken Leos!

MONCADA: Er befaßte sich nur mit Statuen, Gemälden, Büchern, Versen, mit Aufwand, Festen und Vergnügungen, und gebt acht! dieser Ruf wird ihm in der Geschichte bleiben! Damals als er die Religion auf dem Strohlager der Vergessenheit hinsterben sah, als sie in ihrem elenden Zustande niemanden hatte, den ihre heiligen nach Frömmigkeit lechzenden Lippen gejammert hätten, da faßte der Kaiser den Entschluß, dem regellosen Laufe des Jahrhunderts Halt zu gebieten und die verirrtten Gewissen zum Glauben zurückzuführen! Und gleichzeitig wird er diese Unbotmäßigen aller Art, denen es seit dem Eintreten der barbarischen Zeiten zu ihrem eigenen Unsegen gelungen ist, sich von dem kaiserlichen Gesetze frei zu machen, wieder unter dasselbe beugen. Der Kaiser spricht im Namen Gottes! Er ist Kaiser, er hat das Recht dazu! Es gilt, die Seelen für den Himmel zu retten und die Rechtsansprüche des römischen Kaisers aufrecht zu erhalten! Nicht aber handelt es sich um die Launen Italiens, das ja nur eine Provinz ist, um die Freiheiten des einen, oder die närrischen Streiche des andern; es handelt sich, ich wiederhole es Euch, um das Heil der Allgemeinheit in dieser Welt und in der anderen, und Ihr, der Papst, Ihr werdet, da Ihr mit dem Kaiser nicht habt zusammengehen wollen, zu allererst ihm gehorchen und die Stirne vor ihm beugen!

DER PAPST: So haben die Tyrannen gesprochen, deren Name der Schande verfallen ist! Ich bin das Haupt der Kirche, und der Atem der Hölle selbst vermöchte mich nicht umzuwerfen! Ich kann leiden, meine Person kann verschwinden, aber der Papst stirbt niemals!

MONCADA: Wir verehren den Papst! Möge Gott es niemals dahin kommen lassen, daß mein Gebieter sich am Stellvertreter Jesu Christi vergreife! Wir wollen nicht das geringste seiner Vorrechte antasten! noch weniger seine geheiligte Würde . . . aber wenn ich es Euch denn mit klaren Worten sagen muß, Allerheiligster Vater, wir, deren fleckenloser Glauben in der ganzen Welt bekannt ist; wir, die nicht der leiseste Verdacht von Irrglauben zu treffen vermöchte; wir, die in Flandern, in Spanien, in Indien, überall, jede Spur von Auflehnung gegen die Kirche, und zwar mit einer Strenge, deren Ihr niemals fähig wart, verfolgen; wir, die wir keinen gefährlichen, oder auch nur verdächtigen Gedanken hingehen lassen; wir, die wir ohne Bedenken und ohne Furcht auf öffentlichen Scheiterhaufen alles gegen die Überlieferung sich auflehrende Fleisch den Tod leiden lassen, wir werden — ich sage Euch das frei heraus, indem ich Clemens VII. aus dem Spiele lasse — Giulio de' Medici mit gerechter und unerschütterlicher Strenge behandeln, werden in seiner Verfolgung so weit gehen, daß wir ihn absetzen lassen, werden ihm den päpstlichen Purpur von den Schultern reißen, werden ihn deportieren und ins Gefängnis werfen, wenn wir alle Hoffnung aufgeben müssen, ihn zu bessern und zur Vernunft zu bringen!

DER PAPST: Und während Ihr . . . Ihr Euch für einen an unsere Person gesandten Friedensboten ausbebt, wagt Ihr es, in meiner letzten schwachgeschirmten Zuflucht eine derartige Sprache zu führen, habt Ihr den Grad der Schwäche, zu der Ihr mich gebracht habt, wohl ausgerechnet. Inmitten meines unterdrückten Volkes, der verwüsteten heiligen Stadt, meiner eingäscherten Kirchen, der Flammen und Entsetzensschreie, der Verzweiflung und des Blutes betrachtet Ihr mich mit einem zuversichtlichen Lächeln! Und das nennt der Kaiser der katholischen Sache dienen!

MONCADA: Es heißt ihr dienen, wenn man die Wölfe trifft, die das entweihte Gewand der Hirten tragen!

DER PAPST: So spricht — was erwartet Ihr von mir? Laßt mich heraus! Laßt mich, helft mir durch Eure verruchten Horden hindurchkommen! Nehmt alles, plündert alles, triumphiert und laßt mich irgendeinen Zufluchtsort suchen, wo es mir vergönnt sei, in Frieden die Zahl Tage zu verbringen, die Ihr mir zuzählen werdet!

MONCADA: Ich habe die gemessensten Befehle; ich könnte nicht in der geringsten Einzelheit davon abweichen. Ihr werdet so lange hier bleiben, Allerheiligster Vater, als Ihr nicht in unsere gerechten Forderungen gewilligt habt.

DER PAPST: Entwickelt sie. Was wünscht Ihr?

MONCADA: Die Mittel, den Triumph der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und des Wohles der Kirche zu sichern.

DER PAPST: Das sind Worte. Formuliert Eure Forderungen. Sagt ausdrücklich, was der Kaiser befiehlt. Vielleicht ist meine Erniedrigung tief genug, daß ich jetzt zugestehe, worein ich gestern nicht gewilligt, und was ich vorgestern zurückgewiesen hätte.

MONCADA: Wir verlangen, daß Ihr dem Bündnis mit den Franzosen, Venezianern, Florentinern, Schweizern, mit allen Übelgesinnten entsagt. Wir verlangen, daß Ihr eins mit uns werdet und für immer und so eng, wie das Fleisch es mit dem Knochen ist und der Krummstab es mit dem Zepter sein soll.

DER PAPST: Ach! unglückliches, hundertfach unglückliches Italien! So wäre es also um dich geschehen! Deine Fürsten, deine Kommunen wären nur mehr die Sklaven der Vlāmen! Ist diese Schmach das Ende, das deine glorreichen seit bald einem Jahrhundert gehäuften ruhmvollen Mūhen nehmen sollten? Aber redet, fahrt fort, ich höre Euch!

MONCADA: Ihr werdet uns Ostia, Civitā-Vecchia, Civitā-Castellana, Parma, Piacenza, Modena und was Ihr noch besetzt haltet, übergeben; kaiserliche Besatzungen werden dort die Einwohner dazu bringen, auf den Willen des Kaisers zu merken. Endlich werden uns 400 000 Dukaten als Entschädigung für die in diesem Augenblick in Rom verwandten Truppen ausgezahlt, die ich sodann abziehen lassen werde. Und als letztes: Wir besetzen die Engelsburg.

DER PAPST (*verbirgt einen Augenblick das Gesicht in den Händen und erhebt dann das Haupt wieder*): Ich weigere mich.

MONCADA: So habe ich meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen. Ich ziehe mich zurück. Bevor ich es jedoch tue, möchte ich in der Lage sein, dem Kaiser zu melden, daß Euch der Zustand der Dinge und die Größe Eurer Verantwortlichkeit wohl bekannt

ist. Geruht, Allerheiligster Vater, einen Blick auf das zu werfen, was vorgeht.

Er öffnet ein auf die Stadt hinausgehendes Fenster.

Betrachtet Euer Werk! Seht hin und sagt, ob Ihr wollt, daß dieses Schauspiel seinen Fortgang nehme!

DER PAPST: Ja, ich will hinausblicken, will sehen, wie Ihr das Heilige entweiht! will Zeuge alles dessen sein, was Ihr seit Monaten befohlen, angeordnet, ausgesonnen, angezettelt habt! Ja! ich will es mit ansehen! Glaubt nicht, daß ich ein schwaches Weib sei! Ich kann in Muße die ganze Vorführung Eurer Verbrechen betrachten! Ich werde nicht schwach werden und nicht weinen! Wohlan denn! ja, ich will sehen, ich sehe! . . . Ein Mann wird verfolgt! . . . man reißt ihm mit einem Hellebardenstoß den Leib auf! . . . Gewiß, ich sehe es! . . . Auf wessen Haupt wird sein Blut kommen? . . . Ach! mein Gott! Frauen, Kinder von dem zügellosen Verbrecherpöbel Eurer Soldateska gequält! Ach! welche Ruchlosigkeit! . . . Ach! laßt mich sehen . . . es ist entsetzlich! . . . Mönche . . . geschlagen . . . blutüberströmt . . . Ach! es ist nicht möglich! es ist undenkbar! Kardinäle, Greise im Purpur . . . in Ketten, zu Boden geworfen, auf dem Pflaster geschleift, geschlagen! . . . Ach! nein . . . nein . . . ich will nichts mehr sehen . . . Welch furchtbarer Traum! . . .

Er taumelt und sinkt auf einen Sessel zurück. Don Hugo de Moncada grüßt und geht.

Eine Straße

Pikeniere, Büchschützen, Schweizer.

ERSTER PIKENIER: Wir brauchen einen Mann, der uns die Beute heimträgt. Ihr wollt diese Kästen doch nicht auf Eure Schultern laden?

EIN SCHWEIZER: Es wäre besser gewesen, den Burschen zu schonen. Er hätte uns als Lasttier dienen können.

ERSTER BÜCHSENSCHÜTZE: Es macht immer Spaß, einem eine Kugel in den Kopf zu jagen; ich bedauere meinen Schuß nicht.

ZWEITER PIKENIER: Außerdem rächen wir unsern Feld-

herrn; und da die Römer ihn getötet haben, wollen wir die Römer töten! Da seht her! eine Tür, die noch nicht eingeschlagen ist!
DIE SCHWEIZER: Schlagen wir sie ein!

Die Soldaten bearbeiten die Tür mit ihren Büchsenkolben und Hellebardenschäften. Sie öffnet sich; Rosso erscheint.

DIE SOLDATEN (*auf ihn einschlagend*): Wie, Schelm, du öffnest nicht, wenn man dich besucht? Du verdienst eine Lektion! Plündert das Haus!

ROSSO: Meine Herren, ich besitze wenig Geld, es gehört Euch! Aber ich bin Maler und bitte Euch, meine Zeichnungen und meine Kunstgegenstände nicht zu zerstören.

ZWEITER BÜCHSENSCHÜTZE: Du wirst sehn, wie hoch wir deine Kunstgegenstände und dich selbst schätzen! Zieht ihn splitternackt aus! Es wird lustig sein, ihn als Maulesel zu gebrauchen, und er wird den Stock um so besser spüren!

DIE SOLDATEN: Vortrefflich! Nackt wie ein Wurm und gehörig Fußtritte!

ROSSO: Meine Herren! ich flehe Euch an!

DRITTER PIKENIER: Du sagst, du seist Maler?

ROSSO: Ja, ich bin Maler.

DRITTER PIKENIER: War's nicht ein Maler, der den Connétable getötet hat? Wir wollen's mit dir ebenso machen!

EIN SCHWEIZER: Zum Teufel, nein! Es ist abgemacht, daß er die Kästen trägt! Wir wollen ihn erst nachher töten, aber plündern wir ungesäumt das Haus!

DIE SOLDATEN: Recht so!

Während ein Teil der Soldaten Rosso seine Kleider vom Leibe reißt und ihn schlägt, wird das Haus verwüstet; die zeretzten Bilder, die zerrissenen Zeichnungen fliegen mit Möbeltrümmern und Vorhängen aus den Fenstern; dann schlagen die Flammen aus dem Hause. Ein Offizier kommt vorbei.

DER OFFIZIER: Was tut Ihr dem Mann da?

DIE SOLDATEN: Nichts. Er hat die Güte, uns Kästen zu tragen, die wir soeben gekauft haben.

ROSSO: Herr, ich beschwöre Euch, befreit mich! Ich bin ein Maler, ich bin Rosso! Ich habe eben alle meine Werke verloren!

DER OFFIZIER: Laßt diesen Unglücklichen frei, gebt ihm seine Kleider zurück! Der Hauptmann Georg Frundsberg befiehlt

Euch, zu Euern Fahnen zurückzukehren. Es bläst zum Sammeln, hört Ihr's? Vorwärts! Laßt den Mann, sage ich Euch!

EIN LANDSKNECHT: Und ich, ich sage dir, daß ich dich gar nicht kenne, verstehst du? Bist du mein Hauptmann? Nein! Mein Leutnant? Nein! Wer bürgt mir dafür, daß du nicht der Papst bist, der sich verkleidet hat?

DIE SOLDATEN: Das ist wahr! Was flötet er uns da vor?

DER OFFIZIER: Ich habe den Befehl der Generale...

DIE SOLDATEN: Hol' der Teufel deine Generale und dich dazu! Verstehst du, Mosjöh? Drück' dich, oder es geht dir schlecht!

Der Offizier zieht sich zurück.

EIN PIKENIER (zu Rosso): Und du, wenn du dich noch einmal beschwerst, ganz gleich bei wem, so bekommst du meinen Dolch mitten in die Brust; du verstehst, hoff' ich? Marsch, Schurke! *Die Soldaten schleppen Rosso davon und schlagen noch mehr auf ihn ein.*

Florenz

Ein öffentlicher Platz.

CELLINI: Holla! was geht hier vor.

ZAHLREICHE STIMMEN: Wir verjagen die Medici zum zweitenmal! es lebe die Freiheit von Florenz!

CELLINI: Und ich, ich komme von Rom — habe dort schöne Dinge gesehen!

DAS VOLK: Ist der Papst befreit?

CELLINI: Gefangen wie eine Ratte in einer Falle. Sie lassen ihm nichts hinein in die Engelsburg, und wovon er und die Seinen leben, das kann Gott allein in seiner unendlichen Barmherzigkeit wissen. Kurz, sie sterben Hungers, und inzwischen fahren die Kaiserlichen fort, alles zu zerstören.

DAS VOLK: Ihr habt's mit eigenen Augen gesehen?

CELLINI: Ich komme davon her. Ich habe auf den verödeten Plätzen, über die betrunkene und verlaufene Soldaten hinwanken, die Leichenhaufen zur Rechten und die Leichenhaufen zur Linken gesehen; hier an diesem Eckstein einen sterbenden Mann,

dort an jenem andern ein zusammengesunkenes Weib mit herabbaumelnden Armen. Gesehen habe ich ferner die eingeschlagenen Kirchentüren; die Chorhemden, die Stolen, die Dalmatiken in beschmutzten Fetzen über den zerbrochenen Boden der Basiliken schleifend, oder in elenden Lappen an den Gitterspitzen der Seitenkapellen hängend, die Leuchter zerbrochen, die Lampen ausgelöscht, die Altäre selbst umgestürzt und bedeckt mit Glassplittern, Flaschenscherben, Schinkenknochen, schmutzigen Resten der Schlemmereien der Freischärler; ich habe ferner die Statuen zerbrochen, die kostbarsten Gemälde vom Eisen der Piken zerschlitzt gesehen; und was die Beschimpfungen, die Beleidigungen und Schläge anbetrifft, mit denen die hervorragendsten Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Datare, Protonotare überhäuft worden sind, so verlohnt es sich gar nicht, Euch davon zu sprechen. Es ist dies etwas so Alltägliches, daß, wenn an den verödeten Straßenecken einer dieser hochwürdigsten Herren von ehemals vorbeikommt, und irgendein boshafter Vagabund von Bogenschütze seine übermütige Laune an ihm ausläßt und ihn herumzaust, oder das Echo das Klatschen der Ohrfeige wiedergibt, die auf eine ehrwürdige Wange niederfällt, man nicht einmal den Kopf wendet, um zu sehen, was es gibt.

DAS VOLK: Welch ein Jammer! Welch ein Jammer! Wir haben die Habgier und den Hochmut der päpstlichen Machthaber verwünscht! Aber war es nötig, daß soviel jahrhundertalte Größe und Wohlfahrt unter so gemeinen Füßen zertreten wurden! Was sagt der Kaiser zu diesen Ungeheuerlichkeiten?

CELLINI: Der Kaiser, heißt es, weint in seinem Palaste weit hinten in Spanien und beklagt die Leiden des Nachfolgers der Apostel; er ordnet Gebete an, damit ein so ungeheueres Ärgernis aufhöre, im übrigen aber hütet er sich wohl, ihm ein Ziel zu setzen; er will sogar den zu seinen Füßen sehen, dessen Pantoffel die ganze Welt ehrfurchtsvoll küßt. Ein einziger Mann hat inmitten dieser Greuel den Ruhm Italiens hochgehalten und sich einen Namen gemacht, der niemals verschwinden wird.

DAS VOLK: Wer ist's, wen meinst du?

CELLINI: Ich selbst bin's, ich allein, der ich die Leiden, die Rom zu erdulden hat, im voraus gerächt habe; denn ich habe mit einem Schuß meiner unfehlbaren Büchse den Connétable

von Bourbon getötet, und Ihr wißt, daß ich neben Michelagnolo der größte Künstler meiner Zeit bin. Und nun, nachdem ihr erfahren habt, was meine Augen geschaut, berichtet mir eurerseits, was hier vorgeht.

DAS VOLK: Florenz ist frei, und wenn Mut und Tüchtigkeit nicht zu leeren Worten herabgesunken sind, werden wir niemals zur alten Knechtschaft zurückkehren! Savonarola, der heilige, der große, der erhabene Bruder hat nicht umsonst unter uns gelebt. Seine geringsten Worte sind lebendig geblieben! Alle seine Grundsätze leben wieder auf, und diesmal wird es niemand mehr gelingen, uns zu verblenden! Was Savonarola befohlen hat, das wollen wir ausführen, und nichts soll es fortab vernichten. Wir kennen unsere Feinde genau; ein Mediceerpapst will uns nicht wohl, aber was vermag er? Der Kaiser wird sein erzürntes Antlitz auf uns richten; er möge aber nach dem Osten schauen, er wird dort die Türken seine kaiserlichen Staaten bedrohen sehen; mehr in der Nähe verbreiten sich die Venezianer über die Romagna, und wenn er nach Norden blickt, wird er die Franzosen bemerken, die ihre Niederlage bei Pavia vergessen haben und von glühenderem Eifer erfüllt als zuvor zurückkehren. Das sind unsere Freunde, das sind unsere Rächer, das sind unsere Helfer! Die Freiheit von Florenz soll niemals untergehen!

CELLINI: Zählt auf mich, meine Kinder! Ich weihe euch meinen Degen; die Welt weiß, was er bedeutet! Ohne Zweifel ist euch auch nicht unbekannt, wie angelegentlich Franz I. auf meine Meinung hört! Noch einmal: zählt auf mich! Florenz ist für immer seine eigene Herrin; kein Fürst, kein Tyrann soll fortab den Fuß hineinsetzen!

DAS VOLK: Hoch Florenz!

An einer Straßenecke

Machiavelli, die Hände auf dem Rücken, beobachtet die vorüberströmende Menge, die Freudenschreie ausstößt.

MACHIAVELLI: Welch ein Lärm! Wie sie brüllen! Wie sie singen! Wie die Augen funkeln! Wie das Wort Freiheit sie be rauscht! Man sollte meinen, es sei das erste Mal in ihrem Leben,

daß sie es aussprechen und sich auf diese Weise begeistern! Der Vogel lebt in der Luft, der Fisch im Wasser, und der Mob im Radau!

Es kommt eine Bande vorbei, die an einem Strick einen Schild mit dem Wappen der Medici durch die Gasse zieht. Trommeln, Trompeten; die Menge singt und folgt Benvenuto Cellini, der eine Fahne schwenkt.

CELLINI (*aus vollem Halse schreiend*): Hoch Florenz!

DIE GESAMTE MENGE: Hoch Florenz! Tod den Medici!

CELLINI: Signor Machiavelli! Ihr seid ein großer Bürger! ein Freund Savonarolas!

DIE MENGE: Es lebe Savonarola! es lebe Machiavelli! hoch Cellini!

CELLINI: Bürger, Ihr seid erhaben! Volk von Florenz, du bist ein großes Volk! . . . Machiavelli, Ihr kommt doch mit uns? Wir wollen Euch auf unsern Armen tragen! Ihr habt in den Kerkern der Tyrannei gelitten.

DIE MENGE: Ja! ja! Tragen wir ihn auf den Armen! im Triumph!

MACHIAVELLI: Meine Freunde! ich danke euch! Gewißlich, mein Herz strömt von Dank über! Aber ich bin alt! ich bin krank! ich fühle mich zu nichts gut, und ich bitte euch, mich in Frieden zu lassen! Übrigens, hoch Florenz! hoch die Freiheit! hoch das Volk! hoch Signor Cellini! . . . Ich frage mich, ob ich nicht noch etwas anderes hochleben lassen muß.

CELLINI: Vorwärts! meine Kinder! wir wollen mit Mut, mit einer unbeugsamen Beharrlichkeit unser Ziel verfolgen! Feuer an den Ballplatz, wo die Despoten sich übten!

DIE MENGE: Ja! Feuer an den Ballplatz.

MACHIAVELLI: Das ist ein ausgezeichnete Gedanke! Geht und legt Feuer an den Ballplatz! Sonst kann niemals etwas aus der Freiheit werden!

Cellini schwenkt seine Fahne, und die ganze Menge entfernt sich unter denselben Ruf, demselben Geschrei, Getrommle und Getrompete und immer noch ein Wappenschild an einem Strick nach sich ziehend.

MACHIAVELLI: Es ist weiser, die Menschen als unbeteiligter Zuschauer zu beobachten, als sich in ihre Angelegenheiten zu

mengen. Ich wundere mich keineswegs über den außerordentlichen Geschmack vieler Leute an den Verschwörungen, Unruhen und Aufständen. Von allen Glücksspielen ist dies unstreitig dasjenige, das die meisten Fähigkeiten in Bewegung setzt. Jede Minute ein unvorhergesehener Zwischenfall! Man atmet eine unmeßbare Hoffnung auf unbestimmbare Dinge; man redet, man schreit, man ist in beständiger Aufregung, man denkt an nichts in der Welt, und man trinkt und trinkt und trinkt ohne abzusetzen aus einer Schale voller Aufregungen, deren Geschmack sich fortwährend ändert! Seht diesen Benvenuto an, diesen Erzschwätzer, diesen Aufschneider sondergleichen! Er hat auch nicht eine Tugend, aber er ist voller Geist; er vergnügt sich in diesem Augenblick wie ein Gott; er glaubt auch nicht das Geringste von dem, was er hinausschreit und kümmert sich um die Freiheit von Florenz genau soviel wie um die von Abessinien; aber er unterhält sich, und das ist ihm die Hauptsache.

Michelagnuolo tritt auf.

MICHELAGNIOLO: Ihr da, Meister Niccolò? Ich freue mich sehr, Euch zu sehen; seit Jahren ist mir diese Freude versagt gewesen; Ihr scheint mir blaß und abgemagert.

MACHIAVELLI: Mein alter Freund, ich bin wie ein Musikinstrument mit eingeschlagenem Boden. Es ist zu oft darauf getreten worden. Die eine oder andere Saite gibt noch einen Ton; die meisten sind zerrissen; der Rest ist verstimmt. Ich denke mit einigem Vergnügen an die Wahrscheinlichkeit, binnen kurzem diese sterbliche Hülle zu verlassen, die mich so mangelhaft kleidet.

MICHELAGNIOLO: Ich begreife Euern Überdruß. Aber sprechen wir nicht von diesem Gegenstand; wir würden uns nur zu gut verstehen. Reden wir von Italien! Was soll aus ihm werden? Wohin geht die Reise? Ich habe Rom verlassen, um nicht in die Hände der kaiserlichen Vandalen zu fallen; ich komme nach Florenz und finde dort alles drunter und drüber, und eine neue Revolution nach unzähligen anderen. Die Franzosen, die weder den Papst zu verteidigen, noch irgend etwas auszurichten verstehen, was uns oder ihnen Vorteil brächte, haben soeben Pavia mit Feuer und Schwert heimgesucht; überall tötet, tötet, tötet man... Ich weiß, daß man in unsern jungen Jahren ebenso tötete...

MACHIAVELLI: Doch mit einem großen Unterschied: damals erwuchs das Leben aus dem Tode, heute aber ist es ein anderer Tod, der aus dem Tode erwächst. Versteht Ihr mich?

MICHELAGNIOLO: Ja . . . , einigermaßen.

MACHIAVELLI: Nun wohl! Damals, als wir jung waren, Ihr und ich, hinderten die Plünderungen, Metzereien, Gewalttätigkeiten jeder Art, Italien, das jung war wie wir, nicht zu wachsen und mit neuen Kräften neue Reize zu gewinnen. So ist es nicht mehr. Es entgeht Euch wohl nicht, daß damals die Angelegenheiten der Italiener in den Händen der Italiener lagen? Jetzt sind es die Franzosen, sind es die Kaiserlichen, die leiten, säen, ackern und ernten. Ehemals rief man die Barbaren zu Hilfe, gewiß sehr mit Unrecht! aber man betrachtete sie als Hilfstruppen, deren man sich eines schönen Tages nach der Niederwerfung und Vernichtung der feindlichen Volksgenossen zu entledigen gedachte. So haben die Sforza, der Papst, die Venezianer nacheinander die Könige Karl VIII., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien angerufen. Der Valentino dachte nicht anders. Die nach Absicht und Streben entgegengesetztesten Widersacher waren in diesem Punkte einig, und das konnte man ihnen zur Ehre anrechnen. Jetzt hingegen sind der Papst, die Mailänder, die Florentiner, die Leute in Neapel nichts weiter als Gliederpuppen, deren Drähte Franz I. und Karl in Bewegung setzen, und unser Wert kommt nur als eine Ergänzung des Wertes der beiden großen Monarchen in Betracht.

MICHELAGNIOLO: Wir sind Provinzialen geworden, die man unterworfen hat oder unterwerfen wird.

MACHIAVELLI: Schlimmer noch. Wir sind Greise, die erschöpft sind durch das ungezügelte Austobenlassen aller Leidenschaften; wir sind reich, und man plündert uns; wir sind geschickt, und man nutzt unsere Arbeit aus; wir sind berühmt, und man stiehlt uns unsern Ruhm; wir sind gelehrt, und man saugt uns unsere Wissenschaft aus, um sie anderswohin zu verpflanzen. Wir sind verlorene Leute und stürzen in den tiefsten Abgrund der Schmach.

MICHELAGNIOLO: Erinnert Ihr Euch dessen, was Ihr eines Tages in der Sixtina zu uns sagtet, zu Francesco Granacci und mir?

MACHIAVELLI: Ich urteilte damals nach der Wahrscheinlichkeit und glaubte den Heiligen Stuhl berufen, alle Erbschaften in seinen Händen zu vereinigen. Ich ahnte nicht, daß Karl V., noch selbst Franz I. die Bedeutung erlangen werde, die er erlangt hat. Der Erstgenannte ist der wahre Papst! Er will weder Reform, noch Verbesserung, noch Änderung. Er will, daß die alte Welt mit ihren abgelebten und verstaubten Verdiensten, ihrer geschäftigen Hinfälligkeit fortbestehe, und während er den unfähigen Papst und den machtlosen römischen Hof mit Füßen tritt, ist es doch die Erhaltung und der Triumph dieser Unfähigkeit und dieser Erniedrigung, die zu sichern er beschlossen hat. Aber glaubt mir, Michelagnuolo, glaubt mir: wir werden ganz gewiß unter seinen Streichen zugrunde gehen, denn sein Arm ist stark; aber er wird gleich uns zugrunde gehen; er wird weder die Ketzerei noch den Geist der Zuchtlosigkeit, noch ihre Folgen ersticken; der strengste Wille vermag die Wasser der Bergströme nicht über Abhänge zurückzudrängen, von denen sie schon herabgestürzt sind.

MICHELAGNILO: Aber seht! Was Florenz angeht, gibt Euch der Zustand der Dinge nicht recht! Abermals hat man die Medici fortgeschickt, und die Stadt kehrt zu ihrem alten republikanischen Glaubensbekenntnis zurück! Das Andenken Bruder Girolamos flammt wieder auf wie das heilige Licht, das vor den Tabernakeln brennt. Man beruft sich auf die Lehren des Reformators; man erinnert sich an seine Worte, man setzt seine Verordnungen wieder in Kraft, und heute wird es dem Papste nicht, wie einst Alexander, beifallen, den Tod unserer Lehren von uns zu fordern. Er hat ganz andere Sorgen! Wie will er sich selbst retten? Könnte man sich nicht mit dem Kaiser verständigen und ihm die für ihn so wenig bedrohliche Erhaltung dieser Vergangenheit verdanken, die wir wieder aufleben lassen?

MACHIAVELLI: Die Vergangenheit lebt niemals wieder auf, glaubt es mir. Der Papst wird sicherlich vom Kaiser nicht wenig gepeinigt; der Kaiser hält ihn gefangen, hungert ihn aus, geißelt ihn, so sehr er kann... aber seht Ihr nicht, warum? Weil sie beide derselben Sache dienen, und der Kaiser seinen Genossen unzulänglich und träge findet. Wenn er ihn erst seinen Forderungen gefügig gemacht hat, wird er diesem armen Pontifex nur

Gutes wünschen; die Sache dieses armen Pontifex ist genau die seinige! Freilich würde er an seiner Stelle lieber Hadrian VI. sehen, den er hatte erwählen lassen, einen unwissenden Priester, fanatisch wie er selbst, gierig nach Despotismus jeder Art; aber er hat ihn nicht mehr, und ob er will oder nicht, er wird sich mit dem Mediceer vertragen müssen. Darum wird er Euch eines Tages die Verwandten Clemens VII. in die Stadt zurückführen, und damit sie nicht abermals stürzen, wird er sie mit einer Gewalt bekleiden, wie sie der alte Lorenzo nie besessen hat, und dann werdet ihr armen, schlechten, elenden, unwissenden, verdorbenen, verächtlichen Marionetten, ihr traurigen Puppen der Freiheit, die Ihr seid, die Untertanen eines fürstlichen Bedienten, die Erniedrigtsten unter den Erniedrigten sein.

MICHELAGNIOLO: Ihr sprecht hart, Meister Niccolò; Ihr selbst werdet zu diesen Leuten gehören, die Ihr mit solcher Verachtung überschüttet.

MACHIAVELLI: Ich werde nicht dazu gehören. Der Tod hat mich am Kragen. Er wird mich dahin bringen, wo es nichts zu erröten gibt. Möchte ich doch in der künftigen Welt niemals einem Florentiner begegnen! Hört sie doch schreien, diese Elenden, die so reiche Stimmittel und so wenig Hirn haben! Seht sie vorüberziehen! . . . Kein einziger unter ihnen hat unter den Blutpartikelchen, die in seinen Adern rollen, jemals einen ernsthaften Gedanken sich mischen gefühlt, hat je fest an das geglaubt, was er tat! Es ist ihnen nur um Aufregung und geschwätzige Eitelkeit zu tun!

MICHELAGNIOLO: Was Ihr da sagt, ist schlimm, Niccolò. Ihr leidet körperlich und seelisch; das ist eine Entschuldigung; aber dennoch, des bin ich sicher, liebt Ihr Eure Vaterstadt, dieses Florenz, das so unglücklich ist durch die Schuld seiner Kinder und demungeachtet eine große, eine edle Stadt, ruhmgekrönt, Mutter gar vieler Helden, Mutter unsterblicher Künstler, die Euch ihre künftigen Nöte, wenn es denn wahr ist, daß Ihr richtig im Buche der Zukunft lest, nur noch teurer machen müssen.

MACHIAVELLI: Ich hasse diese Sätze, deren Verlogenheit ihren Wohlklang noch übertrifft. Wenn es wahr ist, daß Florenz aus seinem Schoße Helden hat hervorgehen sehen, so ist es eine Rabenmutter, hat es das Menschenmögliche getan, sie zu zertreten;

wenn es ihm in dem Augenblicke nicht gelungen ist, da ihr Wert sich seinen Blicken enthüllte, hat es sie gequält, geplündert, verjagt . . . Denkt an Dante und so manchen andern . . . Und ich, ich rufe dieser schamlosen Stadt zu: „Verflucht seist du, Florenz, im Namen der Helden, die du aus deinem Schoße hervorgehen lassen und wie ein wildes Tier verschlungen hast!“ Ich, Florenz lieben! Ich hasse es! Und Ihr müßtet von Rechts wegen dasselbe tun; denn nicht nur einmal hat es Euch gezwungen, aus seinen Mauern zu fliehen! Wäre die Sorge für Euch ihm allein anvertraut gewesen, es hätte Euch in Euerm eigenen Genie erstickt! MICHELAGNIOLO: Und dennoch liebe ich es und werde ihm dienen.

MACHIAVELLI: Ihr werdet nichts dabei gewinnen, und Florenz auch nicht; allerdings ist es möglich, daß Ihr ebenfalls nicht viel dabei verliert! Ihr seid Michelagnuolo! Ihr liebt Florenz, Ihr seid reich genug, um diese Zuneigung verschwenden zu können; Florenz ist Euch entbehrlich. Euer Aufenthalt ist in Rom, und wenn Ihr Rom weiterhin entbehren müßtet, wäre er in Venedig, in Mailand, in Paris! Der Kaiser würde Euch, um seinen Staaten Glanz zu verleihen, eine breite Triumphstraße öffnen. Ich wiederhole Euch: Ihr seid Michelagnuolo. Unterhaltet Euch hier, solange es Euch danach ums Herz ist; Ihr werdet Eure Zeit dabei vergeuden, und Ihr würdet besser tun, Euch mit Euern Meisterwerken zu beschäftigen; aber es wird heißen: „wie hat er doch seine Vaterstadt geliebt!“ Das wird sich auf den Blättern Eurer Geschichte gut machen! Ich hingegen bin nicht ein Künstler, dessen wahres Vaterland die Welt ist; ich bin nicht ein Gelehrter, der überall Ehre und Unterhalt finden kann; ich bin ein elender Beamter des elendesten aller Staaten, und ich hasse diesen Staat, hasse Florenz.

MICHELAGNIOLO: Ihr seid sehr unglücklich gewesen, und man hat Euch nicht nach Euerm Verdienst behandelt.

MACHIAVELLI: Ich habe ein Weib, ich habe Kinder; mein Geschlecht ist eines der ältesten der Toskana, Ihr wißt es! Ich bin schon sehr alt . . . Ich habe kein Brot im Hause.

MICHELAGNIOLO: Freilich . . . freilich . . . Es ist eine Schmach!

MACHIAVELLI: Ich hatte viel gelernt; meine Jugend hatte ich in den Büchern vergraben; ich habe die Weisheit des Altertums

sozusagen mit der Kindermilch eingesogen, so lernbegierig war ich . . . Wohin ist es mit mir gekommen? . . . ein armer Schreiber bin ich, und nichts weiter.

MICHELAGNIOLO: Meister Niccolò, man ist sehr ungerecht gegen Euch verfahren, und ich begreife die Bitterkeit Eures Herzens.

MACHIAVELLI: Nein, Ihr begreift sie nicht. Während ich in den untersten Stellungen festgehalten wurde und das Ziel meiner berechtigtesten Hoffnungen beständig hinausgerückt sah, fühlte ich jeden Augenblick einen heftigen Stoß gegen die Schulter: man warf mich zur Seite . . . Es war der erste beste Kerl, ein Schurke, ein erzdummer Tropf, ein Mensch ohne Begabung, ohne Gewissen, ohne Geburt, der es eilig hatte und mich überholte. Unterdessen überhäufte man mich mit Komplimenten; ich erfüllte bald schwierige, bald gefährliche Missionen; ich erfüllte sie gut, man wunderte sich nicht darüber; aber die Flut der Lakeien überholte mich immer weiter, und andere Lakeien sagten zu mir: „Bleibt, wo Ihr seid!“ Und ich bin Zeit meines Lebens dort geblieben, und ich glaube, daß die Erniedrigung, das Herzeleid, der Ekel, die Entrüstung, die mir alle Winkel des Herzens zerkrallt haben, mir noch schmerzlicher gewesen sind als die Armut. MICHELAGNIOLO: Ach! Ach! das Leben ist düster und schlecht; und wenn ich daran denke, was ich selbst von der Albernheit und unverschämten Unwissenheit habe erdulden müssen, verstehe ich, was Ihr leidet!

MACHIAVELLI: Nein, Ihr versteht es nicht. Als Bruder Girolamo Savonarola seine Lehre zu predigen begann, war ich ein junger Mann; ich liebte die Menschen; ich liebte mein Vaterland; ich liebte Italien; ich glaubte an die Möglichkeit der Vernunft und an die Möglichkeit der Tugend. Ich habe alle meine Kräfte erschöpft, um ihnen ein Nest zu bauen. Und was war der Erfolg dieser Hoffnungen? Sprechen wir nicht davon! Da ich indes noch eine gewisse Quantität Leichtgläubigkeit besaß, bildete ich mir ein, daß ein gewandter Mann wie der Valentino ein würdiges Königreich zu gründen, darin weise Gesetze und gute Verordnungen zu erlassen, die Fremden heimzuschicken vermöchte, kurz, daß dies noch etwas Wünschenswertes wäre. Aber der Valentino hat Schiffbruch gelitten. Heute ist es üblich ge-

worden, ihn als das entsetzlichste Scheusal zu erklären, obwohl er sich in puncto besonderer oder allgemeiner Grausamkeiten nicht die Hälfte der blutigen Zwecklosigkeiten hat träumen lassen, die Karl V. ausgeführt hat, wie unter andern die Plünderung Roms und die Neueinsetzung der Inquisition; aber die Menschen sind so geartet, daß sie zur Tragung der Verbrechen einer Epoche einer gewissen Anzahl von Sündenböcken bedürfen und natürlicherweise nicht die schlimmsten der Wölfe dazu ausersehen, vielmehr, und das vor allem, weil sie ja selbst feige sind, diejenigen wählen, die sich am wenigsten verteidigen können, diejenigen, die die Hunde bereits verstümmelt und abgewürgt haben.

MICHELAGNIOLO: Ihr seid zu bitter; allerdings ist Euer Herz voll von Tränen.

MACHIAVELLI: Keine einzige Träne steht mir mehr zu Gebote. Ich bin vielmehr entzückt, in aller Gemütsruhe sehen zu können, wie diese Welt von Schurken, Narren, Dummköpfen, Egoisten, die mich auf der Stufe eines ausgehungerten Unterbeamten festgehalten haben, so gut für sich selbst gearbeitet hat, daß die schmachvollste Knechtschaft an ihrem Leibe bald nur noch der Lumpen sein wird, der das unheilbarste Elend bedeckt! Gott sei Lob und Preis! diese Leute da, sage ich, sind noch mehr zu beklagen als ich! Ich sterbe, und die italienische Welt wird leben, aber aufs tiefste entehrt. Ihr — Euch und Eure Freunde meine ich — Ihr seid freilich große Männer; aber wenn Ihr verschwunden seid, was in Bälde der Fall sein wird, werden nur noch Eure Nachtreter bleiben, die Euch schlecht kopieren werden; und dann werden die Affen kommen; diese werden Euern Höhenflug in lächerliche Luftsprünge verwandeln, und das wird das Ende sein von allem, was Ihr geschaffen . . . Gehen wir nach Hause

MICHELAGNIOLO: Ja, gehen wir! Ich gebe Euch den Arm und geleite Euch nach Hause. Unter den großen Männern, von denen Ihr sprecht, habt Ihr Euern Platz, Niccolò.

MACHIAVELLI: Keineswegs! Ich bin nur ein Gedankensichter, und die Erfahrung zeigt, daß ich nur ein Träumer gewesen bin. Die Sicherheit des Blicks für das Richtige und Wahre gibt noch lange keine Gewähr dafür, daß man es auch zu schaffen vermöge. Selbst aus der Häßlichkeit macht Ihr die unsterbliche

Schönheit, wie es Euch gegeben ist, aus dem gemeinsten Ton zauberhafte Formen zu bilden; Eure Welt kann untergehen, Ihr aber bleibt Gott und lebt fort. Doch ich? Ich habe wohl begriffen, was man versuchen mußte zu erzielen; ich habe gezeigt, was wünschenswert war. Hat man es ausführen lassen? Nein! Was bleibt also von mir? Ein armer gebeugter Mann, der verschwinden wird, das ist alles! Um so besser! Gehen wir nach Hause.

MICHELAGNIOLO: Ja, gehen wir. Ich aber will Euch bekennen, daß ich, mit oder ohne Hoffnung, dem Vaterlande dienen werde; ich werde all mein Wissen und Können aufwenden, es zu verteidigen, und wenn es unterliegen muß, so habe ich wenigstens meine Pflicht erfüllt, oder das, was mir als meine Pflicht erscheint.

MACHIAVELLI: Ihr braucht Euch nicht einmal zu fürchten, Euer Blut hinzugeben; was Ihr bei dieser Gelegenheit vollbringt, wie auch sonst, wird Euch von der Nachwelt reich vergolten werden. Sie wird sagen: „Michelagnuolo, dieser große Künstler, hatte Florenz in keiner Weise nötig, und dennoch hat er dies und das für seine Vaterstadt geopfert!...“ Geht! Eure Kränze sind bereit; aber ich, wenn ich ein Dummkopf wäre und mich in das mischen wollte, was vorgeht, so würde man mich dazu verwenden, die Kleider der großen Persönlichkeiten auszubürsten, die jede Revolution aus ihrem Schlamme heraushebt, und am Tage der Niederlage würde man zu mir sagen: „Alter Narr! wie habt Ihr nur Eure Genossen nicht besser gekannt?“ Und man hätte recht. Lebt wohl, Michelagnuolo. Ich hoffe, Euch in dieser Welt nicht mehr wiederzusehen.

MICHELAGNIOLO (*ihm die Hand drückend*): Lebt wohl!

Machiavelli tritt in sein Haus und schließt die Tür.

Dieser arme Niccolò sieht nur zu klar. Was verschlägt's? Meine Schwingen sind in der Tat nicht festgebunden, das ist gewiß; ich kann gehen, wohin ich mag. Wenn das Schicksal auch in anderer Weise hart mit mir verfuhr, so hat es mich doch wenigstens niemandes Willen unterworfen. Ich werde Florenz verteidigen, und wenn es unrecht hat, dieses Florenz, so werde ich darum doch nicht weniger einem Triebe meines Herzens Genüge geleistet haben.

Parma

Das Franziskanerkloster. — Die Kuppel der Kirche; der Pater Guardian; Mönche, ein Kirchenvorsteher der Kathedrale, Correggio.

DER PATER GUARDIAN: Ich habe Euch etwas zu sagen, Allegri. Ihr werdet hoffentlich nicht böse sein; ich will nur väterliche und durchaus wohlmeinende Worte an Euch richten.

CORREGGIO: Seid meiner Achtung sicher, hochwürdiger Vater; ich weiß, daß ich in mancherlei Hinsicht zu Tadel Anlaß gebe.

DER KIRCHENVORSTEHER: Ich will mit ihm reden, um so mehr, als meine Kenntnisse in der Malerei sehr gediegen sind, und es schwer ist, mir in dieser Beziehung etwas vorzumachen.

DER PATER GUARDIAN: Ihr seid ein Kenner, ein ausgezeichnete Kenner.

DER KIRCHENVORSTEHER: Ja, aber vor allem in der Malerei; und so will ich Euch denn sagen, Meister . . . Wie heißt Ihr eigentlich? . . .

CORREGGIO: Ich heiße Antonio Allegri, und da ich aus dem Dorfe Correggio gebürtig bin, das einige Miglien von hier liegt, und dort wohne, nennt man mich gewöhnlich nach meinem Aufenthaltsort.

DER KIRCHENVORSTEHER: So wisset denn, Meister Correggio, daß Ihr kein Maler seid. Ich bedarf dafür keines andern Beweises als dieses Durcheinanders von Farben, mit dem Ihr geglaubt habt, die Kuppel dieser Kirche überziehen zu müssen.

CORREGGIO: Ich erlaube mir, Euch darauf aufmerksam zu machen, Messere . . .

DER KIRCHENVORSTEHER: Ich verstehe mich auf Malerei, gebt also die Hoffnung auf, mir ein x für ein u zu machen! Es sind da Arme zu sehen, die zu kurz sind, Beine, die zu lang und Nasen, von denen ich lieber gar nichts sagen will. Und was die Farbe betrifft . . .

DER PRIOR: Hört aufmerksam zu, Allegri; Ihr habt es mit einem Manne zu tun, der sich trefflich auskennt.

CORREGGIO: Ich höre aufmerksam zu, mein hochwürdiger Vater.

DER KIRCHENVORSTEHER: Was die Farbe betrifft, so

möchte man sagen, Ihr hättet die Absicht gehabt, uns eine Schüssel mit Fröschen vorzusetzen.

Die Mönche wollen sich ausschütten vor Lachen; Correggio wird rot.

DER PRIOR: Ich will jedenfalls hoffen, daß seine Frömmigkeit ihm nicht erlaubt haben würde, einen derartigen Gedanken zu haben.

CORREGGIO: Gestattet mir, daß ich mich zurückziehe.

DER KIRCHENVORSTEHER: Solltet Ihr über meine Freimütigkeit verstimmt sein?

CORREGGIO: Da ich, nach Euch, Messere, kein Maler bin, ist es besser, daß ich meine Arbeit nicht fortsetze — infolgedessen verzichte ich darauf.

DER PRIOR: Ihr wollt Eure Arbeit nicht fortsetzen?

CORREGGIO: Nein, mein hochwürdiger Vater, Ihr könnt damit beauftragen, wen Ihr mögt.

DER PRIOR: Das ist ja ein unerhörtes Verfahren.

DER KIRCHENVORSTEHER: Wißt Ihr, daß man Euch durch die Gerichte zwingen könnte, Eure unziemlichen Drohungen zurückzunehmen?

CORREGGIO: Ihr könnt den Gerichten sagen, was Ihr Lust habt, aber sie besitzen kein Mittel, mir den Pinsel zwischen die Finger zu drücken.

DER PRIOR UND DIE MÖNCHE (*alle zugleich*): Dann wird man Euch nicht bezahlen!

CORREGGIO: Gott ist mein Zeuge, daß ich Geld brauche; denn der Mangel in meinem Hause ist groß; gleichviel! Dennoch will ich lieber alles verlieren und gehen. Ich erinnere Euch nur daran, daß Ihr mir den Preis für mein Gemälde, Christus im Ölberge, schuldet.

DER KIRCHENVORSTEHER: Meine Meinung ist, hochwürdige Väter, daß ihr sogleich diesen habgierigen Mann befriedigt, dessen Liebe zum Gewinn alles andere verrät, nur keine Künstlerschaft.

DER PRIOR: Meister Allegri, dieser Auftritt schmerzt mich im höchsten Grade. Niemals, nein, niemals hätte ich bei Euch soviel Stolz und einen so wenig ehrenwerten Charakter vermutet. Wir werden Euch vier Skudi für Euer Bild geben, um allen Erörterungen mit Euch aus dem Wege zu gehen.

DER KIRCHENVORSTEHER: Das ist eine glänzende Belohnung für diesen Mann.

CORREGGIO: Gebt mir die vier Skudi, daß ich meiner Wege gehe.

DER PRIOR: Bruder Onorio, nehmt ihn mit Euch und zahlt ihm, in Kupfermünze wohlverstanden, die Summe aus, die er verlangt. Ich bin betrübt, mein Sohn, tief betrübt und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, das Herz blutet mir über Euer Benehmen.

CORREGGIO: Ich grüße euch, meine Väter und Euch, Messere, und es tut mir leid, daß meine Malerei nicht euern Beifall hat.

Er geht mit Bruder Onorio.

DER KIRCHENVORSTEHER: Ihr dürft euch über diesen Skandal nicht wundern, meine hochwürdigen Väter. Diese Leute mit Talent sind gewalttätige, zornmütige, wilde Gesellen, mit denen in Berührung zu kommen außerordentlich peinlich ist. Weil sie den andern angeblich überlegen sind, glauben sie höher zu stehen als sie; das ist nicht zu ertragen! Und wenn man ihnen nur im geringsten Wahrheiten zu hören gibt, die ihnen nicht behagen, so seht ihr, was daraus entsteht.

DER PRIOR: Ich habe in der Tat stets gedacht, daß die gewöhnlicheren Menschen in vieler Hinsicht den Vorzug verdienen vor den ...

DER KIRCHENVORSTEHER: Ungewöhnlichen ... Das ist auch meine Ansicht. In allen Dingen verhätschelt man die Künstler allzusehr. Wir werden ohne alle Mühe für die Vollendung der Malereien in Eurer Kirche irgendeinen wackern, ehrenwerten und bescheidenen Burschen finden, den man ohne soviel Zeremonien behandeln kann. Ich nehme das auf mich und stehe dafür, daß Eure Kuppel nur um so gefälliger aussehen wird, wenn sie nach meinen Ideen ausgeführt ist; denn ich male zwar nicht, verstehe mich jedoch vortrefflich auf diese Art Dinge.

Bologna

Eine Straße. — Bürger und Handwerker sind vor einem Hause versammelt und flüstern mit traurigen Mienen. — Zwei Reisende zu Pferde kommen vorbei.

ERSTER REISENDER: Was will diese Menge? Warum diese betrübten Gesichter? Was geht vor?

ZWEITER REISENDER: Ein Unglücksfall ohne Zweifel. Meine Herren, laßt uns vorbei, wenn es euch gefällig ist!

ERSTER REISENDER: Dort sehe ich Frauen in Tränen. Fragen wir sie, warum sie weinen!

ZWEITER REISENDER: Meine Neugier ist ebenso erregt wie die Eure. Dieser Tischlermeister sieht vertrauenerweckend aus. Sprecht ihn an!

ERSTER REISENDER (*sein Pferd anhaltend und sich über den Hals desselben herabbeugend*): Messere, entschuldigt!

DER TISCHLER (*in der Mitte einer Gruppe*): Womit kann ich dienen, Herr?

ERSTER REISENDER: Würdet Ihr uns wohl sagen, wenn die Frage erlaubt ist, was dieser Auflauf zu bedeuten hat, und warum so viele Leute so tiefe Betrübniß zeigen.

DER TISCHLER: Ihr kennt ohne Zweifel den Namen Properzias de' Rossi?

ERSTER REISENDER: Meint Ihr damit die bewunderungswürdige junge Frau, die so viele schöne Statuen gemeißelt hat, und unter anderen die beiden Marmorengel, deren sich die Kathedrale San Petronio rühmt?

DER TISCHLER: Eben diese! Ihr Ruhm erfüllt Italien. Properzia liegt im Sterben.

ZWEITER REISENDER: Mein Gott! Was sagt Ihr? So jung!

ERSTER REISENDER: Wir sind Lombarden und begreifen den gerechten Schmerz der Bologneser.

ZWEITER REISENDER: Mein Gott! Woran will denn eine so schöne, so vollkommene Frau sterben? Sie, die so glänzend, so bewundert, so glücklich!

EINE FRAU (*sich heftig mit beiden Händen gegen die Stirn schlagend*): So glücklich! so glücklich! . . . Eben weil sie nicht glücklich ist, will sie sterben! Der Mann, den sie liebte, verläßt sie!

In Properzias Hause

Ein großes Zimmer. — Die Fenstervorhänge sind herabgelassen. Es ist dunkel. — Properzia liegt auf einem Bette, das von der Dunkelheit, die den Raum erfüllt, halb verhüllt ist; ihre schwarzen Haare

ergießen sich über das Kopfkissen; ihre Arme liegen auf den Decken des Bettes ausgestreckt; die Vorhänge, aus weiß und grünem Damast, sind zurückgeschlagen und um die Säulen des Betthimmels geschlungen. Auf einem Tische Arzneiflaschen, eine silberne Wasserkanne, ein vergoldetes Becken, nasses und blutiges Leinen. — Der Vater, die Mutter, der Gatte Properzias. Ein Arzt.

DER GATTE: Sprich doch, Geliebteste! . . . Du leidest? . . .

DER VATER: Wie! willst du kein einziges Wort an uns richten? . . . Sieh hin, sieh sie an, deine unglückliche Mutter . . . Da ist sie, siehst du? Der Kummer wird sie töten . . . Du weißt es wohl, nicht wahr?

DER GATTE (zum Arzt): Kommt . . . an dieses Fenster . . . ich muß Euch etwas sagen . . . Kommt . . . sprechen wir leise . . . Niemand darf uns hören . . . Sagt mir aufrichtig die Wahrheit. Ich bin ein Mann . . . ich kann alles hören . . . Ihr wißt, daß ich Mut habe . . . Oh! ich habe viel Mut! (Er schluchzt.)

DER ARZT: Nun! nun! beruhigt Euch, Messer Luigi, mein Freund!

DER GATTE: Jawohl, Euer Freund! . . . Ach! gewiß! ich bedarf der Freunde! Sprecht zu mir wie zu Euerm Freunde . . . Wieviel, ja, wieviel Tage wird es dauern, bis ich sie wiederhergestellt sehe; ja, sie, Properzia . . . meine Properzia! . . . Ihr wißt, von wem ich sprechen will? . . .

DER ARZT: Ach! mein armer Messer Luigi . . . ich habe es Euch vorhergesagt . . . ich habe mein Möglichstes getan . . . Ihr wißt, daß Bruder Bento benachrichtigt worden ist, und ich höre ihn auf der Treppe, er bringt die heilige Wegzehrung.

DER GATTE: Aber Ihr wollt doch damit nicht sagen, nicht wahr, daß . . . ?

DER ARZT: Messer Luigi, armer Mann! . . . nehmt Abschied von Eurer Frau.

Der Gatte geht an das Bett zurück.

PROPERZIA (mit matter Stimme): Warum sterbe ich nicht?

DER VATER: Was sagst du, mein Liebling, ich verstehe nicht . . . Fühlst du dich besser? . . .

PROPERZIA (teilnahmslos): Ja.

DER GATTE (sich über sie beugend): Ich bitte dich nur um eines . . . verlaß mich nicht . . . Hörst du, was ich sage?

PROPERZIA: Ja.

DER GATTE: Du läßt mich dich lieben . . . Du wirst mich nicht lieben, wenn du so willst.

Properzia blickt ihn an, wirft einen Blick auf ihre Eltern und das Zimmer und wendet sich halb nach der Wand ab. — Bruder Bento tritt ein. Er setzt sich an das Kopfende des Bettes.

BRUDER BENTO: Properzia, ich habe Euch auf die Welt kommen sehen. Ich hege die zärtlichste Zuneigung zu Euch . . . Erinnert Ihr Euch dessen?

PROPERZIA: Nein.

BRUDER BENTO (*zu den Anwesenden*): Entfernt euch, bitte; haltet euch am andern Ende des Zimmers. Ich muß mit meinem Beichtkinde allein sein.

DER ARZT: Macht schnell, Bruder Bento, sie erlischt.

BRUDER BENTO: Meine Tochter, meine inniggeliebte Tochter . . . meine ruhmgekrönte Tochter! Du hast viel gelitten . . . Sage mir, daß du bereust . . . Alles wird dir vergeben sein! Sag' es schnell, sprich, im Namen deines ewigen Heiles . . . ich beschwöre dich! . . . Ach! allerheiligste Jungfrau! Sie wird keine Zeit mehr haben . . . ihre Augen trüben sich!

Properzia wird unruhig, und ihre ausgestreckten Hände scheinen etwas zu suchen.

Meine Properzia, mein Kind, nicht wahr, du bereust . . . du bereust? . . .

PROPERZIA: Ich weiß nicht!

Sie stirbt.

Venedig

Die Werkstatt Tizians. — Vollendete oder angefangene Gemälde. Tizian, alt, mit langem, weißem Bart, ein schwarzes Samtkäppchen auf dem Kopf, in ein Gewand von gewässertem, rotem Taffet gekleidet, eine goldene Ritterkette um den Hals; er sitzt in einem Sessel; neben ihm Aretino, das Gesicht voll Feuer, lebhaft, geistvoll, stolz; große Beweglichkeit in den Gesten.

ARETINO: Mein Freund, ich habe Euch in meinem letzten Briefe an den Kaiser genannt. Vor einem Monat habe ich Euch

in meinen an den Papst gerichteten Versen sehr gelobt, die mir, nebenbei gesagt, nicht hinreichend bezahlt worden sind, so daß ich Euch noch mehr in denen loben werde, die ich an den König von England zu senden gedenke, was Paul III. stets beunruhigt, so wie Clemens VII. stets aufgebracht wurde, wenn ich eine Lobrede auf diesen ketzerischen Monarchen veröffentlichte . . . Aber warum ist der Hof von Rom mir gegenüber so knickerig? Kurz, Ihr würdet mich verpflichten, wenn Ihr mir so etwa zwanzig Goldskudi geben wolltet.

TIZIAN: Ihr habt da ein wunderbares Gewerbe erfunden, Meister Pietro. Mit drei Bogen Papier, auf die Ihr in Euerm Stil einige grobe Schmeicheleien hinwerft und ein halbes Dutzend Lügen an die Adresse von dem oder jenem, verdient Ihr mehr Geld als irgendein Dichter, Gelehrter oder Doktor in dreißig Jahren voll Arbeit und Nachtwachen jemals hat erwerben können.

ARETINO: Wißt Ihr, warum?

TIZIAN: Weil die Menschen das Lob lieben.

ARETINO: Und die Beleidigung fürchten. Ich kratze ebensogut, wie ich streichle, und niemand hat eine besondere Freude daran, wenn er auf meinen Flugblättern, nach denen ganz Europa begierig greift, seinen Namen im Schlamme einer Masse kleiner Lästerungen stecken sieht, an deren Richtigkeit mir wenig gelegen ist. Wer zahlt, wird gelobt; wer nichts zahlt, wird munter verrissen, und die Leser glauben unterschiedlos, was ich drucke. Aber was wollt Ihr mir für meine letzten Briefe geben.

TIZIAN: Zehn Goldskudi.

ARETINO: Ihr werdet mir zwanzig geben, Messere, mein Freund, und nicht noch obendrein die Stirn runzeln. Ei, den Teufel! mir scheint doch, daß ich Euch eine hübsche Anzahl schöner Aufträge, eine hübsche Anzahl Bildnisse einbringe. Ich koste Euch nicht viel.

TIZIAN: Nun ja! Aber Ihr müßt mir den Gefallen tun, auch ab und zu verlauten zu lassen, daß all die Schelme, die heutzutage in Venedig in Malerei machen, nicht das wert sind, was die Dummköpfe immer behaupten.

ARETINO: Die Namen Veroneses, Tintoretos, Bassanos sollen also bei dieser Gelegenheit, umgeben von Beiwörtern, die ihnen keine Freude machen werden, aus meiner Feder fließen?

TIZIAN: Gewiß! Diese Leute sind aus meiner Werkstatt hervorgegangen. Sie haben sich aufs Unanständigste gegen mich betragen, und ich finde es niederträchtig, daß ich es mit ansehen muß, wie das wohl vorkommt, wie sie ihre Arbeiten zum Schaden der meinigen verkaufen, allein, weil sie mir einige Kenntnisse gestohlen haben, die ihnen mitzuteilen gar nicht in meiner Absicht lag. Um diese Stümper handelt es sich jedoch gar nicht in erster Linie.

ARETINO: Ich kann Euch nicht verhehlen, daß diese Stümper meiner Ansicht nach doch recht schöne Sachen machen; demungeachtet aber will ich sie so sehr herunterreißen, wie Ihr nur wollt und ebenso den andern, dessen Namen Ihr mir noch nennen müßt.

TIZIAN: Dieser andere ist Paris Bordone. Ich bin durch diesen Landstreicher glattweg beleidigt worden.

ARETINO: Wieso beleidigt?

TIZIAN: Wieso? Ihr seht mich in Erstaunen! Hat dieser Taugenichts, dieser Bettler, es nicht durch ungezählte Schliche und Ränke erreicht, daß man ihm die Ausmalung der Kapelle von San Niccolò de' Frati Minori übertrug? Glaubt Ihr, daß ich eine derartige Unverschämtheit hinnehmen werde? Läßt sich da ein elender Handlanger, der noch keine achtzehn Jahre alt ist, eine Kapelle geben, während ich, ein alter Mann, ein Mann, wage ich zu behaupten, der in seiner Kunst vollkommen ist, hier bin? Ich will die Kapelle malen, und ich dulde nicht, daß mir irgend jemand in Venedig ins Gehege komme.

ARETINO: Die andern Künstler müssen aber doch auch hier und da Gelegenheit haben, ihre Kunst zu zeigen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ich finde nicht, daß Ihr verständig seid, Messer Tiziano. Paris Bordone ist ein junger Mann, das ist wahr, sogar ein sehr junger Mann; Ihr seid der erste Maler der Welt, kein Mensch bestreitet es; aber wenn ich sehe, daß Ihr dank Gott, Euerm Talent und ein wenig auch meinen Empfehlungen und Lobsprüchen, der bei weitem reichste Künstler von Italien seid, der die Bildnisse aller Potentaten malt und immer wieder zu malen bekommt, und die Hand in allen Unternehmungen hat, so finde ich es etwas hart von Euch, daß Ihr nicht leiden wollt, daß die andern Maler ihre Tüchtigkeit neben der Eurigen sehen lassen.

TIZIAN: Das sind Phrasen. Wenn ich nicht auf meiner Hut wäre, so würden diese schamlosen Intriganten, die jeden Augenblick mit schlechten Pinseln auftauchen und sich zur Geltung zu bringen suchen, mich schnell in Vergessenheit gebracht haben, und dann würde ich Hungers sterben. Hört auf mit diesen Reden, mit denen Ihr mir beschwerlich fallt und wisset, daß ich, solange ich lebe, keinen Konkurrenten, keinen Nebenbuhler dulden werde, wenn ich kann. Wollt Ihr mir helfen, ja oder nein?

ARETINO: Gebt zu, daß Ihr ein schrecklicher und wahrhaft unerbittlicher Mann seid. Wieviel Kummer habt Ihr nicht Giorgione gemacht! Er ist daran gestorben! Während Eures, glücklicherweise sehr langen, Daseins habt Ihr viele Meisterwerke geschaffen, aber nicht weniger schlimme Streiche Euern Gegnern gespielt. Und wer sind Eure Gegner? Ihr habt es soeben gesagt: alle diejenigen, die in Venedig einen Pinsel in der Hand halten.

TIZIAN: Ich will Euch zwei Rötelzeichnungen geben; sie sind dort, in dieser Mappe, und jede von ihnen ist mindestens vierzig Goldskudi wert. Ich will sie Euch geben, sage ich, aber Ihr steht mir dafür so, wie ich es wünsche, in diesem Handel mit Paris Bordone bei. Ich will, daß man ihm die Kapelle der Minoriten entzieht.

ARETINO: Ihr wollt mir diese beiden Zeichnungen geben?

TIZIAN: Ich will sie Euch geben und meine, daß sie ein ansehnliches Geschenk darstellen.

ARETINO: Wenn ich mir's überlege, liegt mir wenig daran, ob dieser Bordone seinen Weg macht oder nicht macht. Mich geht's nichts an. Ich werde gegen ihn schreiben und außerdem noch mit den Prokuratoren sprechen.

TIZIAN: Das wäre also abgemacht. Geht ungesäumt ans Werk. Ich für meine Person werde mich an den Dogen wenden, und wenn es mir gelingt, diesen kleinen Frechdachs verjagen zu lassen, so kann ich mir vergnügt die Hände reiben.

ARETINO: Das liebe ich an Euch, daß Ihr trotz Eures Alters ebenso entschlossen, ebenso draufgängerisch seid wie ein Jüngling. Es ist nicht ratsam, Euch zu mißfallen, und ich habe schon daran gedacht, Euch zum Gegenstand einer Parallele in plutarchischer Manier zu machen.

TIZIAN: Mit wem wollt Ihr mich vergleichen, bitte?

ARETINO: Mit Michelagnuolo.

TIZIAN: Das ist ein guter Gedanke; das muß, sei es in Versen, sei es in Prosa, schriftlich fixiert und in ganz Europa verbreitet werden; dadurch wird nicht allein mein Ruf vergrößert, ich werde auch sicherlich einige Bilder mehr verkaufen.

ARETINO: Ich weiß nicht, ob meine Absicht einzig und allein zu Euerm Vorteil ist. In dem Maße als Ihr altert, werdet Ihr gebieterischer und herber. Es ist nicht geraten, sich Euch zu nähern, mein Herr und mein Freund; Euch die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, das ist das Allerkühnste, was ich wagen kann, ich, vor dem jeder Angst hat, Ihr so gut wie die andern. Michelagnuolo hingegen, den ich noch vor wenigen Jahren mit der düstersten Gemütsart und der unberechenbarsten Laune gekannt habe, wird mit jedem Tage milder und in dem Maße als er älter wird, verwandelt er sich, möchte man sagen, in einen Heiligen. Noch ein anderer Punkt fällt mir auf: Ich kenne Michelagnuolo genau, ich habe aber auch Raffaello gekannt, habe Bramante, Sansovino, Andrea del Sarto gekannt und viel von dem Leben und den Taten des großen Leonardo erzählen hören. Die Phantasie aller dieser Männer war — und bei denen unter ihnen, die noch am Leben sind, ist sie es noch — von wahrhaft erhabenen Maximen erleuchtet. Sie sind bewunderungswürdige Maler, aber auch Philosophen; sie lieben es, den abstraktesten Fragen auf den Grund zu gehen und sprechen von der Schönheit, wie Liebhaber, die so glücklich sind, sie ohne Schleier im Schoße des reinen Himmelsblaus erschaut zu haben. Euch aber habe ich noch nie irgendwie begeistert gesehen. Ihr seid sicherlich der bewunderungswürdigste Maler, den die Welt je hervorgebracht hat, und Michelagnuolo verweigert Euch einen Platz an seiner Seite nur insofern, als er Euch einige Mängel in der Zeichnung ankreidet; aber Ihr seid ein Maler, der, nachdem er dazu gelangt ist, alles zu beherrschen, was die wahre und lebendige Natur an Erlesenstem birgt, niemals sich dessen versehen zu haben scheint, was über ihr ist, und seinen Geist niemals sich zu einem Ideal hat emporschwingen lassen.

TIZIAN: Davor habe ich mich wohl gehütet. Ich ehre, wie sich's gehört, das Verdienst der großen Künstler, die Ihr eben genannt habt. Sie haben wunderbare Dinge geschaffen; sie würden deren aber noch mehr hervorgebracht haben, wenn sie nicht einen beträcht-

lichen Teil ihrer Zeit mit gegenstandslosen Träumereien verloren hätten. Ein Maler soll malen und nicht abschweifen wie ein Professor auf seinem Katheder. Er soll Leiber, Arme, Beine malen, den Gesichtern, die er wiedergibt, die erforderliche Beseelung verleihen, die Farbe mit einem glänzenden Lichtstrahl beleben, sie geschickt mit den warmen Schatten umgeben, die sie hervortreten lassen, er hat aber, um zu den glücklichsten Ergebnissen zu gelangen, nicht nötig zu wissen, was Aristoteles gesagt hat, sondern allein, was ein Modell darstellt, dem er nachher einige Kupfermünzen gibt, und er braucht eine Werkstatt mit brauchbaren Lichtverhältnissen.

ARETINO: Raffaello zog es vor, die Typen seiner Madonnen in sich selbst zu finden, und sein Geist, verfeinert durch das Nachdenken und erfüllt von wunderbaren Bildern, Linien, Reliefs, unter denen er wählte, schien ihm der beste aller Führer.

TIZIAN: Ich ziehe es vor, meine Madonnen auf der Straße zu finden und sie auf der Leinwand, auf die ich ihre Ebenbilder übertrage, die ganze Kraft des wirklichen Lebens atmen zu lassen. Ich verleihe den Geschöpfen Gottes doppeltes Leben; denn ich stelle sie so, wie sie sind, mit ihren Bewegungen, mit ihrer Wahrheit, in die Welt der Farben und in das Licht, mit dem die wirkliche Sonne sie beseelt; ich gebe sie so wieder, wie ich sie sehe, und gerade das ist mein Triumph, daß ich sie sehe, daß ich sie wiedergebe — und es gibt nichts Höheres.

ARETINO: Verzeiht mir. Ihr täuscht Euch ein wenig. Ich bewundere Euch ohne Frage, Messer Tiziano, wie man Euch bewundern muß, aber ich bin dennoch nicht geneigt, den Künstlern von Florenz und Rom die Achtung zu verweigern, die ihnen nicht weniger gebührt. Ihr wißt es selbst, sie klagen Euch an, und Michelagnuolo ist ihr Wortführer! Sie machen Euch zum Vorwurf, in Euern jungen Jahren, ehe Ihr zu malen anfangt, nicht genügend studiert zu haben, und daher, sagen sie, komme die mangelnde Gediegenheit der Zeichnung, die den Wert der Werke Eures Genies herabdrückt.

TIZIAN: Ich lache über diese alberne Verleumdung, und ich zeichne ebensogut wie die Natur selbst.

ARETINO: Das ist es ja gerade, was die Meister Euch vorwerfen; Ihr zeichnet ebensogut wie die Natur, und Ihr zeichnet nicht

besser. Die Natur gibt vollkommen an, was man wiedergeben muß, um die Schönheit auszudrücken. Sie gibt es jedoch nicht immer in dem wünschenswerten Zustande; sie ist voll von annähernd vollkommenen Erscheinungen; sie hat Überfluß an zu früh geborenen Gedanken; ihre Schöpfungen sind an irgendeiner Stelle mangelhaft, und sei es auch nur durch den Ausdruck von Gewöhnlichkeit, von dem sie nichts, nicht einmal ihre herrlichsten Meisterwerke befreit. Man kann sie nicht kopieren in dem, was sie hervorbringt, sondern nur anhören in dem, was sie vorschlägt. Das eben macht die Maler von Florenz und Rom groß, daß sie sich immer das Ideal, das die Natur anrät, vor Augen halten und nicht die Wirklichkeit, die sie liefert.

TIZIAN: Ich verstehe Eure Maximen, Messer Pietro, zweifelt nicht daran. Ich habe sie selbst nach vielen Richtungen geprüft und wiedergeprüft. Aber wißt Ihr wohl, daß es eine gefährliche Anmaßung ist, die Hand des einzigen Führers, auf den der Künstler sich verlassen kann, fahren zu lassen, um in den Räumen der Phantasie Pfade zu suchen, auf denen dieser Führer Euch nicht folgt. Ich bewundere Raffaello, ich bewundere Michelagnolo; aber wie leicht ist es doch, auf Irrwege zu geraten, wenn man dem Drang, es ihnen gleichzutun, Gehör schenkt! Seht ihre Schüler an! Diese sogenannten Anbeter des Ideals beginnen in unsern Tagen im dunkeln zu tappen, und ihre Werke zeigen bereits die Folgen ihrer Unverschämtheit. Indem sie besser als die Natur, über die Natur hinaus schaffen wollen, geben sie uns Mißgeburten und verzerrte Geschöpfe, denen der Hauch des Lebens fehlt. Zweifelt nicht daran, daß dieses Übel immer schlimmer werden wird. Ich für meine Person bin der Ansicht, daß man gar nicht fehlgehen kann, wenn man es so macht, wie ich es mache, und ich bin nicht geneigt, mich verführen zu lassen. Der größte Bildnismaler, den die Welt je gekannt, das bin ich! Meine Nachfolger brauchen nur den von mir vorgezeichneten Weg zu gehen, um des Lobes würdig zu sein.

ARETINO: Ich habe nicht gesagt, daß Ihr nicht bewunderungswürdig wäret.

TIZIAN: Ihr gebt mir zu verstehen, die andern seien mir überlegen. Ihr täuscht Euch. Ich stehe hinter niemand zurück, und mit vollem Recht bedecken der Kaiser und mit ihm alle Könige der Welt, alle großen Herren, meine Gemälde mit wohlverdienen-

tem Golde. Im Grunde, Messer Pietro, darf man doch das Maß des Verdienstes nur in der Anzahl der Gemälde, die man verkauft und in dem Preise, den man dafür bezahlt bekommt, suchen. Das ist auch so ziemlich die Mode unserer Tage, und sie ist gut. In meiner Jugend schenkte man dieser Wahrheit wenig Beachtung, und vor allem Eure Lieblingskünstler erklärten, daß sie uneigennützig seien. Ihre Schüler und ihre Nachfolger kommen von dieser Torheit zurück. Sie hängen stark an den Dukaten und arbeiten für die Dukaten, wie Ihr, wie ich, und ich zolle ihnen Beifall. ARETINO: Die Dukaten sind schön und gut; in großer Zahl in einer Börse vereinigt, verursachen sie die lieblichste Musik, die dem Ohr schmeicheln kann. Es macht aber auch Freude, über die Prinzipien nachzudenken. Im ganzen freilich sind mehr Leute auf der Welt imstande, Euer Verfahren zu schätzen, als an dem Eurer Nebenbuhler Geschmack zu finden.

TIZIAN: Der Ruhm macht sich nur durch die Zahl der Beifallskundgebungen bemerklich.

ARETINO: Michelagnuolo würde Euch nicht beipflichten.

TIZIAN: Michelagnuolo ist eben ein vergrübelter Mensch, der niemals die Annehmlichkeiten des Daseins kennen gelernt hat . . . Doch lassen wir das auf sich beruhen, und verfehlt nicht Wort zu halten, indem Ihr die Unverschämtheit Paris Bordones und meiner andern Feinde züchtigt.

ARETINO: Ich werde mich unverzüglich ans Werk machen. Reicht mir den Bogen Papier dort; mit dem bißchen Gekritzel, mit dem ich ihn bedecke, gebe ich den Erfolg oder das Verderben, den Ruhm oder die Schande, das Leben oder den Tod, ganz wie es mir gefällt; ich bedarf nicht einmal des Talents; ich habe nichts mit der Wahrheit zu schaffen; ich brauche nur die Eselsohren der menschlichen Maulafferei; Ihr seht das Blatt Papier hier? bedruckt wird es sogleich zwei Soldi wert sein!

Brüssel 1555

Der Palast. — Das Kabinett des Kaisers; Karl V., der Infant Don Philipp, König von England und Neapel, vor seinem Vater stehend; dieser in einem Lehnstuhl von schwarzem Leder sitzend.

KARL V.: Für das, was ich Euch zu sagen habe, Don Philipp, nehmt Platz und bedeckt Euch. (*Der Infant geborcht.*) Nachdem einige Ideen, die ich ungefähr seit Jahresfrist in mir hin und herbewegt habe, zur Reife gediehen sind, ist der Augenblick gekommen, sie Euch mitzuteilen: Ich will die Macht, die der Himmel meinen Händen anvertraut hat, niederlegen und Euch meine Kronen übertragen.

DON PHILIPP: Eure Majestät hat ohne Zweifel triftige Gründe für einen so ernsten Entschluß.

KARL V.: Ich bin krank, kraftlos, müde. Wenn ich bedenke, wie so viel Monarchen regieren oder regiert haben, finde ich die Aufgabe, die mir aufgeladen wurde, hart. Übrigens sprechen die Tatsachen für sich selbst. Um einen Begriff davon zu geben, was mein Leben war, genügt es, Euch daran zu erinnern, welche Staaten in diesem Augenblick unter dem Zepter unseres Hauses vereinigt sind: Das Reich, Flandern, Burgund und Artois, die Königreiche Spaniens, fassen Neapel, das Mailändische und Sardinien in einem und demselben Bündel zusammen; durch Eure Heirat mit der Königin Marie habe ich England mit dieser ungeheuren Beute vereinigt. Meine Standarte flattert auf den Festungen Afrikas, und der unermeßliche Kontinent Neuindiens gehorcht widerstandslos meinen Gesetzen. Um einen so gewaltigen Mechanismus zu erhalten, zu befestigen und vorwärts zu bringen, mußte mein Leben zu einer ewigen Reise werden. Ich bin neunmal nach Deutschland gegangen, sechsmal in meine spanischen Erblande, viermal nach Frankreich, siebenmal nach Italien, zehnmal in die Niederlande, zweimal nach England, ebensooft nach Afrika, und elfmal haben meine Schiffe mich übers Meer geführt, das jedoch weniger stürmisch war als die Fluten dieser nichtendenwollenden politischen Händel, die ich beständig überwachen mußte. Ich wiederhole es Euch: ich bin müde, und Ihr sollt meinen Platz einnehmen.

DON PHILIPP: Gott verhüte, daß ich mich in Erörterungen meines Gehorsams ergehe! Ich bin zu sehr von der Festigkeit des kaiserlichen Willens überzeugt, um auch nur den geringsten Einwand zu machen.

KARL V.: Ihr habt recht, den Gehorsam, den heiligen, den großen, den allmächtigen Gehorsam zu Eurer Richtschnur zu machen.

Ihr werdet ihn künftig von den andern verlangen, und es ist nur recht und löblich, daß Ihr ihn in diesem Augenblick anruft. Ihr habt die beiden eigentlichen Angeln klar erkannt, um die sich die Welt drehen muß, und wenn ich bei dem ewigen Richter, wenn ich vor seinem Richterstuhle erscheine, irgendein Verdienst beanspruchen darf, so ist es dies, daß ich ihre Bewegungen erleichtert habe; alles muß fortab Befehl und Unterwerfung sein. Es bleibt noch ungeheuer viel Arbeit übrig, um die Herrschaft dieser beiden Prinzipien zu sichern und ringsum das vollkommenste Still-schweigen herrschen zu lassen; aber ich habe schon viel erreicht. Als ich die Leitung meiner Völker übernahm — die Geschichte muß es Euch lehren — war alles in Unordnung, und unsinnige Sitten, Gesetze, Privilegien und Prerogativen breiteten ihre Anarchie über die christlichen Länder aus: die Adligen befahlen, die Bürger verweigerten, die Bauern, sogar die Bauern in ihren Dörfern, redeten und wollten ihre Meinung abgeben und daran festhalten! Italien, undisziplinierter als die andern Länder, eingebildet auf seine Wissenschaft und die Schönheit seiner Arbeiten, schrie, erhob einen gewaltigen Lärm, und indem es die widersinnigsten Narrheiten mit den tönendsten Namen belegte, sprach es von Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, und bedrohte sogar den Bestand der heiligen Kirche. Deutschland, gröber, halsstarriger noch als seine verderbte und glänzende Schwester, überholte es; durch die abscheulichen Schmähschriften seiner Gelehrten bereitete es die Ungeheuerlichkeit des Luthertums vor. In diesem Augenblicke, Don Philipp, hätte die Christenheit naturgemäß ihre Stütze bei den Nachfolgern Sankt Petri suchen müssen. Unglücklicherweise aber breitete sich gerade da das Übel am ärgsten aus. Das Papsttum wendete sich selbst vom Glauben ab; es gefiel sich in den gefährlichsten Erfindungen des modernen Geistes. Wundert Euch also nicht, daß Franz I. und Heinrich VIII. die calvinistischen und lutherischen Greuel bei sich haben ausbrechen sehen; sie haben, wie Leo X., wie Clemens VII., ihren schädlichen Einfluß erfahren; sie haben sich, einen Augenblick wenigstens, durch Ideen betören lassen, die scheinbar vorteilhaft, in Wirklichkeit aber für die Monarchien ebenso tödlich waren, wie für die Religion. Als sie die Gefahr begriffen, haben sie ihr Heil in schleuniger Umkehr gesucht, aber zu spät; die neue Bewegung

hatte ihre Staaten erobert. Ich hingegen habe mich nicht einen einzigen Tag verführen lassen, und von der ersten Minute an, da das Übel zutage trat, habe ich es erkannt, habe ich es mit den wirksamsten Gegengiften bekämpft. Ihr wißt, wie ich, anfangs die schnellsten Heilmittel versuchend, die Kirche durch sich selbst habe retten wollen. Ich habe Hadrian auf den Stuhl der Apostel gesetzt. Er ist fast im Augenblicke seiner Inthronisation gestorben, und die Kardinäle, die jeden Rausch der wollüstigen Hölle, in deren Bann Italien befangen war, durchgekostet hatten, wollten es nicht mehr mit einer unumgänglich gewordenen Zucht versuchen. Allen meinen Anstrengungen zum Trotz stellten sie mir Clemens VII. entgegen, der noch schlimmer war als sein Vetter. Angesichts dieser bitterernsten Lage ließ ich mich durch keine Rücksicht abhalten; ich zwang den Papst Papst zu sein und den ihm vorgezeichneten Weg zu wandeln; ich erhob das Reichsschwert gegen den Krummstab und schlug Clemens VII. auf das Haupt. Ich eroberte Rom. Ich gab Florenz einen Gebieter. Ich verjagte Frankreich für immer aus dem Gebiete von Mailand, und endlich tötete ich Italien. Wenn Ihr genauer zu- seht, Don Philipp, werdet Ihr erkennen, daß ich durch diese letzte Tat Eure Aufgabe besonders erleichtert habe. Schweigen herrscht jetzt auf der ganzen Halbinsel. Setzt mein Werk fort. Denkt daran, daß, wenn Ihr seinen Charakter ändert, Ihr zugleich die Sicherheit Eurer Kronen und das Heil Eurer Seele in Frage stellt. DON PHILIPP: Ich habe Eurer Majestät mit der andächtigsten Aufmerksamkeit gelauscht. Ich kann Ihr erwidern, daß ich mir in dem Hauptpunkte, in der unbeugsamen Aufrechterhaltung des Gehorsams, bis ans Ende meines Lebens nur wenig Vorwürfe zu machen haben werde. Ihr überträgt mir ohne Zweifel eine Aufgabe, die durch die Unterwerfung Italiens erleichtert ist; was ich jedoch vor allem würdige, das sind die beiden Hauptschöpfungen Eurer Regierung: die Stärkung der Inquisition und die Ausgestaltung des Jesuitenordens. Vermittelst dieser im strengsten Geiste des Gehorsams gehärteten Werkzeuge, deren ich mich in reichem Maße zu bedienen gedenke, wird es mir möglich sein, in der Rettung der Kirche ohne die Kirche fortzufahren und die politische Ketzerei genau so wie die religiöse Ketzerei zu vernichten. Fortab bedeutet Italien nichts mehr, Spanien aber alles.

Es hat keinen anderen Rivalen als Frankreich, und da der Zweikampf, den Ihr mit dieser Macht geführt, von Tag zu Tag erbitterter wird, muß entweder Spanien oder Frankreich unterliegen. Mein Herrscherleben wird sich demnach nicht angenehmer gestalten als das Eurige.

KARL V.: Die Arbeit wird Eure Tage verzehren, wie sie die meinigen verzehrt hat. Aber Ihr und ich, wir sind nur die Diener des Kreuzes und des Zepters und in vieler Hinsicht Mönche, Angehörige eines Ordens, dessen Mitglieder wenig zahlreich sind; aber da das Ziel besonders groß ist, muß die Ordensregel außergewöhnlich streng sein. Die Mönche wie Ihr und ich, deren Kloster ein Palast, deren Zelle ein von Gold und Malereien funkeln- des Gemach, deren Kutte bald eine stählerne Rüstung, bald ein Sammetmantel ist, diese Mönche leben und werden inmitten des angeblichen Prunkes leben, wie ihre armen Mitbrüder in den Klöstern auf dem Stroh. Was uns umgibt, ist für Euch und für mich nur Stroh, und die asketische Richtung unserer Gedanken schraubt die scheinbaren Freuden der Welt auf das tiefste Nichts zurück. Diese Freuden, diese elenden Freuden, diesen Glanz, diesen schimpflichen Glanz, diese Verfeinerung, diese schmach- volle Verfeinerung, Italien hatte sie höher entwickelt als irgendein Land, irgendein Jahrhundert sie gesehen hatten. Ich habe den Fuß auf Italien gesetzt; noch einmal: Ihr werdet es ebenso machen mit allem, was ihm gleicht oder gleichen möchte. Die Welt lebt nicht so sehr von Brot als von Zucht. Sorgt, daß Eure Untertanen diese Wahrheit niemals vergessen.

DON PHILIPP (*mit einem traurigen Lächeln*): Die sündige Lustigkeit liegt nicht in meiner Pflicht, ebensowenig aber, glaube ich, in meinem Temperament. Ich bitte Eure Majestät, Vertrauen in meinen festen Entschluß zu setzen, alles, was einer leichten Zerstreung meines Geistes gleichen könnte, bis zu der Zeit des ewigen Lebens, das es zu verdienen gilt, aufzuschieben.

KARL V.: Laßt mich allein. Ich bedarf der Sammlung. Die Stände Flanderns werden sich morgen versammeln, und vor ihnen, so habe ich beschlossen, will ich meine Absichten kundtun. Geht, Don Philipp.

Don Philipp verneigt sich und geht.

Die Werkstatt der Zuccheri. — Taddeo und Federigo Zuccheri; Girolamo Siciolante, Orazio Samachini, andere junge Maler. Alle arbeiten mit außerordentlichem Eifer, die einen bepinseln ungeheure Leinwände, die andern malen auf Gerüsten aufgestellte Dekorationen oder vollenden Gemälde von verschiedenen Größen.

FEDERIGO: Ich pfeife auf die Natur und das Ideal; wenn man sich damit aufhält, stirbt man Hungers. Die Hauptsache ist, sich eine Manier zuzulegen, und wenn Ihr einmal diese Manier beim Wickel habt, dann malt schnell und viel! Dann werdet Ihr zu Geld und Ansehen gelangen.

TADDEO: Tragt diese Figur fort, sie ist fertig! Übrigens: Wißt ihr, wie weit Barroccio und Durante del Nero mit der Palastfassade sind, die der Kardinal Farnese bei ihnen bestellt hat?

SAMACHINI: Mindestens schon sehr weit, wenn nicht schon fertig. Sie arbeiten daran wie Sklaven und haben in acht Tagen vier nackte Figuren von fünfundzwanzig Fuß Höhe vollendet.

FEDERIGO: Das sind tüchtige Künstler. Viel und schnell, in diesem Grundsatz liegt das ganze Geheimnis! Wie glänzend doch die Rolle geworden ist, die unverzagte Maler, brauchbare Bildhauer und unverdrossene Baumeister in der Welt spielen können! Man hat nur noch Augen für uns, man kümmert sich weder um Politik, noch um Religion, wie ehemals; es ist nur noch von den Künsten die Rede! Ich habe meinen Vater sagen hören, zu seiner Zeit sei Italien beständig in Flammen gewesen; man schlug sich um jeden Quark; jeder hatte tausend Interessen zu verfechten. Heute dagegen lebt man, dank dem Kaiser, dank der bewunderungswürdigen Ordnung, die seine Heere geschaffen haben, ruhig, verdient Geld und hat nichts zu wünschen!

TADDEO: Meiner Treu! ich hatte viele Wünsche, als Giovampiero von Calabrien mich als Farbenreiber brauchte, und seine Frau mich windelweich prügelte und dabei vor Hunger umkommen ließ.

FEDERIGO: Man muß es anfangs etwas schwer haben, ein großer Künstler läßt sich dadurch aber nicht entmutigen. Es gibt heute tausend ehemals unbekannte Arten, sich aus der Klemme zu helfen. Die einen treten bei einem Kardinal oder bei einem gro-

Ben Herrn als Hausmaler ein und werden gut gekleidet und an der Tafel der Pagen verpflegt; die andern gehen nach Frankreich, Deutschland, Spanien und führen für die Barbaren Arbeiten aus, für die man ihnen ganz närrische Preise bezahlt; und wenn man endlich zu einigem Ruf gelangt ist, so gibt es keinen braven Bürger, der sich nicht verpflichtet glaubt, vor Euch auf die Knie zu fallen, um ein Meisterwerk zu erlangen. Beweis unser wackerer Postmeister, Mattiuolo, der die Fassade seines neuen Hauses von dir, Taddeo, in Helldunkel hat malen lassen, und Gott weiß, daß du ihm die drei Episoden aus dem Leben Merkurs nicht für ein Butterbrot gegeben hast.

SICIOLANTE: Was Ihr da sagt, ist vollkommen wahr, Meister; Ihr dürft jedoch auch vor gewissen ärgerlichen Erscheinungen, die man vor wenigen Jahren noch nicht kannte, die Augen nicht schließen.

FEDERIGO: Und das wären, bitte?

SICIOLANTE: Früher kauften die Fremden uns unsere Bilder ab und nahmen uns mit, damit wir ihnen ihre Gebäude ausschmückten. Jetzt haben diese Wilden malen gelernt, und Ihr seht in den Straßen Roms Franzosen, Vlāmen, Spanier, die uns unsere Kunden rauben.

SAMACHINI: Und dabei jagt man ihnen sogar manchmal ein paar Zoll kaltes Eisen in den Leib; aber trotzdem nimmt ihre Zahl zu, und wir werden schließlich darunter leiden, das ist wahr.

TADDEO: Die Schuld liegt am Papste und an den großen Herren. Sie vergessen, daß sie dem großen Stile Achtung schulden und verlangen nach Neuheiten. Ein Kardinal sagt uns in aller Gemütsruhe: besucht mich doch einmal, ihr werdet dann ein ausgezeichnetes Bild sehen; wundervoller Gegenstand! Ausführung voller Feuer! Es ist ein Affe, der auf einem Einhorn reitet und in einen Pfirsich beißt! Der Urheber ist ein jüngst angekommener Vlāme! Daraufhin laufen die Trottel zu dem Vlāmen, und ein halbes Jahr lang will man nur noch Affen, Einhörner und Pfirsiche!

Der Baumeister Francesco di San Gallo tritt ein.

SAN GALLO: Guten Tag, Meister Taddeo. Sei begrüßt, Federigo.

TADDEO: Guten Tag, Meister. Ihr scheint wohl auf, das freut mich.

FEDERIGO: Was hast du denn? Du runzelst die Stirn. Bist du mißgestimmt?

SAN GALLO: Grund dazu hätte ich. Dieser alte Buonarroti läßt mich keinen Tag in Ruhe. Weil der Narr einmal Talent gehabt hat, will man nicht merken, daß es in seinem Kopf nicht mehr stimmt, und er nichts als Dummheiten macht.

FEDERIGO: Es ist eine Schande, daß man ihn in seinem Alter noch den jungen Künstlern das Feld streitig machen sieht. Begraben sollte er sich lassen, dieser Michelagnolo!

SAN GALLO: Er wird noch Zeit finden, die Peterskuppel von unten bis oben zu verderben. Was hilft es, daß ich den Papst und die Kardinäle darauf aufmerksam mache, ich finde keinen Menschen, der Mut genug hätte, dieser verschlissenen Berühmtheit von Annodazumal zu trotzen.

FEDERIGO: Man hat Angst vor ihm! Er ist ja so tyrannisch und grob! Und wie beschränkten und stumpfen Geistes er ist! Ich habe ihm meine neue Zeichenmethode begreiflich machen wollen, die die Kunst allen guten Köpfen zugänglich machen soll: Er hat getan, als läche er darüber — in Wirklichkeit ist er aber nicht imstande, etwas davon zu begreifen.

SICIOLANTE: Man sollte uns von diesen Greisen befreien. Es ist ja möglich, daß sie in ihren Tagen etwas haben leisten können. Aber die wahre Größe, die wahre Feinheit, die wahre Vollendung und der wahre Schliff der Dinge, davon haben sie nie eine Ahnung gehabt!

SAN GALLO: Das ist unbestreitbar: dieser verruchte Buonarroti ist ein Tyrann, dabei bleibe ich! Er wiederholt beständig, daß er seit siebzehn Jahren an der Peterskuppel arbeite! Als ob das ein Grund wäre!

FEDERIGO: Das ist ein Grund, ihn möglichst schnell an die Luft zu befördern! Er möge den jungen Leuten Platz machen, die darauf angewiesen sind, sich ein Vermögen und einen Ruf zu machen! Man sollte ihm verbieten, künftig einen Pinsel, einen Meißel und einen Zirkel anzurühren!

Der Baumeister Pirro Ligorio tritt ein.

PIRRO LIGORIO: Ihr habt recht! Der Buonarroti ist kindisch geworden! Schließlich werden wir doch noch alle Welt

davon überzeugen, trotz Vasari, trotz Salviati, trotz der paar alten Krippensetzer, die von seiner alten Gemeinde noch übrig sind! Ich habe euch übrigens ein Geschäft vorzuschlagen. Der Kardinal schickt mich, Federigo zu holen; er will ihm vlämische Gemälde zeigen, die er zu kaufen beabsichtigt.

SICOLANTE: Hört ihr's? Welche Dummheit! Die Pest hole Euern Kardinal! Fehlt es in Italien etwa an Künstlern?

PIRRO LIGORIO: Was wollt ihr? es ist die Krankheit der Zeit. Es handelt sich um vier Bilder von Willem Key, drei von Antonis Moor von Utrecht und um eine Füllung von Maerten de Vos von Antwerpen. Zu euerm Troste will ich euch sagen, daß ein adliger Herr aus Deutschland seinen Verwalter hierhergeschickt hat; ich habe diesen wackern Mann gesehen; er hat Auftrag, seinem Herrn vierzig Gemälde von allen Größen zu besorgen. Er wird gut zahlen. Seid ihr dabei?

ALLE ANWESENDEN: Brav, Ligorio! Freilich sind wir dabei!

PIRRO LIGORIO: So komm, Federigo; spätestens heute abend werde ich für euch alle das Geschäft mit dem wackeren Deutschen abschließen!

1560

Ein Saal im Palazzo Colonna. — Donna Vittoria, Markgräfin von Pescara, schwarz gekleidet, liest an einem kleinen Ebenholztisch, auf dem eine silberne Lampe steht. Zwei Ehrendamen und eine Hofmeisterin in großen Hauben sind im Hintergrunde des Saales mit Handarbeiten beschäftigt. Im Kamin brennt das Feuer, und die Holzklötze knistern laut in den Flammen.

Ein dienstuender Edelmann tritt ein.

DER EDELMANN: Madama, Signor Michelagnuolo kommt oben die Treppe herauf.

DIE MARKGRÄFIN: Es ist recht, leuchtet ihm!

Sie erhebt sich und geht Michelagnuolo entgegen; dieser erscheint oben auf dem Treppenabsatz, vor ihm her Pagen in der Livree des Hauses Avalos mit Fackeln.

Guten Abend, mein Freund. Wie befindet Ihr Euch an diesem etwas frischen Abend?

MICHELAGNIOLO: Ich küsse Eurer Exzellenz die Hände. Ich befinde mich besser, als ein Greis erwarten kann.

DIE MARKGRÄFIN: Ihr seid doch nicht allein gekommen, hoffe ich?

MICHELAGNIOLO: Nein; seit Ihr mir verboten habt, nach meinem Gefallen und ohne Begleitung zu gehen, tue ich es nicht mehr. Antonio hat mir mit seiner Laterne bis an das Portal des Palastes geleuchtet, und dort habe ich Eure Leute vorgefunden, die mich wie einen großen Herrn behandelt haben.

DIE MARKGRÄFIN: Kommt, setzt Euch hierher, neben den Kamin. Halt . . . in diesen Lehnssessel . . . Caterina, bleib, wo du bist . . . ich will Michelagnuolo bedienen . . . Gut so! Nähert Eure Füße dem Feuer.

MICHELAGNIOLO: Ich lasse Euch gewähren, Frau Markgräfin, ich lasse Euch gewähren . . . Eine Seele wie die Eure steht auf dem Gipfel der Größe, und dieser Gipfel, das ist die Güte.

DIE MARKGRÄFIN (*lächelnd*): Was Ihr sagt, wäre wahr, wenn es gälte, den Armen nützlich zu sein und, wie unser göttlicher Heiland, die staubigen Füße einiger Bettler zu waschen. Aber Michelagnuolo dienen? . . . das heißt nicht gerade sich erniedrigen.

MICHELAGNIOLO: Wenn man Euch hört, sollte man da nicht alles andere eher glauben als die Wahrheit? Öffnet Eure Augen, Markgräfin; was seht Ihr? Ein von den Jahren gebeugtes Wesen, das allen Hinfälligkeiten des Greisenalters zur Beute ward und nicht ohne Mühe seine abgemagerten zitternden Finger der wärmenden Flamme entgegenstreckt . . . Was seht Ihr weiter? spärliche Haare, weiße Haare, auf einer Stirn, die die Farbe des Elfenbeins annimmt, welke, hängende Wangen . . . Augen, die nicht mehr künden, was das Herz empfindet . . . Ihr seht eine Ruine, Markgräfin, eine menschliche Ruine, die kläglichste, unheilbarste aller Ruinen.

DIE MARKGRÄFIN: Indem Ihr so sprecht, entwerft Ihr ein Bild und verleiht ihm dieselbe Gewalt wie Euerm Gedanken. Dieser Greis, den Ihr vor meinen Augen zum ganzen Nichts seiner Schwäche erniedrigen wollt, erhebt sich im Gegenteil, schwingt sich empor eben durch die Fruchtbarkeit Eures Geistes . . . Doch nein, Ihr täuscht Euch; nicht ein Bild ist es, was ich betrachte,

die Wirklichkeit ist es, und ich vermag mir nichts vorzustellen, was mit ihr an Majestät und Zauber wetteifern könnte.

MICHELAGNILO: Ja! Ihr betrachtet diese doppelte Gebrechlichkeit der in Auflösung begriffenen Materie und der unsterblichen Seele, die sie bald von sich stoßen und in den Schoß der göttlichen Unendlichkeit entweichen wird.

DIE MARKGRÄFIN: Mir scheint, ich sehe neben mir, in meiner Gegenwart, in dem Kreise, den meine Blicke umfassen, einen jener Sterne, die Dante in so geringer Zahl bis zu dem sublimsten Kreise seines funkelnden Paradieses emporsteigen läßt, einen jener Sterne mit dem lebendigen Feuer, die, da sie dem himmlischen Dreieck am nächsten, ihren Glanz seinem Lichte entleihen. Ihr seid nicht alt, Michelagnio! Ihr lebt und werdet ewig leben, wie auch jener ätherischeste, tätigste und wirksamste Teil der menschlichen Geister, der sichere und unwidersprechliche Führer, nie aufhören wird zu sein.

MICHELAGNILO: Ich werde die Erde bald verlassen, ja! Der Saft gärt in meinem Innern und durchbricht die abgebrauchte Rinde des Baumes; der Keim sprengt die Hülle, die ihn umschließt; das zur Reife gelangte Samenkorn schwillt, um aus dem verdorrten Fleische hervorzutreten. Ich habe lang genug hienieden gelebt und bitte meinen Herrn seinen Knecht zu sich zu rufen.

DIE MARKGRÄFIN: Ihr seid des Lebens müde?

MICHELAGNILO: Im Gegenteil, hungrig danach. Weit fort von den Gliedern meiner wirklichen Natur möchte ich diese Bande des Fleisches von mir schütteln, die sie beschweren. Ich dürste nach der vollkommenen Freiheit meines Seins; ich hungere nach dem, was ich ahne; ich kann es nicht erwarten, das zu schauen, was ich begreife. Wenn ich in meinem Aufenthalt hienieden etwas erfaßt habe und einen Teil der Wahrheiten, die ich empfinde, ausdrücken konnte, was werde ich da nicht vollenden können, wenn einmal die unfruchtbaren Felswände, die mich umschließen, für immer in die Tiefen der Vergangenheit gestürzt sind? Nein, nein! Nicht der Tod ist's, den ich kommen fühle, es ist das Leben, das Leben, von dem man hier unten nur den Schatten wahrnehmen kann, und das ich bald in seiner ganzen Fülle besitzen werde!

DIE MARKGRÄFIN: Ich denke wie Ihr. Wir sind zwei recht verschiedene Wesen, mein Freund! Ihr seid Michelagnio! ich

bin nur eine verstehende Frau, verstehend genug, um den Abstand zu ermessen, der mein Mitempfinden von Euerm unbezähmbaren Tatendrange trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und während Ihr den Ton Eurer Bildwerke zu kneten meintet, habt Ihr in der Tat der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksweisen aufgezwungen, die sie nie besessen hatte. Und ich, was habe ich getan? Ich habe den viel geliebt, der nicht mehr ist . . . Ich habe auch Euch viel geliebt, und das ist alles. MICHELAGNIOLO: Ihr habt also ebensoviel geschaffen, wie ich, genau ebensoviel. Solange Don Fernando d'Avalos unter uns gewilt und Italien, den Soldaten, den Gelehrten, den Völkern die edle und stolze Haltung gezeigt hat, die durch die Größe seines Namens, den Glanz seiner Geburt, die Reinheit seiner Tugenden, die Blitze seines kriegerischen Genies im hellsten Lichte erstrahlte . . . Solange der Himmel uns diesen Fernando d'Avalos gelassen hat, diesen unvergleichlichen Markgrafen von Pescara, Euern edlen Gatten, habt Ihr ihn geliebt und wart in seiner Liebe so ruhmvoll glücklich, wie es einer vom Weibe geborenen Frau gegeben ist, sich glücklich zu fühlen, sich glücklich zu wissen. Glaubt mir: das war ein edles Beginnen, und die Tugenden, die die Schauer einer solchen Liebe nach und nach in Euch entwickelten, wurden sicherlich das Meisterstück des menschlichen Wertes.

DIE MARKGRÄFIN: Ich habe darüber nachgesonnen, und ich glaube, daß Ihr Euch irrt. So edel die Hingabe, so rein die Zuneigung, so unerschütterlich die Liebe sein mag, solange das Herz befriedigt ist, so lange zieht es sich in sich selbst zurück, genießt es sich selbst, kurz, atmet nur in einem Kreise und in einer Atmosphäre, die eng und für das, was ihm nicht angehört, schwer zugänglich ist. Seit ich allein stehe, begreife ich, bis zu welchem Grade das Glück klein macht. Soll ich es gestehen? Es ist vielleicht die Erkenntnis dieser Wahrheit, die in meinen Schmerz den meisten Trost mischt. Ihn, den ich liebte, habe ich nicht weniger geliebt, seit ich ihn nicht mehr besitze; aber der Kummer und die Einsamkeit haben mich zu Kraftäußerungen veranlaßt, die ich schöner gefunden habe, als die leichten Verdienste, in deren Erinnerung mich zu versenken mir so bequem war; und gerade die Schwierigkeiten, die ich damals durchgemacht, haben

aus mir, indem sie mich zwingen, meine Anstrengungen zu verdoppeln, vielleicht gemacht, was das wolkenlose Glück niemals aus mir gemacht hätte.

MICHELAGNIOLO: Ob der Mensch allein an sich arbeitet, oder ob er seine Tätigkeit auf die bewegungslose Materie erstreckt und ihr Bewegung und Leben einhaucht, — in beiden Fällen ist sein Werk das gleiche: er stellt seinesgleichen Beispiele vor Augen, und man kann, wenn man über diese Gleichheit der Ergebnisse nachdenkt, wahrheitsgemäß sagen, daß die tugendhaftesten Menschen Künstler gleich Polygnot, Zeuxis, Polyklet, Phidias sind, während die vollkommensten Künstler ebensogroße Bekehrer sind wie die Philosophen und die Heiligen. Wenn ich es also für mein Teil dahin gebracht habe, einiges Gute in dieser Welt zustande zu bringen, und wenn der Geist der Menschen mir neue Vorteile verdankt, so verweigert mir, Markgräfin, nicht den Ruhm, mich mit Euch zu vergleichen und laßt mich hoffen, daß wir im Leben der Ewigkeit auf gleichen Flügeln zu vollkommen gleichen Belohnungen emporsteigen können.

DIE MARKGRÄFIN: Ja, Michelagnuolo, und möge ich niemals von einer Seele getrennt werden, die mich während so langer Jahre mit sicherem Blick so viele große und erhabene Wahrheiten hat erschauen lassen; das ist ohne Zweifel die unermeßlichste Gunst, die ich vom Himmel erlehen könnte. Eine mächtige und meinem Herzen ungemein teure Offenbarung hat mich vor allem seit langem an Euch überrascht. Soll ich sie Euch kundtun?

MICHELAGNIOLO: Sprecht, bitte.

DIE MARKGRÄFIN: Man versichert gemeiniglich, das Alter sei mürrisch und unzufrieden, versichert, daß in seinen Augen sich alles mit einem düstern Schleier bedecke und die sanfteste Gemütsart mit den Jahren sich verschärfe. Bei Euch ist genau das Gegenteil eingetreten. Ich habe Euch grämlich, ungeduldig, reizbar gekannt. Ihr wart dermaßen von Eurer eigenen Gedankenwelt in Anspruch genommen, daß das Genie anderer Euch ein toter Buchstabe blieb. Ich habe Euch nur Euch selbst begreifen sehen . . . In dem Maße aber, wie sich um Euer geistiges Wesen der Schnee des Alters häufte, hat sich alles gewandelt; es scheint, daß Ihr im Gegensatz zu den andern Menschen sehr spät die Fülle, die Frische des Lebens, die Reinheit, die Sicherheit, die Weite des

Blicks und die wirkliche Kenntnis Eurer selbst und der andern gewonnen habt.

MICHELAGNIOLO: So ist es, in der Tat. Der Himmel hatte mich — ich will es gestehen — bei meiner Geburt mit einer Tatkraft begabt, die zu meiner Leibesbeschaffenheit in einem schlechten Verhältnis stand. Ich ahnte mehr als ich zu sehen imstande war, und ich sah weiter, als ich reichen konnte. Alles, was sich um mich her zeigte, erschreckte mich; ich hatte Angst, meine zu beschränkten Kräfte möchten noch zersplittert werden, und ich zwang mich mit Ingrim und einer verdrießlichen Hartnäckigkeit, meine Blicke auf das geheiligte Ziel zu konzentrieren, das ich zu verfehlen fürchtete. Unterdessen fühlte ich sowohl meine Hoffnungen, ans Ziel zu gelangen als meine Furcht, es zu verfehlen, sich verdoppeln, indem ich die Wahrnehmung machte, daß jeder Schritt, so mühselig, so hart, so ermüdend er auch sein mochte, mich ihm dennoch näher brachte. Ich verbrachte mein Leben zwischen der Arbeit und dem verzweifelten Bestreben, das Höchste zu leisten: ich wollte die Natur in all ihren Windungen und Schleichwegen gleichzeitig packen, und ich erklimmte ihre Gipfel, indem ich mich mit den Händen, Fingern, Füßen, Knien, mit dem ganzen Körper an allen Stützpunkten festklammerte, die sie mir bot. Ich bin ein Bildhauer gewesen, ein Maler, ein Dichter, ein Baumeister, ein Ingenieur, ein Anatom; ich habe Kolosse in Stein gehauen und Figürchen in Elfenbein ziselirt; ich habe die Umwallungen von Florenz und Rom entworfen, Bastionen errichtet, Fronten vor dem Bestreichen durch Geschütz gesichert, Kontereskarpen ausgemessen, und nicht fern von dem Gebäude, dessen Wand ich mit der Offenbarung des jüngsten Gerichts gezeichnet habe, ist es mir gelungen, die ungeheueren Kuppeln des Apostelfürsten in ungeahnte Höhen der Atmosphäre emporzutürmen. Kurz, wenn ich nicht alles vollbracht habe, was ich gewollt, so habe ich doch gewiß einiges wenige geleistet. Eines Tages habe ich mich an einem so hohen, einem höheren Platze gesehen, als ich hatte träumen und wünschen können. Die Päpste, die Könige, der Kaiser, die Fürsten haben mich geehrt. Die Künstler haben mich als den ersten unter ihnen ausgerufen, und ich habe nichts mehr zu wünschen gehabt, weder von mir selbst, der ich wußte, was ich leisten konnte, noch von

der Welt, die mir mehr gab, als ich von ihr erwartet hatte. Da nun, ohne daß ich der Arbeit entsagt hätte, ist mein Herz zur Ruhe gekommen; der Zweifel, die Angst, den Weg zu verlieren, sind von mir gewichen. Ich habe Muße gefunden zu schauen, zu würdigen, zu loben, zu lieben. Die Aufregung und die Ungeduld haben aufgehört, mich zum Spielball ihrer Ungewißheiten zu machen, und ich bin, wohl oder übel, der Mann geworden, der ich heute bin, und der, um geboren zu werden, des Alters bedurfte und sich als Greis jung findet.

DIE MARKGRÄFIN: Ich liebe an Euch, Michelagnuolo, daß, wiewohl Euch der klägliche Weg, den der Geist unserer Zeitgenossen fortab zu verfolgen gedenkt, andauernd beschäftigt, der Grad des Verfalls, dem Ihr ihn ausgeliefert seht, Euch doch weder Ärger noch Ekel verursacht.

MICHELAGNIOLO: Er flößt mir ein tiefes und inniges Mitleid ein. Diese Welt, die ich betrachte, ist ein Gefährte, mit dem ich einen langen Weg vollendet habe, und, anders als ich, ist er matt geworden, hat er seine Kraft verloren, er strauchelt und wird am Rande des Weges niederfallen, während mich die Hoffnung auf das Leben, in das ich eingehen werde, belebt und mit der herrlichsten Zuversicht berauscht! Am Morgen des Jahrhunderts, als wir zusammen aufbrachen, stand mein Gefährte in der Jugendblüte, schäumte über von Gesundheit, und alle erdenklichen Hoffnungen schürten die Flammen der stolzen Blicke, die er nach dem Horizont richtete. Während ich zweifelte, zweifelte mein Gefährte an nichts; ich schulde ihm diese Gerechtigkeit; jung, stürmisch, verwöhnt durch die wilden und verderbten Jahrhunderte, deren Händen er entrann, war sein erster Gedanke, ihre Beispiele abzulehnen und, so eingenommen er auch für die Kunst war, deren Herrlichkeiten er ahnte, dachte er doch zuerst an die Religion und an die Tugend. Ich habe den Bruder Savonarola gekannt, gnädige Frau, und nie ist das Bild dieses erhabenen Antlitzes aus meiner Erinnerung geschwunden. Ich habe von seinen Lehren gelebt. Sei es nun, daß er zu viel von uns verlangt, sei es, daß das arme Italien seine Kräfte zu sehr überschätzt hat, und die Einbildungskraft bei ihm in keinem Verhältnis zu seiner Redlichkeit stand, Italien entzog sich seinen Händen und blieb in denen des Lasters. Aber dennoch fühlte es sich; es hatte das Bewußt-

sein seiner Überlegenheit über den Rest der Welt. Es schätzte die andern Länder gering und brauchte seine Hilfsquellen zu seinen Zwecken; es wurde von ihnen bewundert und wußte es. Es war sich seiner Größe bewußt und hatte nur den einen Gedanken, noch größer zu werden. Seine Künstler . . . Ihr wißt, was sie gewesen sind! Jetzt ist alles zu Ende. Das Feuer ist erloschen. Es gibt kein Italien mehr. Sie, die wir verachteten, werden unsere Herren. Die Künstler sind untergegangen. Ich bin der letzte Überlebende der heiligen Phalanx; was man mit demselben Namen bezeichnet, den wir getragen haben, sind nur mehr Kaufleute, Kaufleute, denen die Unverschämtheit keineswegs fremd ist. So wäre es denn Zeit zu sterben! Wir sterben schlecht, traurig. Was liegt daran? Es hat schöne Seelen, ruhmvolle Seelen gegeben in diesem fortab geknechteten und niedergeworfenen Italien. Ich bedauere nicht, gelebt zu haben.

DIE MARKGRÄFIN: Ach! Ich stehe nicht so über den Dingen wie Ihr. Ich leide um diese ruhmreichen Sachen, die uns verlassen haben oder uns Lebewohl sagen. Mir will scheinen, als ob unsere Schritte, nachdem sie in Fluten Lichts gewandelt, schwankend in der Finsternis vorwärts tasten.

MICHELAGNIOLO: Wir lassen große Dinge hinter uns und große Beispiele . . . Die Erde ist reicher als sie es vor unserer Ankunft war . . . Was verschwinden wird, wird doch nicht ganz und gar verschwinden . . . Die Felder können ausruhen und eine Zeitlang brach liegen; der Samen ist in den Feldern. Der Nebel mag sich ausbreiten und der graue und trübe Himmel sich mit Brodem bedecken: die Sonne steht dort oben . . . Wer weiß, was wiederkommen wird?

DIE MARKGRÄFIN: Ihr scheint müde, mein Freund? Euer Haupt neigt sich . . .

MICHELAGNIOLO: Ja, ich bin abgespannt . . . ich will Euch verlassen . . . neunundachtzig Jahre lasten auf mir, und jede Gemütsbewegung strengt mich ein wenig an; wir haben diesen Abend von recht ernstern Dingen gesprochen. Lebt wohl!

DIE MARKGRÄFIN: Auf morgen, nicht wahr?

MICHELAGNIOLO: Auf morgen . . . ja . . . wenn ich noch unter den Lebenden weile . . . und wenn ich nicht mehr unter ihnen weile, auf Wiedersehen, gnädige Frau!

Er erhebt sich; die Markgräfin stützt ihn und drückt ihm die Hand.

DIE MARKGRÄFIN: Stützt Euch auf meinen Arm . . . ich will Euch bis an den Fuß der Treppe geleiten.

MICHELAGNIOLO: Ich willige in diese Ehre . . . ich nehme diese zarte Sorge an . . . Mir scheint, ich darf sie heute wollen. Laßt mich Euch noch ein letztes Wort sagen . . .

DIE MARKGRÄFIN: Und was, mein Freund?

MICHELAGNIOLO: Euch, die ich so sehr liebe, Euch segne ich von ganzem Herzen . . . Lebt wohl!

Er küßt die Hand der Markgräfin und geht.



Inhalt



Savonarola

Seite 1

Cesare Borgia

Seite 93

Julius II.

Seite 165

Leo X.

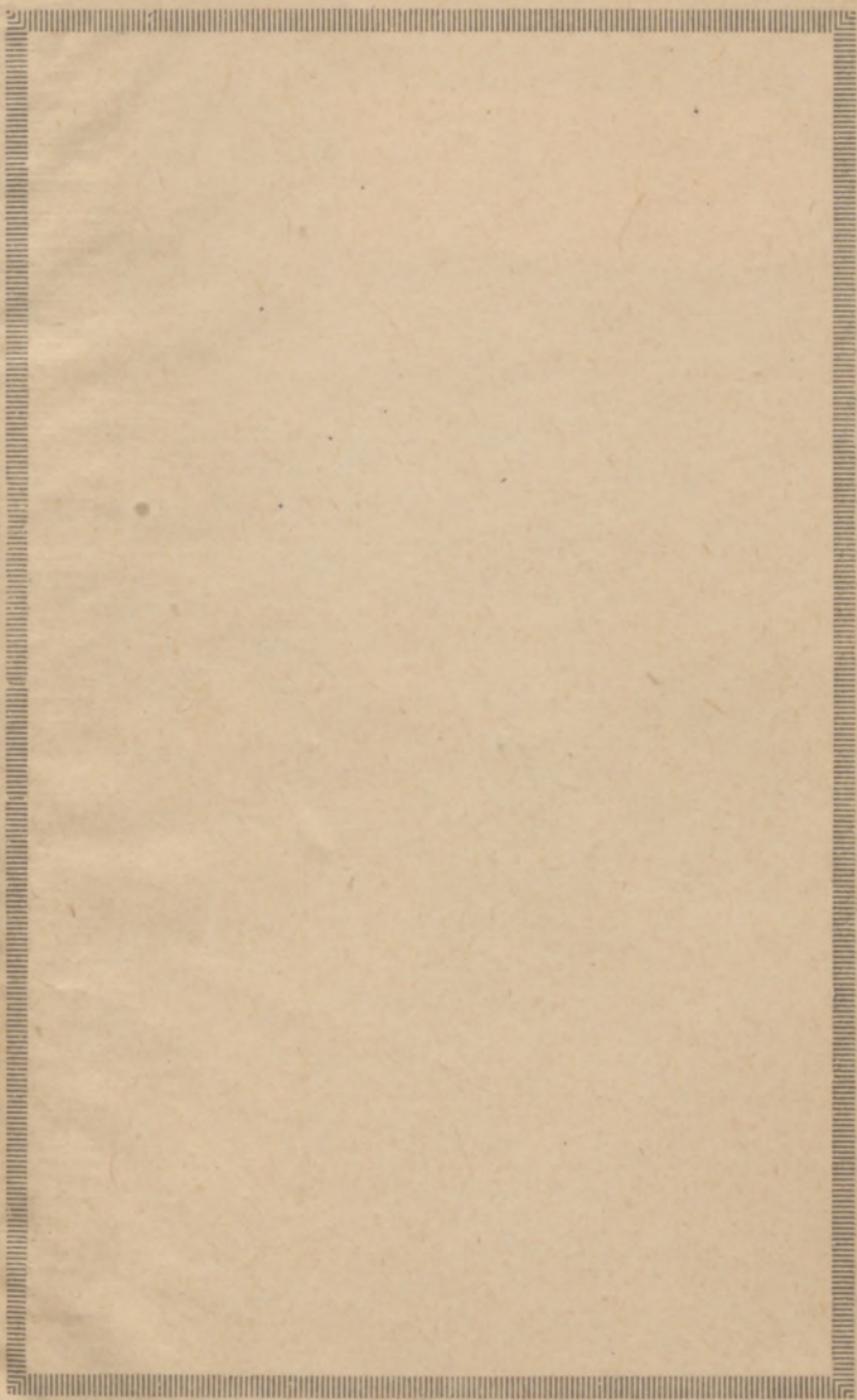
Seite 233

Michelagnolo

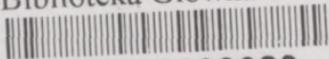
Seite 291



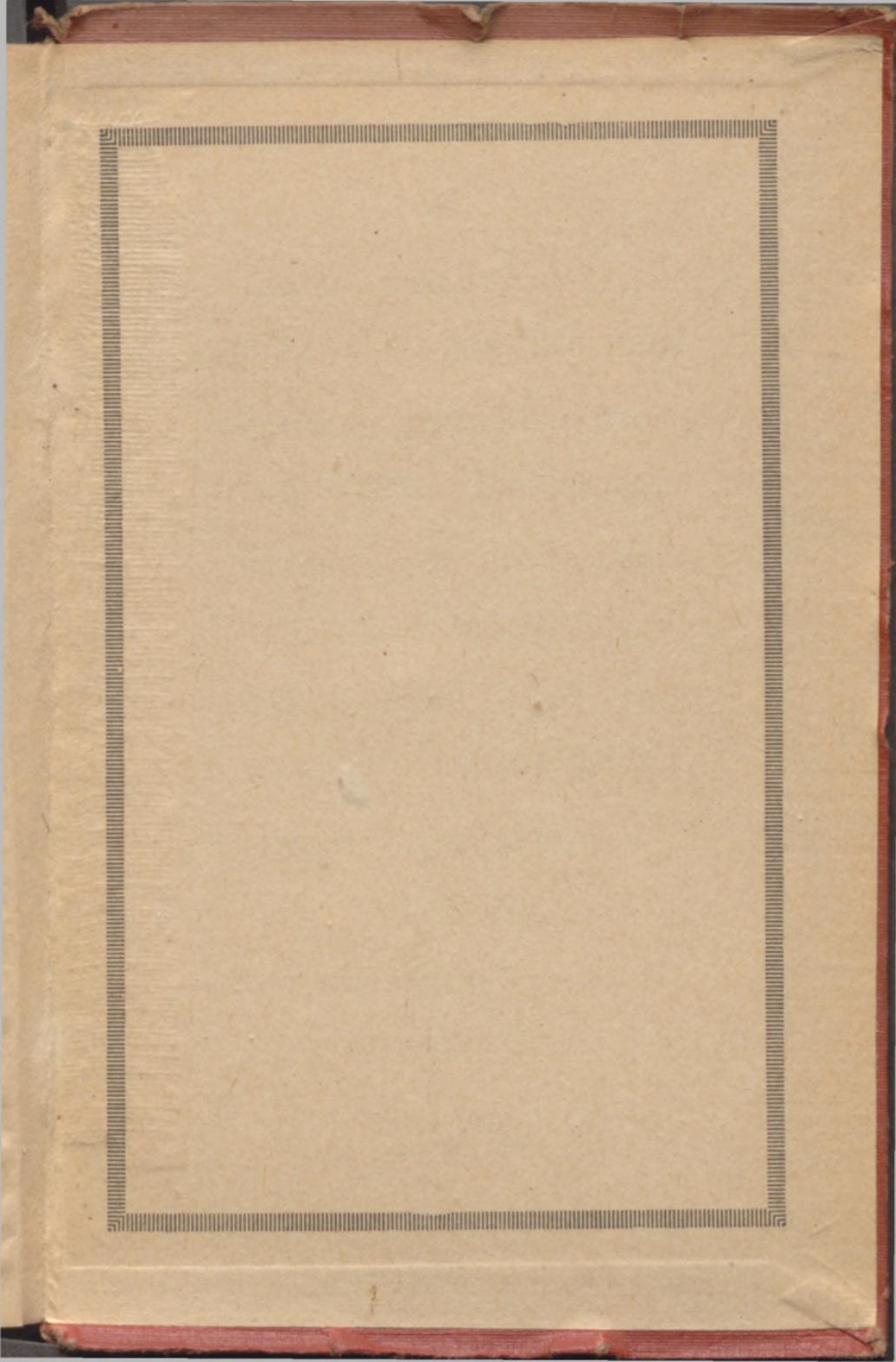
DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCH-
DRUCKEREI IN LEIPZIG



Biblioteka Główna UMK



300022099080



DIE MARKGRÄFIN: Stützt Euch auf meinen Arm ... ich
will Euch bis an den Fuß der Treppe geleiten.
MICHELAGNIOLO: Ich willige in diese Ehre ... ich nehme
diese zarte Sorge an ... Mir scheint, ich darf sie heute wollen.
Laßt mich Euch noch ein letztes Wort sagen ...
DIE MARKGRÄFIN: Und was, mein Freund?
MICHELAGNIOLO: Euch, die ich so sehr liebe, Euch segne
ich von ganzem Herzen ... Lebt wohl!
Er küßt die Hand der Markgräfin und geht.

DIPLIOTER
OPINIONEN
U. ERZÄHLEN



Inhalt



Savonarola

Seite 1

Cesare Borgia

Seite 93

Julius II.

Seite 165

Leo X.

Seite 233

Michelagnuolo

Seite 291



